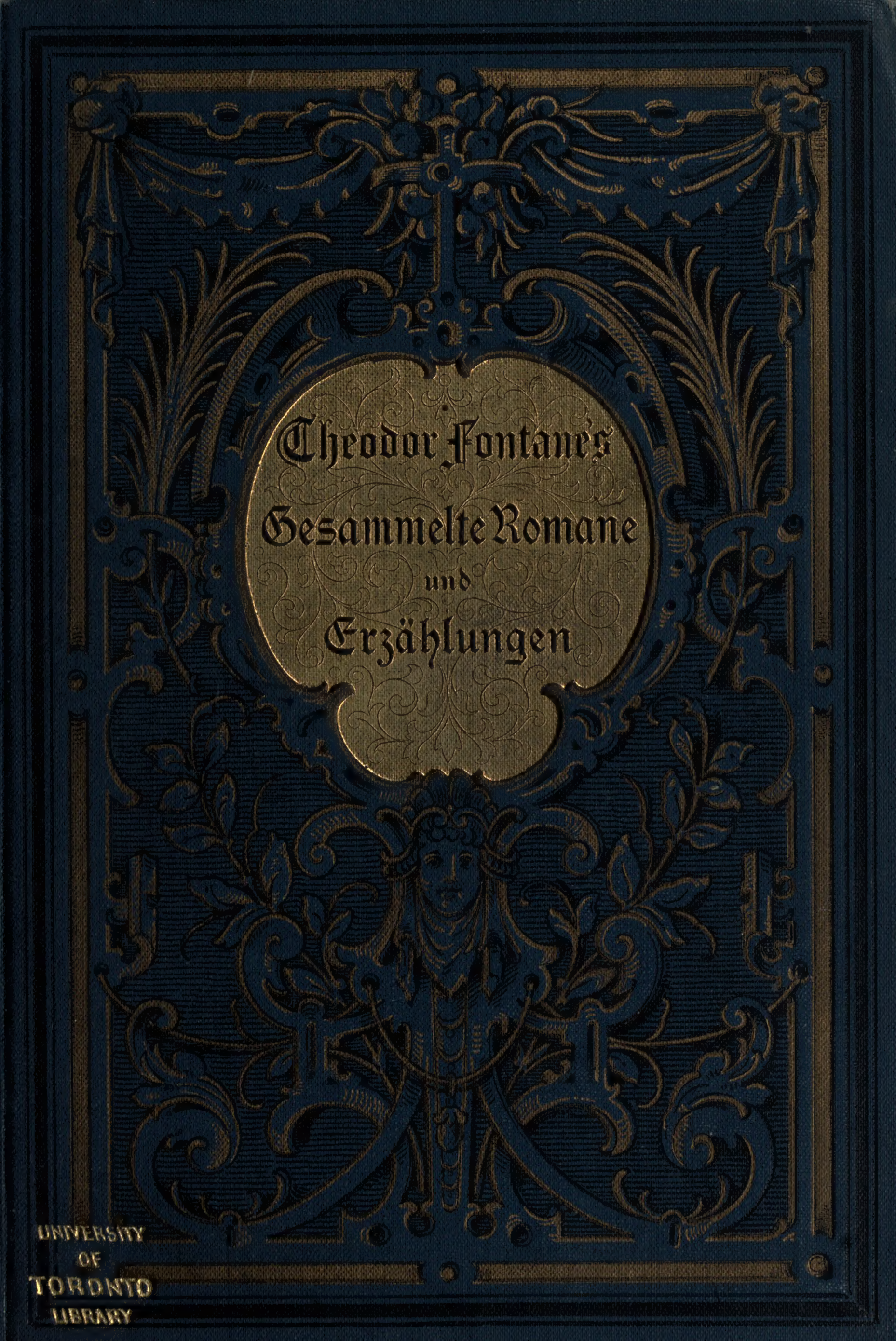
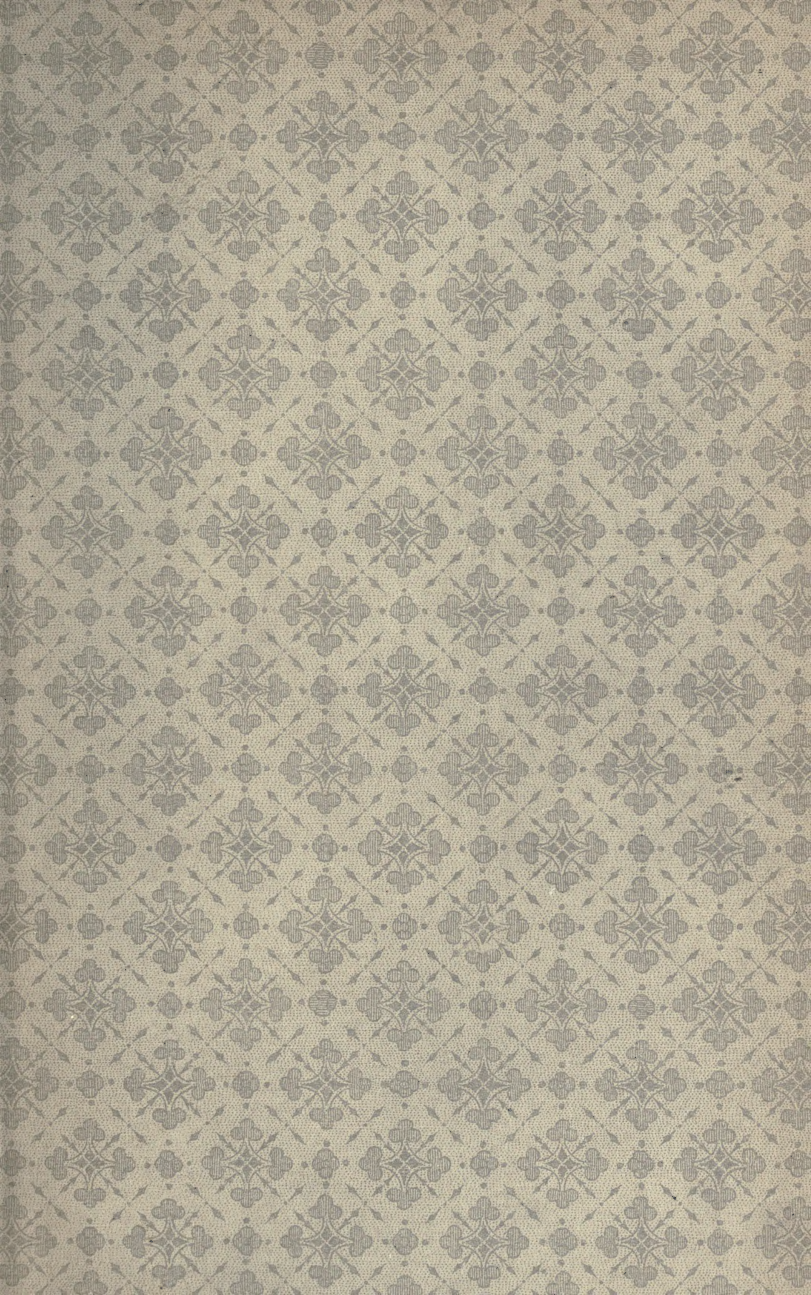
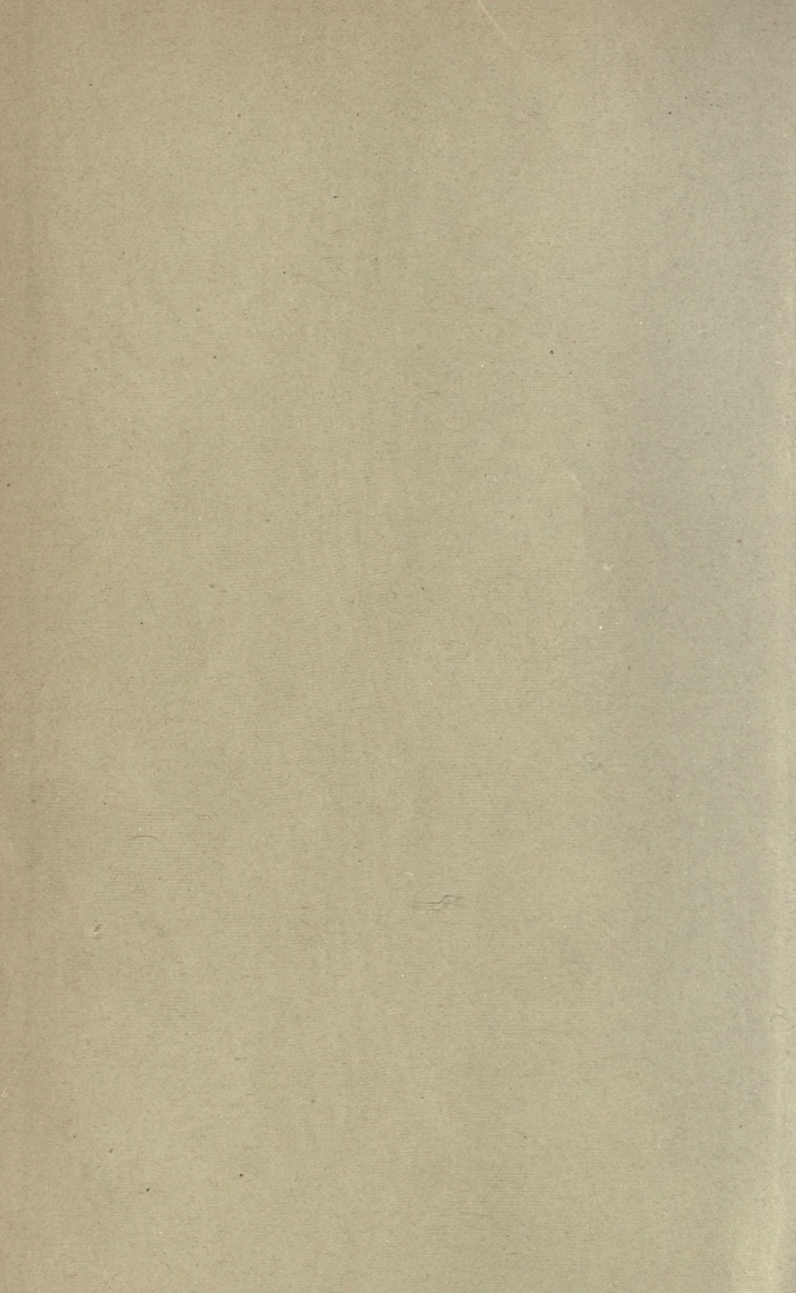

Theodor Fontanes
Gesammelte Romane
und
Erzählungen





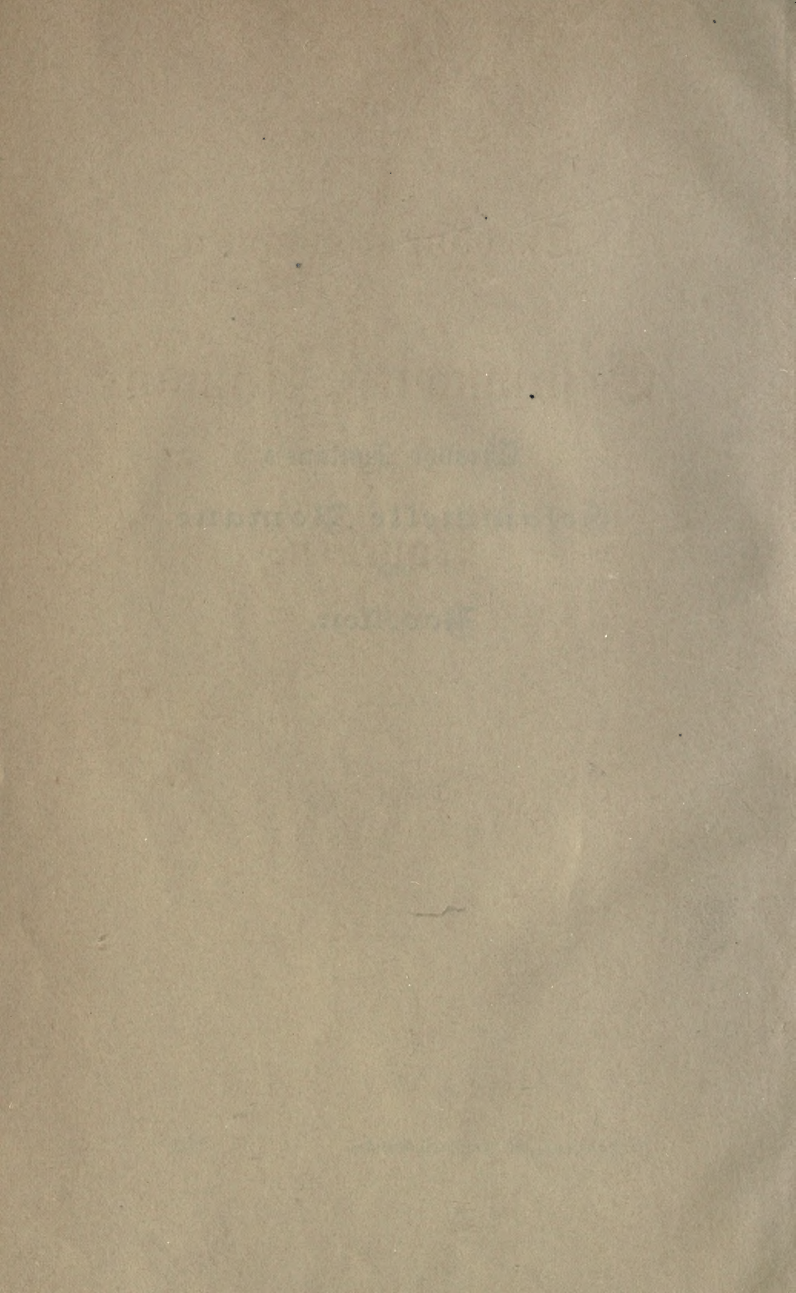


Theodor Fontane's

Gesammelte Romane

und

Novellen.



Theodor Fontane's

Gesammelte Romane

und

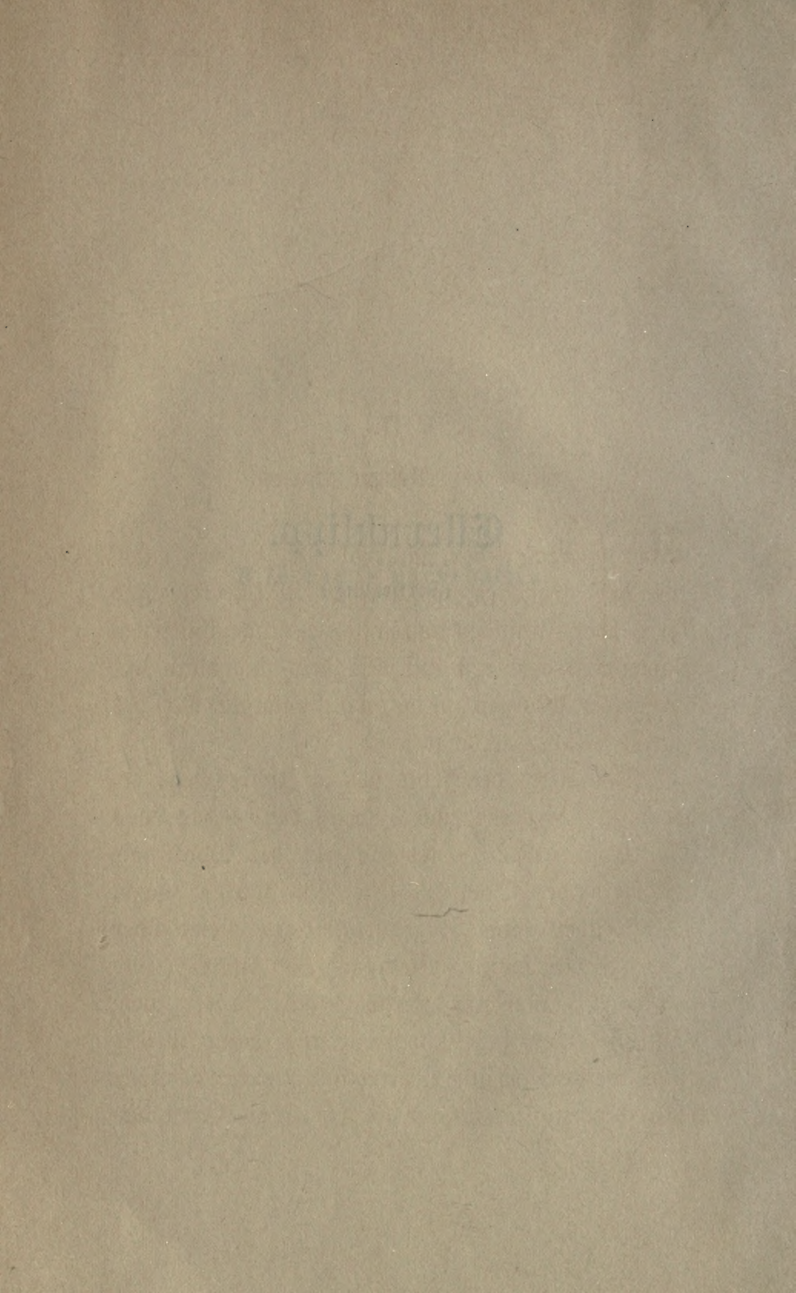
Novellen.

Band II.

Berlin W.
Deutsches Verlagshaus
(Emil Dominik).

Ellernklipp.

(Fortsetzung.)



VIII.

Hilde bei Melcher Harms.

Am Mittag aber schürzte sich Hilde, nahm eine der großen, zugeschrägten Milchkufen und schritt über ein in den steilen Rasen eingeschnittenes Gartentreppchen erst auf das Feld und dann auf die Sieben-Morgen zu, wo, wie sie wußte, Melcher Harms seine Heerde weidete.

Der Alte, den seine siebzig Jahre mehr erhoben als niedergedrückt hatten, war — das Loos aller Conventikler — ebenso sehr der Spott wie der Neid des Dorfes. Und ein Räthsel dazu. Selbst über seine Zugehörigkeit zu dieser oder jener Secte wußte Niemand Bestimmtes, und wenn er einerseits unzweifelhaft unter dem Einfluß einer herrnhutischen und dann wieder einer geisterseherischen Strömung war, so war es doch ebenso sicher, daß er sich unter Umständen

von jedem derartigen Einflusse frei zu machen und seinen eigenen Eingebungen zu folgen liebte. Widersprüche, die dadurch in sein Leben und sein Bekenntniß kamen, kümmerten ihn wenig, am wenigsten aber die Gräfin oben, die gerade um dieser seiner Freiheit und anscheinenden Willkürlichkeit willen an sein Erleuchtet- und Erwecktsein glaubte.

Was Hildens Schritt in diesem Augenblicke beflügelte, war freilich ein Anderes und wurzelte neben einem immer wachsenden Hange, den Alten seine Märchen und Geschichten erzählen zu hören, einfach in einem lebhaften Gefühle des Dankes und der Liebe. Schon aus ihrem heute so freudig bewegten Gange sprach dieses Gefühl, und Joost, der sein Sielenzeug eben über den heiß von der Mittagssonne beschienenen Zaun hing, sah ihr nach und sagte: „Süh moal. Mit eens wedder prall und drall.“

Und ihr leichter Schritt hielt an und verrieth nichts von Ermüdung. Aber der Weg mußte doch anstrengender gewesen sein als sonst, denn sie war erhitzt, als sie bei Melcher Harms oben ankam. Der saß auf einer großen Graswalze, sein Strickzeug in der Hand, und sagte: „Du kommst wieder wegen der Milch, Hilde. Warum

schickst du nicht Mutter Rentsch oder die Christel?“ Und dabei nahm er ein groß Stück wollenes Zeug, das ihm als Mantel diente, und warf es ihr über den Kopf und Schulter; denn so heiß es auf dem Weg hinauf gewesen, so herbstlich kühl war es oben am Waldrande hin, an dem die Heerde weidete.

Hilde ließ sich die Vermummung gefallen, sah ihn freundlich an und sagte: „Die Milch? Ihr wißt ja, Vater Harms, es ist nicht wegen der Milch, es ist wegen Euch, daß ich komme. Der Vater ist fort nach Ilseburg, und erst um die sechste Stunde will er wieder da sein und einen frohen Tag haben. Denn er hat heute Geburtstag. Neunundvierzig. Und ich finde, es sieht's ihm Keiner an.“

„Da hast du Recht,“ antwortete der Alte. „Und ich will dir sagen, woher es kommt. Er hat die Kraft. Und die Kraft hat er, weil er Gott hat und lebt nach seinen Geboten. Und wäre der da drüben nicht — und dabei wies er nach dem Pfarrhause hinüber, aus dessen Dach eben ein friedlicher Rauch aufstieg —, so hätt' ich ihn lang in unserem Saal. Aber ich mag es dem Sörgel nicht anthun, obwohlen er auf dem Irrpfad ist. Und kann kein Friede sein zwischen ihm und mir.“

„Er hat aber die Liebe,“ sagte Hilde.

„Ja, die hat er. Nicht die große, die hebt und heiligt und die nur gedeiht, wo der Boden des rechten Glaubens ist; aber die kleine hat er, die heilt und hilft. Und weil er sie hat und weil er das hat, was die Menschen ein gutes Herz nennen, darum lass' ich ihn und decke seine Schwäche vor aller Welt nicht auf.“

Unter diesem Gespräch hatte sich Hilde wieder aus dem Stück Zeug herausgewickelt und warf es ein paar Schritte hinter sich auf eine Stelle zu, die hoch in Gras stand, als ob sie bei der letzten Heumaht vergessen wäre. Die vordersten Bäume des Waldes traten bis dicht heran und bildeten ein Dach darüber.

„Es ist keine gute Stelle,“ sagte der Alte, während er sich halb umwandte. „Da liegt der Heidenstein. Und ist ein Spuk dabei.“

„Spuk!“ lachte Hilde. „Spuk! Und Ihr glaubt daran, Vater Melcher? Ich nicht, und der alte Sörgel auch nicht. Und wenn er hörte, daß Ihr von Spuk sprecht, so würd' er auch wohl von ‚Irrpfad‘ sprechen. Aber von Eurem!“

„Ja, das würd' er,“ antwortete Melcher Harms. „Ein Jeder nach seinen Gaben. Und der Alte drüben ist arm und dunkel. Am

dunkelsten aber da, wo seine Vernunft und seine Weisheit anfängt und sein Licht am hellen Tage brennt. Denn der halbe Glaube, der jetzt in die Welt gekommen ist und mit seinem armen irdischen Licht Alles aufklären und erleuchten will und sich heller dünkt als die Gnadensonne, das ist das unnütze Licht, das bei Tage brennt."

„Aber, Vater Melcher, Ihr sprecht von halbem Glauben und steht mit Eurem Spuk in dem, was schlimmer ist, im Aberglauben."

„Nein, Hilde. So gewiß ein Gott ist — und ich hab' es dir oft gesagt, und du hast es mir nachgesprochen —, so gewiß auch ist ein Teufel. Und sie haben Beid' ihre Heerscharen. Und nun höre wohl. An die lichten Heerscharen, da glauben sie, die Klugen und Selbstgerechten, aber an die finsteren Heerscharen, da glauben sie nicht. Und sind doch so sicher da wie die lichten. Und thun beide, was über die Natur geht, über die Natur, so weit wir sie verstehen. Und thun es die guten Engel, so heißt es Wunder, und thun es die bösen Engel, so heißt es Spuk."

„Und meint Ihr, daß auch die Gräfin drüben daran glaubt?" entgegnete Hilde.

„Die glaubt daran, denn sie hat davon an ihrem eigenen Haus erfahren. Aber auch das

Wunder und die Gnade. Denn ihr Urahn, der war Kämmerling im Dienste von Herzog Heinrich, von dem du wissen wirst. Und als der Herzog Heinrich wiederkam aus dem gelobten Lande, und der Spuk und der Versucher überwunden war, da war Alles Wunder und Gnade. Wunder und Gnade durch viele Jahre hin."

„O, erzählt mir davon! Und danach auch von dem Kämmerling."

Melcher Harms lächelte, daß ihr der Urahn der Gräfin so vor Allem am Herzen zu liegen schien, und begann dann, während er sein Strickzeug wieder in die Hand nahm: „Es sind nun schon viele hundert Jahre, und unser Schloß drüben hatte noch keine Zacken und Giebel, da war Alles hier herum ein großes, großes Land, und der Herr in dem Lande war Herzog Heinrich. Das Land aber hieß, wie heute noch, das Braunschweiger Land. Und als Kaiser Rothbart auszog, um das Grab zu gewinnen, da zog auch der Herzog Heinrich mit ihm, und seine Herzogin Mechthildis ließ er zurück in seinem Schloß."

„Und auch den Kämmerling?"

„Auch den!"

„Und wie hieß der?"

„Einhart von Burckersrode. Der blieb bei

der Herzogin und war schon alt. Herzog Heinrich aber fuhr mit dem Kaiser flußabwärts viele, viele Wochen lang. Und auf Ostern kamen sie bis an eine große Stadt, die schon am Meere lag, und empfingen Geschenke, so viel, daß sich Jeder, der mit ihnen war, in Sammet und Seide kleiden konnte."

„In Sammet und Seide!" bewunderte Hilde.

„Und danach stiegen sie wieder zu Schiff und fuhren dem gelobten Lande zu. Aber sie fanden es nicht, und Alle starben Hungers; und als die Noth am größten war, da senkte sich ein Wundervogel herab, den sie Greif nennen, der hob den Herzog in seinen Fängen auf und trug ihn ans Ufer in sein Nest. Da waren viele junge Greife, die die Hälse nach ihm reckten, aber er erschlug sie, groß und klein, und nahm eine Greifenklaue mit sich. Die hängt im Dome bis diesen Tag."

„Ich weiß. Aber wie geht es weiter?"

„Und danach stieg unser Herzog aus dem Greifennest und sah sich in einem tiefen Walde, darin ein Drachen und ein Löwe mit einander kämpften. Er aber stellte sich zu dem Löwen und tödtete den Drachen. Und von Stund' an

war ihm der Löwe treu und unterthan und trug ihm die Hirsch' und Rehe zu.

So zogen sie mit einander eine lange Strecke Wegs; aber der Wald war endlos und sie kamen nicht heraus.

Da befiel den Herzog eine tiefe Trauer, zumal wenn er an sein Land und seine Herzogin gedachte. Denn es ging nun schon das siebente Jahr, daß er ausgezogen war. Und als er so lag, erschien ihm der Versucher und sagte: „Gestern Mittag ist ein Anderer bei Dir eingezogen und will Wirthschaft halten. Und er nimmt dein Weib und dein Land." Und bei diesen Worten grämte sich der Herzog mehr noch als zuvor, denn er liebte die Herzogin; und er rang und betete, wie wir Alle thun, wenn wir in Noth und Bitterkeit des Herzens sind, und rief Gott an um seine Hülfe und seinen Beistand. Und das Alles hörte der Versucher und sagte: „Du redest umsonst zu deinem Gott; ich aber, ich werde dir helfen und dich bis in deine Stadt führen, heute noch, und dich ohne Schaden auf den Giersberg niederlegen. Danach aber werd' ich in diesen Wald zurückkehren und auch deinen Löwen einholen. Und Alles, was du zu thun hast, ist, daß du zwischeninne nicht schlafen sollst; und schläfst

du nicht, so hast du gewonnen, und schläfst du doch, so hast du verspielt und bist mein mit Leib und mit Seele."

Darein willigte der Herzog, und der Versucher ergriff ihn und trug ihn im Sturme durch die Luft."

In diesem Augenblick aber zuckte Hilde heftig zusammen, denn ein Windstoß, als wär es der Sturm, von dem Melcher Harms eben gesprochen hatte, fuhr über die Stelle fort, wo sie saßen, und die Schalen der Buchecker, die bis dahin oben am Waldesrande hin gelegen hatten, tanzten an ihnen vorüber.

Und dann war es wieder still, und der Alte, der des Zwischenfalls nur wenig geachtet hatte, nahm den Faden wieder auf und erzählte weiter: „Und siehe, der Versucher hielt sein Wort und legte den Herzog auf den Giersberg nieder nnd fuhr auch im Fluge wieder zurück, daß er den Löwen hole. Den Herzog aber überkam eine Todesmüdigkeit, und wiewohlen er wußte: „Wachet und betet", so war seines Fleisches Schwäche doch größer als seine Kraft, und er schlief ein. Fest und schwer. Und als nun der Böse mit dem Löwen abermals herankam und schon aus der Ferne den Herzog schlafen sah, da wurd ihm

wohl in seinem teuflischen Herzen, und er freute sich seines Sieges; aber der Löwe hatte seinen Herzog auch gesehen, und weil er den Schlafenden nicht als schlafend erkannte, wohl aber ihn schon gestorben glaubte, so fing er an zu brüllen vor Schmerz über den Tod seines Herrn. Und von diesem Gebrüll erwachte der Herzog und war gerettet, gerettet durch die Treue. Ja, Hilde, die rettet immer. Und Gott erhalte sie dir, so du sie hast, und gebe sie dir, so du sie nicht hast."

Es war ersichtlich, daß er in gleichem Sinne noch weiter sprechen wollte. Wie von ungefähr aber wurd in eben diesem Augenblick ein Knistern hörbar, und als Beide sich umblickten, sahen sie, daß Martin auf dem Heidensteine stand und das Mantelstück ihnen wie zu Gruß und Willkomm entgegenschwenkte. „Hoiho!" Und gleich danach sprang er auf sie zu, bot ihnen guten Tag und setzte sich.

„Von wo kommst du?" fragte Hilde.

„Von woher ich immer komme. Von den Holzschlägern. Es ist jetzt da hin, daß sie schlagen, keine fünfhundert Schritt hinter Ellernklipp. Und wenn Vater Harms den Wiesenstrich nimmt, der zwischen dem Kamp und dem Walde läuft, dann ist es zum Abrufen nah'."

„Aber, wie kamst du nur auf den Stein?“

„Ich schlich mich 'ran und duckte mich.“

Unter diesem Gespräch war Melcher Harms immer ernster und unruhiger geworden. Hilde jedoch hatte seiner Unruhe nicht Acht und sagte nur: „Ich will das Ende hören.“

Und der Alte bezwang Alles, was von Furcht und Sorge während dieser letzten Minuten über ihn gekommen war, und sagte, während er sich wieder zu Hilde wandte: „Die Treue seines Löwen also hatte den Herzog gerettet. Und so ging er bis vor das Schloß und hörte von der Halle her eine große Musik von Trommeln und Pfeifen, und er wußte nun wohl, daß es eine Hochzeit sei. Da nahm er einen Ring vom Finger, gab ihn dem alten Burckersrode — dem Kämmerling — und beschwor ihn, daß er den Ring zur Herzogin Mechthildis hineintrage. Und als diese des Ringes ansichtig wurde, hob sie sich von der Tafel und sagte: „Das ist meines lieben Herrn Ring, und er ist wieder da und ist nicht todt, und ich will ihn sehen und wieder die Seine sein.“ Und als sie so gesprochen, führte man den Fremden, von dem der Ring kam, in die Halle des Schlosses, und die Herzogin sank vor ihm nieder und rief: „Ich danke Gott, daß er mein still Gebet erhöret

hat.“ Und sie lud ihn neben sich, und Alle sahen nun, daß es der Herzog war, und Jeder gedachte der alten Zeit; aber des falschen Bräutigams, um dessentwillen die Hochzeitstafel angerichtet worden, gedachte Keiner mehr.“

Da jubelte Hilde, daß es so gut gekommen, und Melcher Harms freute sich ihres Frohsinns und schloß: „Und ein fromm und herrlich Regiment begann all umher und konnte nicht anders sein in seiner Nähe. Denn er war, wie Fürsten sein sollen: treu und tapfer und gnädig und gerecht. Und hatte den Glauben. Und als er siebzig alt war, da ließ er sein Gemahl rufen und sagte: „Meines Lebens Leben ist nicht lange mehr, und ich befehle nun Leib und Seele Christo Jesu, meinem lieben Herrn. Der wolle mein pflegen in Ewigkeit.“ Und so starb er, und das Land ging in Trauer, und in Trauer ging Mechthilde, sein Gemahl. Aber der Löwe legte sich auf seines Herren Grab und nahm nicht Speise noch Trank. Und so lag er und regte sich nicht, bis auch er gestorben war.“

„Und das ist da, wo noch heute der Löwe steht. Weißt du, Martin?“ Und Hilde dankte dem Alten und sah nach dem Schloß hinüber, das eben jetzt im vollen Scheine der Nachmittags=

ſonne dalag. Ein Habicht ſchwebte ſtill und mit ausgebreitetem Flügelpaar darüber und ſchoß endlich in den finſteren Eichenwald nieder, der den alten Giebelbau drüben in ſeinen Armen hielt.

Und alle Drei ſahen's und hingen ihren Gedanken nach und hörten nichts als das nahe und ferne Heerdengeläut und dann und wann das Echo, wenn ein Schuß in den Bergen fiel.

Am ſtillſten aber war der Alte geworden, und Hilde, die gern wiſſen wollte, was es ſei, ſagte: „Geh' vorauf, Martin."

„Ihr wollt wieder allein ſein," lachte dieſer. „Aber wie du willſt. Nur verplaudere dich nicht und bleib nicht zu lang. Um die ſechſte Stunde will der Vater wieder da ſein. Du weißt, er hat es nicht gern, wenn wer fehlt. Und nun gar heut'."

Und damit lief er ſchräg über die Berglehne fort und auf die lange Buchenhecke zu, die zu des Haidereiters Hauſe herniederführte.

Beide ſahen ihm eine Weile nach. Dann ſagte Hilde: „Ihr habt etwas, Vater Harms. Und es iſt was mit dem Martin. Ich weiß wohl, Ihr ſeht Alles und habt nichts Gutes geſehen. Sagt mir, was es iſt."

Er ſchwieg und ſchien unſchlüſſig in ſich ab-

zuwägen. Endlich nahm er Hildens Hand und sagte: „Ja, du hast Recht, es ist was mit dem Martin .... Er hat auf dem Heidenstein gelegen.“

„O, das hab' ich auch.“

„Es ist ein Opferstein. Und sie sagen: wer darauf schläft, den opfern die finsteren Mächte.“

„Ja, wer darauf schläft!“

„Aber ich denke, Kind, ich hab' es weggebetet.“

„Könnt Ihr das, Vater Harms?“

„Nicht immer. Aber oft. Das Gebet kann viel, und du wirst es noch erfahren. Aber erfahr' es nicht zu früh, Hilde. Denn ich muß es dir noch einmal sagen, wir beten erst, wenn wir im Unglück sind. Und ich wünsche dir glückliche Tage. Ja, Kind, auch irdisch Glück ist süß.“

Ueber Hilden ergoß es sich blutroth, und es war ihr, als hab er in ihrem Herzen gelesen. „Ich muß mich nun eilen,“ sagte sie, während sie sich rasch erhob und, ohne sich um die leer gebliebene Kufe zu kümmern, über die Wiese hin bergab lief, immer in derselben Richtung, die Martin vor ihr genommen hatte.

Der alte Melcher aber war noch ernster und nachdenklicher geworden und redete halblaut und in abgerissenen Sätzen vor sich hin: „Ich werd' es nicht wegbeten und Keiner wird es.

Ihr Blut ist ihr Loos, und den Jungen reißt sie mit hinein. Es geschieht, was muß, und die Wunder die wir sehen, sind keine Wunder.... Ewig und unwandelbar ist das Gesetz."

IX.

Des Haidereiters Geburtstag-Abend.

Es war eine Stunde später, und Martin und Hilde sahen von der Vorlaube her, unter der sie Platz genommen hatten, immer den Weg hinauf, auf dem der Vater zurückkommen mußte. Dabei traf ihr Blick, sie mochten wollen oder nicht, auch auf den halb in einer Brombeerhecke versteckten Backofen, vor dem Grissel emsig beschäftigt war und den eisernen Vorsetzer abwechselnd auf- und zuschob. Jetzt aber schien sie zufrieden mit dem Befund und zog auf einer breiten Holzschippe die Bleche heraus, auf denen sie die Geburtstagskuchen für den Abend gebacken hatte, einen Streußel- und einen Kronsbeerkuchen, welchen letzeren der Haidereiter allem anderen vorzog. Aber der Rand mußte braun sein und am liebsten halb verbrannt. Eine Luftwelle trug den brenzlich-würzigen Duft herüber, und Martin sagte: „Freust du dich auf den Abend?"

„O gewiß! So sehr ich mich freuen kann.“

„So sehr du dich freuen kannst! Was heißt das? Du wirst dich doch freuen können. Jeder Mensch kann sich freuen.“

„Ja,“ wiederholte Hilde, „jeder Mensch kann sich freuen, und ich auch. Und wenn ich sage, so sehr ich mich freuen kann, so mein' ich an unserem Tisch und in unserem Haus.“

Als Hilde so gesprochen hatte, nahm Martin ihre Hand und seufzte: „Ja, das ist es. Und daß ich's dir nur gesteh', ich hatte dich auch recht gut verstanden. Ich wollt' es nur deutlicher hören. Ach, was ist das für ein Leben! Ich möchte vergehen. Er meint es ja gut mit uns, mit mir vielleicht und mit dir gewiß .... Ja, ja, Hilde, das darfst du nicht bestreiten: er zieht dich vor. Aber glaube nur ja nicht, daß es das ist. Nein, nein, er soll dich vorziehen; ich bin nicht böse darüber und gönne dir Alles. Alles und dann immer noch was dazu. Nein, Hilde, das ist es nicht. Sie sollen dich lieben, Jeder, und versteht sich, am meisten ich .... Ach, ich glaub', ich sterbe, so lieb hab' ich dich.“

Und dabei glitt er nieder und legte schluchzend den Kopf auf ihre Kniee.

Das aber gab ihr einen Schreck und eine

Herzensangst, und sie bat und beschwor ihn, abzulassen und wieder aufzustehen. „Ich hätte den Tod, wenn's die Grissel säh'. Ach, ich kenne sie; sie war anders sonst; aber jetzt hat sie nur spitzige Reden für mich und ist hämisch und neidisch, weil ihr so gut gegen mich seid und mir Alles zu Willen thut: der Vater und der alte Sörgel und der alte Melcher Harms oben. Ich bitte dich, Martin, steh' auf .... Sieh, sieh nur, jetzt hat sie's gesehen!"

„Laß sie. Mir gilt es gleich. Sie soll es sehen. Jeder soll es sehen. Und er auch."

„Um Gotteswillen, nein, er nicht! Ich weiß nicht, Martin, was es ist, aber er darf es nicht sehen. Ich les' es ihm von der Stirn, er will es nicht. Er will, daß wir Geschwister sind, das mußt du doch auch wissen, und Bruder und Schwester ist sein drittes Wort. Und was er sonst noch will, das weiß ich nicht. Nur das weiß ich, daß er mich immer so ansieht, als ob ich was Anderes wär' und was Apartes und Alles nicht gut genug für mich. Auch du nicht. Und letzten Erntekranz, als er uns tanzen sah, da hört' ich auch so was. Und ist doch Alles Thorheit und Unverstand und schafft mir bloß Neid und Mißgunst. Und bedrückt mich bloß. Ja, das ist es.

Ach, Martin, ich bin ihm gut, weil er gut gegen mich ist; aber ich weiß nicht, ich fürchte mich vor ihm."

„Und ich auch, Hilde. Ja, ja, das ist es. Aber ich will mich nicht länger fürchten und schäme mich meiner Furcht. Denn vor seinem Vater soll man sich nicht fürchten."

„Du sollst deinen Vater und deine Mutter ehren."

„Ehren! wohl. Aber da liegt eben der Unterschied. Ehren soll man sie und Respect haben. Und wenn du das zusammenthust, so hast du die Ehrfurcht. Und die Ehrfurcht, die ist gut. Aber bloß Furcht, das ist falsch und schlecht und feig. Und ich will es nicht länger!"

„Ich glaube wohl, daß du Recht hast. Aber übereile nichts. Und jedenfalls nicht heute. Du weißt . . . ."

In diesem Augenblicke hörten sie das Anschlagen eines Hundes vom Dorfe her, und gleich darauf wurde der Jagdwagen zwischen den Zweigen des Weges sichtbar. Es war also höchste Zeit, abzubrechen, und Beide huschten um so rascher und ängstlicher ins Haus, als sie sich nach dem eben geführten Gespräch unfähig fühlten, eine rechte Freude bei des Vaters Ankunft zu zeigen.

Und so fand sich denn nur Joost ein und nahm die Leineu aus des Haidereiters Hand, während Grissel, die gerade Zucker und Zimmet über die Kuchen streute, von ihrem Backofen her aufsah und grüßte. Freilich nur mit einem flüchtigen und vertraulichen Kopfnicken, wie Dienstleute zu thun pflegen, die sich daran gewöhnt haben, auch ihren Gruß innerhalb gewisser Grenzen zu halten.

Und nun kam der Abend, und um die siebente Stunde saß Alles um den runden Tisch. Auf einem der Ständer aber standen die Kuchen und der Ciderwein, auf den hin die Grissel eine Reputation hatte, und Alles war festlich und gegemüthlich, oder doch so gemüthlich, wie's in des Haidereiters Haus und unter der Controle seiner buschigen Augenbrauen überhaupt sein konnte. Der Ofen, in dem ein Reisigfeuer brannte, gab eine gelinde Wärme, während doch gleichzeitig ein Luftzug durch die Fenster kam und die Sterne mitsammt dem erleuchteten Schloß von drüben her hereinsahen. Alles war Frieden; die Lichter im Zimmer flackerten nur leise hin und her, und kleine Rauchsäulen stiegen auf und schlängelten sich an der Decke hin.

Der Haidereiter war ersichtlich in bester Laune von Ilseburg zurückgekehrt und plauderte mit

vielem Behagen von dem kleinen buckeligen Gerichtsschreiber, dessen Buckel nur noch von seiner Wichtigkeit übertroffen werde. Dazu brachte er auch eine Neuigkeit mit, und zwar die: daß die Preußen bald wieder einen Krieg haben würden; denn ohne Krieg könnten sie nicht sein. Und zuletzt kam er, wie gewöhnlich, auf die gnädige Gräfin, von der ein Gerede gehe, daß sie katholisch werden wolle. Darüber war nun die Grissel natürlich außer sich; aber ehe sie noch ein passend-gemäßigtes Wort der Empörung finden konnte — denn der Haidereiter hielt auf Respect gegen die Herrschaft — fuhr dieser in eigenem Unmuth fort: „Und wer ist schuld daran? Wer anders als dieser alte Kamm-Melcher, der jeden Abend oben steckt und unserem alten Sörgel über den Kopf weg seinen Mischmasch von Weisheit und Unsinn zum Besten giebt. Versteht sich heimlich. Aber was ist heimlich bei vornehmeu Leuten? Und was ist heimlich überhaupt? ‚Ist auch noch so fein gesponnen, muß doch Alles an die Sonnen.‘ Und ist auch ein Trost und ein Glück, daß es so ist. Denn Alles Unrecht muß heraus. Und was ein rechtes Unrecht ist, das will auch heraus und kann die Verborgenheit nicht aushalten. Und eines Tages tritt es selber vor und sagt: hier

bin ich. Ja, Kinder, so hab' ich's immer gefunden, auch bei den Soldaten schon, und ich entsinne mich.... Aber ich sehe wohl, ich hab' es schon erzählt und bin noch nicht alt genug, um immer bloß für Alte zu sein und am wenigsten für alte Geschichten. Aber für ein Altes bin ich, und am End' ihr auch — wenigstens unsere Grissel hier, denn die hat eine feine Zung' und eine spitzige dazu, nicht wahr? Aber das thut nichts, wenn's hier nur stimmt und der Katechismus in Ordnung ist und der Wandel und die gute Sitt' — aber was ich sagen wollte, für ein Altes bin ich. Und hier ist der Schlüssel, Martin, und nun geh' und hol' eine von den weißgesiegelten, ohne Zettel. Bah, Zettel! Zettel hin, Zettel her! Der Zettel macht's nicht, aber was drin ist, das macht's. Und dafür steh' ich. Also von den weißgesiegelten, Martin. Oder bringe lieber gleich zwei. Denn es wird Einem wohler und wärmer ums Herz, wenn man nicht gleich mit der Angst anfängt: ‚Ei, du mein Mäusle, was wird? 's is halt schon wieder vorbei.' Nein, nein, was es auch sei, man muß immer was Sicheres vor sich haben, und der freie, ruhige Blick in die Zukunft, das ist überhaupt das Beste vom Leben. Und nun geh', Martin. Aber sieh dich vor bei der drittletzten

Stufe, die liegt nicht fest, und zerschlage mir nichts, denn ich bin abergläubisch. Und an meinem Geburtstage soll mir kein Glas in Scherben gehen. Und auch keine Flasche."

Martin ging und kam wieder und stellte die Flaschen auf den Tisch. Und mit einem langen Pfropfenzieher, an dessen Griff eine Bürste war, zog jetzt der Haidereiter den Kork aus der ersten Flasche, putzte die Lackkrümelchen sorgfältig weg und goß unter Schmunzeln und doch zugleich mit einer gewissen Feierlichkeit in alle vier Gläser ein. Und nun nahm er seins, hielt es gegen das Licht und freute sich, daß es wie kleine Geister darin auf- und niederstieg. „Auf ein glückliches Jahr!" Alle Gläser klangen zusammen, und Alle tranken aus. Nur Hilde nicht.

Aber darin versah sie's, und der Alte sagte: „Wer nicht austrinkt, meint es nicht gut. Und du hast bloß genippt, Hilde. Wer mein Liebling sein will, muß austrinken; werde nur nicht roth, der Martin gönnt dir's und die Grissel auch. Nicht wahr, Grissel? .... Und wißt ihr, wo der Wein herstammt? Der stammt drüben vom Schloß und ist noch vom seligen Grafen, von meinem gnädigen alten Herrn, der nun auch drüben unterm Stein liegt, lange vor der Zeit. Ja, daß ich's

sagen muß, lange vor der Zeit. Aber das mit dem jungen, das war ihm zu viel."

Er wollte behaglich weiter plaudern, aber er unterbrach sich plötzlich, weil ihm einfiel, daß er sich selber vorgesetzt hatte, von dem Tode des jungen Grafen und überhaupt von dem jungen Grafen in Hilde's Gegenwart nie sprechen zu wollen. Als er diese jedoch völlig unbefangen bleiben und nur neugierige Augen machen sah, fuhr er auch seinerseits in wiedergewonnener Unbefangenheit fort: „Ja, das mit dem jungen, das war ihm zu viel. Und als ihn die Halberstädter anbrachten, immer mit Trommeln und Pfeifen — denn Anderes hatten sie nicht, weil die richtige Musik mit zu Felde war —, und es immer so wirbelte durch ganz Emmerode hin, an dem Kirchhof und dem Stachelginster vorbei, bis an die Kirche, die schwarz ausgeschlagen war, und brannten alle Lichter, aber keine Gesangbuchsnummer an der Tafel und bloß die Orgel spielte, — da war es dem Alten doch zu viel, und er hat's nicht lange mehr gemacht. Aber das sag' ich euch, das war ein Mann, der hätte das nicht geduldet mit dem Kamm-Melcher und mit dem Katholischthun, und hatte für Jeden ein Herz und eine Hand, und als mein Ehrentag

war mit deiner Mutter, Martin, die nun auch drüben schläft und vor Gott bestehen wird, weil sie Gott im Herzen hatte, da war er noch frisch und gut bei Weg', und ich dachte: der wird achtzig. Und eben den Tag war es, da kam auch ein Flaschenkorb mit Wein herüber und ein Zettel dran, auf dem war zu lesen: ‚Für den Hochzeiter und Haidereiter,' und darunter stand: ‚Auf gute Nachbarschaft.' Ja, ‚Auf gute Nachbarschaft' hatte der gute gnädige Herr geschrieben und Alles eigene Handschrift. Und von dem Wein ist dieser. Damals, an demselben Tage noch, hab' ich den weißen Lack von der ersten Flasche geklopft und heute von dieser zweiten, und ich denke, Kinder, es soll nicht die letzte gewesen sein."

Und Baltzer Bochold, der, als er so sprach, ohne Wissen und Wollen aufgestanden war, setzte sich jetzt wieder und strich sich einmal über das andere den vollen Bart; denn es gefiel ihm wohl, was er gesagt hatte, und in der Eitelkeit seines Herzens und in dem frohen Blick in die Zukunft, den er sich gönnte, vergaß er zum ersten Male, trotzdem er doch von ihr gesprochen und ihrer in Ehren gedacht hatte, nach dem Sopha hinzusehen, über dessen hoher Lehne das nur handgroße Pastellbild seiner Seligen hing. Es rührte von

einem Halberstädter Zeichenlehrer her, der in den Ferien Alles abmalte, die Gegend und die Menschen, am liebsten aber die Brautpaare. Und es war damals kurz vor der Hochzeit gewesen.

Ja, zum ersten Male heute hatte der Haidereiter nicht nach dem Bilde hinübergesehen; aber er sprach noch Vielerlei von Freud' und Leid und von Gutem und Schlimmem, und sprach zuletzt auch von der großen Kränkung seines Lebens, davon, daß ihm die Gräfin, als es doch Zeit gewesen, den „Titul" nicht gegeben habe. Denn ein Haidereiter sei doch eigentlich nur was Kleines und Geringes und eigentlich bloß dazu da, Bettel- und Weibsvolk, daß sich Reisig sammelt, ins Prison oder Spinnhaus zu bringen. Und das sei nichts für einen alten Soldaten und einen „Richtigen aus dem Wald", der seine Büchse hab' und immer in's Blatt träfe, Mensch oder Thier. Aber das sei's eben, das hab' ihn um die Reputation gebracht, daß er fester und flinker gewesen als der Maus-Bugisch, und das hab' ihm die Gräfin nicht verziehen.

Und er verbitterte sich wieder darüber und schloß endlich: „Aber das weiß ich, Kinder, lebte der noch, der mir diesen Wein ins Haus geschickt hat und mir immer ein gnädiger Herr war, da wär' es Alles anders und gäbe keinen Haidereiter

mehr, und ich hätte den Titul. Und weiß es Gott, ich wollt' ihm Ehre machen, und sollte keines Menschen Schad' oder Schande sein."

Es hatte Hilden einen Stich gegeben, als des Maus-Bugisch und jenes unheimlichen Tages wieder Erwähnung geschehen war; Martin aber fühlte wie der Vater und vergaß für den Augenblick wenigstens aller eigenen Kränkung und nickte und trank ihm zu.

Und so vergingen Stunden, und als endlich der Haidereiter des Sprechens müde, sich in den Stuhl zurückgelehnt und seinen Meerschaum angezündet hatte, rief er Hilden zu, daß sie was singen solle, was recht Hübsches und Trauriges, so was, wie sie letzten Geburtstag mit dem Martin zusammen gesungen habe: das „vom Junker vom Falkenstein". Oder auch was Anderes. Und so sangen sie denn das Lied vom „eifersüchtigen Knaben", und Baltzer hörte so fromm und andächtig zu, als ob es aus einem Gesangbuch gewesen wär', und blies dabei seine Wolken in die Luft. Und auch Griffel schien eine Weile lang ganz Ohr; als aber die Strophe kam:

Ich kann und mag nicht sitzen,
Mag auch nicht lustig sein,
Mein Herz ist mir betrübet,
Feinslieb von wegen dein ....

da stand sie vom Tisch auf und ging in die Küche hinaus, erst um wieder Ordnung zu machen und danach auch um ihren Staat vom Boden zu holen. Denn der nächste Tag war ein Sonntag, und sie versäumte nicht gern die Kirche; so wollte es der Haidereiter, und so war sie's gewöhnt von Kindheit an.

In der Stube mittlerweile reihte sich unablässig Vers an Vers, immer monotoner und immer trauriger, weil sich die Kinder zugeblinkt hatten, es ihm recht traurig zu machen; und als gegen das Ende hin die Stelle kam:

Was zog er ihr vom Finger?
Ein rothes Goldringlein....

da sahen sie zu nicht geringer Freude, daß des Alten Kopf auf seiner linken Schulter ruhte. Wirklich, er war eingeschlafen, müde von der Fahrt und dem Wein, am müdesten aber von der Einförmigkeit ihres Gesanges; und weil ihnen nichts ferner lag, als ihn wecken zu wollen, so schlichen sie sich fort und drückten so geräuschlos wie möglich die Thür ins Schloß. Auf der Diele draußen aber, um völlig sicher zu gehen, thaten sie noch ihre Schuhe von sich und tappten sich bis an die Treppe, wo sie, bevor sie hinaufstiegen,

einen Augenblick stehen blieben und horchten und kicherten.

Oben aber, gerade der Stelle gegenüber, wo die Treppe mündete, war ein Lattenverschlag, und hier saß Grissel all' die Zeit über und nahm aus einer großen Truhe, deren Deckel hoch aufgeklappt war, ihren Sonntagsstaat heraus: Latz und Kopftuch und Rock und Mieder. Und sie schien ganz in ihren Staat vertieft. Als sie jedoch das Kichern unten hörte, blies sie das Licht aus und duckte sich bis an die Erde. Denn es war Mondschein, und der Schatten, der strichweise unter dem Dache hinlief, verdeckte sie nur halb.

Und nun waren Martin und Hilde die Treppe hinauf und standen unter einer Luke, durch die von oben her ein breiter Lichtstreifen einfiel. Und hier war's, wo sie sich trennen und in ihre Giebelkammern nach rechts und links hin abbiegen mußten. Und sie trennten sich auch wirklich. In demselben Augenblick aber, wo Martin an seiner Thür hielt und eben schon die Klinke faßte, wandt' er sich und rief mit gedämpfter Stimme zweimal über die Diele hin: „Gute Nacht!" Und auch Hilde hatte sich gewandt, als ob sie's nicht anders erwartet habe, und wie vom selben Geiste getrieben, liefen Beide wieder auf die

Stelle zu, wo sie vorher gestanden und umklammerten sich und küßten sich. Eine kurze, selige Minute. Dann aber schreckte sie Geräusch von Flur oder Treppe her aus einander, und nur noch einmal klang es leise: „Gute Nacht!"

Und „Gute Nacht!" klang es ebenso zurück.

X.

Sonntag früh.

Der Haidereiter war am anderen Morgen zeitig auf. Er liebte Sonntags früh eine ruhige Betrachtung und einen inspicirenden Gartenspaziergang, an dem er um so lieber festhielt, als ihm die Woche die Gelegenheit dazu nicht gönnte. Das wußte Jeder im Haus, und natürlich auch Hilde, die, so wenig sie sich persönlich aus Gartendienst und Blumen machte, doch immer emsig beflissen war, Alles fortzuschaffen, was des gestrengen Spaziergängers gute Laune hätte stören können.

Und so war es auch heut, und der Alte freute sich der überall herrschenden Ordnung. Die Wege waren geharkt, das Unkraut gejätet, und innerhalb der noch grünen Buchsbaumrabatten blühten ihm Astern und andere Herbstblumen entgegen. Auf dem Levkojen- und Resedabeet

erkannt er wohl, daß es geplündert worden war, aber er wußte ja, weshalb, und lächelte nur und war der Unordnung eher froh als nicht. Und zuletzt kam er auch an ein kleines Rondeel, drin neben den rothstenglichen Balsaminen allerhand Rittersporn stand, und er pflückte davon und wollte sich eine der blauen Blüthen ins Knopfloch stecken. Aber er besann sich eines Anderen wieder und warf sie fort.

Indem war Grissel aus dem Hof in den Garten gekommen und hatte dem Haidereiter kaum erst ihren guten Tag geboten, als dieser auch schon bemerkte, daß das aus dem Garten ins Feld führende Gatter bloß angelehnt und nicht geschlossen war. Das verdroß ihn oder war ihm wenigstens nicht recht, und er warf im Gespräch hin: ein Haidereiter habe viel Feindschaft und dürfe das Gesindel nicht eigens noch einladen, ihm die Blumenbeete zu zertreten oder die Aepfel von den Bäumen zu stehlen. Und so ging es noch eine Weile fort. „Aber das ist der Joost,“ schloß er endlich, „der kann's nicht bequem genug haben und will sich partout die fünfzig Schritte sparen. Er soll's aber nicht. Er soll den großen Weg nehmen oder die Hecke.“

„'s ist nicht der Joost,“ sagte Grissel. „Joost

ist ein Gewohnheitsthier und geht immer die große Straße."

„Nun?"

„'s ist unsere Hilde; die geht hier, wenn sie nach den Sieben-Morgen will."

„Und was hat sie da?"

„Nun, da sind ja doch unsere drei Küh oben; und wenn's ihr paßt, da setzt sie die Butt' auf den Kopf und den Arm in die Hüft', und heidi geht's in die Höh'. Und sie weiß wohl, es kleidet ihr, und das Mannsvolk sieht ihr nach... O, sie kann schon, wenn sie will! Es muß sich ihr bloß verlohnen. Und das muß wahr sein, wenn sie so geht, so prall und drall, ist es gar nicht die Hilde mehr."

All das hörte Baltzer nicht gern, und er sah sie scharf an. Aber sie kannte seine Schwächen, und weil sie sie kannte, hatte sie keine Furcht vor ihm. Und nun gar heute; wenn sie sich auch gefürchtet hätte, es brannt ihr zu Vieles auf der Seele, was herunter mußte. „Ja, Haidereiter, Ihr habt es ja selber so gewollt, als Ihr damals ein Frölen aus ihr machen wolltet und als sie mit eins zu gut für die Griffel war, obwohlen ich ehrlicher Leute Kind bin und einen richtigen Namen habe, was nicht Jeder von sich

sagen kann. Ja, ja, Haidereiter, damals, als sie mit eins die Kammer allein haben mußt' und ich in die Küche kam oder doch dicht daneben. Und das Alles mitten im Sommer und immer die warme Wand und die Sonne von vier Uhr Morgens. Und sowie die Sonne da war, waren auch die Fliegen da und summten und brummten, und waren auch Stechfliegen dabei, weil es das Hoffenster ist, kleine, rothe, die giftig sind und wo Einem die Hand abgenommen werden kann. Und ich habe keine Nacht geschlafen."

„Aber bist doch nicht abgefallen," sagte der Haidereiter in einem Tone, darin sich gute und schlechte Laune die Wage hielten, und setzte dann, während er, ohne recht zu wissen, was er that, ein paar Samenkapseln abbrach und die Körner in seine Hand schüttete, hinzu: „Und nun sage mir, was soll das? Was meinst du?"

„Was ich meine? daß Ihr selber schuld seid, Haidereiter, schuld mit Eurer neuen Einrichtung und mit Allem .... Und du lieber Himmel, die Milchwirthschaft! Ja, da hat sich was mit Milchwirthschaft und ich möchte wohl sehen, wie's damit stünd' ohne die Rentschen oder ohne die Christel. Aber versteht sich, immer so gethan, als ob es was wär', und immer geklappert und immer

unterwegs und immer auf die Sieben-Morgen. Und da sitzen sie."

„Wer?" fragte Baltzer, in dem der Aerger allmälig das Uebergewicht gewann.

„Wer? Nu, mein Gott, wer! Der alte Melcher sitzt da, mit seinem Kamm unterm Hut und mit seinem Hochmuth unterm Hut. Und ist auch gut, daß er ihn festhält, er könnt' ihm sonst wegfliegen. Und ist eine alte Geschichte, daß die Conventikelschen alle den großen Nagel haben, das hat mir schon mein Vater selig ins Gewissen gered't, und sein letztes Wort war immer: „Und der Melcher Harms das ist der schlimmste." Ja, das ist nun freilich schon eine kleine Ewigkeit, aber Kamm-Melcher, hieß er auch schon, und bloß den Saal hatten sie noch nicht und noch keine Freitagabend-Andacht, und der alte Graf war noch gut bei Weg und dachte noch an kein Sterben. Und war das Jahr vorher, eh' der preußische Krieg anfing. Aber du mein Gott, wenn mein Vater selig ihn jetzt so säh', immer mit Strumpf und Strickzeug und wie er so klein thut, als könnt' er kein Wasser trüben, und dann Abends aufs Schloß in die kleine Capellenstube mit dem fliegenden Engel — o, du mein Gott und Vater! und wenn er denn gar noch säh', wie sie jeden

geschlagenen Freitag in den Saal geht und sitzt da mit auf der Bank und weint und schluchzt, als ob sie so wär' wie das arme Volk oder der alte Nagelschmied Eschwege, der immer vorsingt — und er soll ihr auch das Abendmahl gegeben haben; aber das glaub' ich nicht, da wäre doch ein Blitz vom Himmel gekommen — o, du mein Gott und Vater, wenn er das noch gesehen und erlebt hätt', da würd' er noch ganz anders gesprochen haben! Und das soll auch nicht sein, Baltzer. Aber Sörgel ist zu gut und denkt bloß immer: es schadet nichts. Aber es schadet doch. Und von Ordnung ist keine Rede mehr, und weiß kein Mensch mehr, ob er Hirt ist oder ein Papst. Und was Katholisches hat er, das sieht Jeder, und war auch mit nach'm Eichsfeld. Ihr müßt es ja selber wissen, Baltzer. Und was habt Ihr zuletzt davon? Was? Daß sie mit katholisch wird!"

„Hilde?"

„Ja, Hilde. Wer anders als Hilde. Denn den ganzen Tag ist das Püppchen oben, wenn nicht gerad' Regen ist oder Wind, und da priestert er ihr was vor und setzt ihr Raupen in'n Kopf und erzählt ihr vornehme Geschichten von Schloß und Rittersleut', und wenn sie dann wieder-

kommt sieht sie sich um, als ob sie selber so was wär'. Und Martin auch immer mit dabei, wenn er aus'm Wald kommt, und muß ja dran vorüber, versteht sich, weil es der nächste Weg ist — und ist eigentlich die Meile Siebenviertel — und da sitzen sie denn und haben ihr Convivchen oder ihr Conventikelchen oder wie Ihr's nennen wollt. Ja, Baltzer, der Martin auch. Aber mit dem hat's keine Noth nicht, der ist seines Vaters Sohn und den wird der Alte nicht katholisch kriegen. Und hört auch nicht recht zu, weil er immer bloß Hilden angafft, und ist immer Brüderchen und Schwesterchen. Ja, ja, Baltzer, seht mich nur an! Und ich weiß noch den Tag, wo die Muthe gestorben und begraben war und Hilde mit Euch herüberkam und Martin und ich und Joost auf der Diele standen, dicht an der Treppe, wie Ihr da sagtet: „Ihr sollt euch lieb haben. Wollt ihr?" Und seht, Haidereiter, das ist auf guten Boden gefallen. Und immer wie Bruder und Schwester! Haha!"

Baltzer, während die Grissel so sprach, hatte sich auf eine der kleinen Erdstufen gesetzt, die zu dem Gatter hinaufführten, und riß einen breiten Grashalm aus, wand ihn um seinen Finger und warf ihn wieder fort. Er wiederholte das Spiel

zwei-, dreimal und sagte nach einer Weile: „Höre, Grissel, du bist eine hämische Person. Und ich habe dich für besser gehalten, als du bist. Du hast einen Haß gegen den alten Melcher, weil er, deinen Vater selig in Ehren, klüger ist als drei Cantoren oder Schulmeister zusammengenommen.... Und was redest du da von den Kindern? Laß die Hilde! Wenn ihr der Melcher gefällt, so mag er ihr gefallen. Und ob er das Abendmahl giebt oder nicht, ist all eins. Und wenn die Gräfin es gehen läßt, so müssen wir's auch gehen lassen. Katholisch wird die Hilde nicht, und Keiner nicht, und was ich da gestern bei der Flasche gesagt habe, dessen schäm' ich mich heut', und war nichts, als was die Leute sagen, und was die sagen, ist immer Dummheit oder Lüge. Denn der alte Melcher — ob ich ihn leiden kann oder nicht, das ist eine Sach' für sich — ist von den strengen und den festen Luther'schen und war letzte Woche nach Eisleben und nicht nach'm Eichsfeld. Und du, Grissel, wenn du deinem Vater im Grabe keine Schande machen willst, so schreibe dir das achte Gebot hinter die Ohren: Du sollst nicht falsch Zeugniß reden wider deinen Nächsten!"

„O, das kenn' ich und halt' es auch!"

„Und das mit dem Martin," fuhr der Haidereiter fort, ohne der Unterbrechung zu achten, „das sagst du bloß, weil du mich ärgern willst nnd weil du meinst, daß ich mit der Hilde höher hinaus will. Ja, Grissel, das will ich! Und darin hast du Recht. Und ist Keiner hier herum und bis Ilseburg hin und das Amt mit eingerechnet, dem ich sie gönne. Und auch dem Martin nicht. Er ist ein Jung' und weiter nichts. Und daß er sie lieb hat, ist mir recht. Ich habe sie auch lieb, und du hast sie wenigstens lieb gehabt. Aber du bist eine herrschsüchtige Person, und von dem Tag an ...." er stockte, weil ihm plötzlich wieder das Bild von der Haide her vor die Seele trat und ihn verwirrte .... „ja, von dem Tag an, wo wir den Discurs über die Hilde hatten, hast du sie gequält und bered't und hast sie's entgelten lassen, daß ich damals gesagt habe: ‚Wir wollen es ändern, und so soll es sein.' Aber du bringst sie bei mir nicht heraus. Und das mit dem Martin ist Kinderei."

„Bruder und Schwester!" lachte sein unerbittlicher Gegenpart und zeigte die großen weißen Zähne.

Von drüben her aber gingen jetzt die Glocken, und das Gespräch brach ab, weil

Jeder sich noch für den Kirchgang zurechtzumachen hatte.

Grissel half dem Alten in seinen Festrock und gab ihm Gesangbuch und gebügelten Hut. Und nun ging er vorauf, über Brück und Weg, dann an der Kirchhofsmauer entlang, und vermied es, sich nach den Kindern umzusehen, die zwischen dem Stachelginster in einiger Entfernung folgten. Er wollte sich in seine Ruhe und Zuversicht wieder hineinleben.

Und mit diesem Entschluß trat er in die Kirche.

Sörgel hatte seinen guten Tag heut und sprach eindringlich und aus der Fülle des Erlebten. Und des Haidereiters große Augen waren auch wirklich unablässig nach der Kanzel hin gerichtet, und wer ihn so beobachtete, hätte glauben müssen, er verschlänge jedes Wort.

Aber es war eine Täuschung; seine Seele war wie geschlossen, und er hörte nichts von dem, was der Alte sprach.

XI.

Der Haidereiter horcht.

In der Kirche war es ihm nicht geglückt. Aber Baltzer Bocholt war eine willensstarke

Natur, und weil er's bezwingen wollte, so bezwang er's auch, und um so rascher, als er trotz allem Aufmerken nichts sah, was dem von Grissel hingeworfenen Verdachte Nahrung gegeben hätte. Martin und Hilde sprachen unbefangen mit einander, und wenn er sie zufällig im Hof oder Garten traf oder bei Tisch einen eindringenden Blick auf sie richtete, so sah er wohl jenen Anflug von Scheu, den zu sehen er gewohnt war, aber kein Verlegenwerden und kein Erröthen. Grissel hatte mal wieder überscharf gesehen und mehr gesagt, als sie verantworten konnte. Das war Alles.

So verging die halbe Woche bis Freitag, wo regelmäßig oben auf dem Schloß die Beamten und Verwalter ihren Rapport zu machen hatten. Das war schon zu des Grafen Zeiten so gewesen, und die Gräfin hatte nichts daran geändert. Immer um zehn begann es, und mit dem Glockenschlage zwölf wurde geschlossen. Was bis dahin nicht erledigt war, blieb für das nächste Mal. So war denn Jeder im Hause daran gewöhnt, den Haidereiter nicht vor ein Uhr zurückkommen zu sehen, oft aber später, weil unmittelbar nach dem Rapport noch ein Imbiß genommen und ein vertraulicher Discurs geführt wurde, der oft

besser war als Hin- und Herschreiben und Botenläuferei.

Martin und Hilde hatten auch diesmal wieder dem Freitage mit Sehnsucht entgegengesehen, weil er sie, wenigstens so lange der Vortrag oben dauerte, vor dem Erscheinen des Vaters sicher stellte. Jeden anderen Tag entbehrten sie dieses Gefühls der Sicherheit vor ihm, mußten es entbehren, denn wenn er auch weit in den Wald hinaus war, er konnte sich anders besonnen haben, war plötzlich wieder da und stand zwischen ihnen als wär er aus der Erde gewachsen.

An all das war aber heute nicht zu denken, und da Grissel außerdem noch im Küchengarten zu thun hatte, wo sie gemeinschaftlich mit Joost die Saatbohnen abnahm, so saßen die Geschwister auf ihrem Lieblingsplatz in Front des Hauses und blickten auf den Bach, der heute brausender und schäumender als gewöhnlich über die großen Steine hinschoß. Denn die letzten Tage waren Regentage gewesen. Aber seit gestern war Alles wieder hell und heiter, und ein paar gelbe Schmetterlinge, die der verspätete Sommertag aus ihrem Schlupfwinkel hervorgelockt hatte, haschten sich in der sonnigen Luft. Und um der Sonne willen standen auch im Hause selbst alle

Thüren und Fenster offen, und nur in des Haide-
reiters Stube, die gerade hinter ihnen, aber um
ein paar Stufen höher lag, waren die Vorhänge
bis auf einen handbreiten Streifen, durch den
die Luft zog, heruntergelassen.

Nun schlug es drüben vom Schloß her, und
Martin und Hilde zählten die Schläge. „Elf,“
sagte Martin. „Eine Stunde noch, und es ist
wieder vorbei; dann kann er jeden Augenblick
wieder da sein. Und ein Glück noch, daß wir
ihn kommen sehen. Er muß über die lichte Stelle
weg, dicht neben der Kiesgrube, wo der alte
Rennecke seine Geis eingehürdet hat. Siehst du?
Da. Und der blanke Beschlag an seinem Hut
ist auch ein Glück und blitzt beinah' wie der
Wetterhahn oben.“

Und Hilde, die während dieser Worte die
Hand an ihre Stirn gelegt hatte, blickte nun
auch auf den Punkt hin, auf den Martin immer
noch mit dem Finger wies, und Beide gewahrten
im Hinübersehen in der That nichts als den ein-
gehürdeten Grasplatz und die Geis, die hin und
her sprang, und die Lichter und Schatten, die
mit einander spielten.

Aber hätten sie fünf Minuten früher ihren
Blick ebenso scharf auf die Lichtung drüben ge-

richtet, so würden sie den blanken Beschlag an ihres Vaters Hut, von dem Martin eben gesprochen, wohl haben blitzen sehen. Denn es war heute kein Vortrag gewesen, da die Gräfin krank war, und gerad als Beide die Glockenschläge gezählt, hatte der Haidereiter schon das unten gelegene kleine Haus des Parkhüters passirt und ging im Gespräch mit dem ihm seit lange befreundeten Ilseburger Obersteiger auf die große Straße zu. Hier aber verabschiedeten sie sich, weil sich ihre Wege trennten.

Das Gespräch mit dem alten Freunde, der ihn unter Anderem gefragt hatte: warum er so vor der Zeit versauern wolle? er solle sich was Junges ins Haus und in die Ehe nehmen, das mache selber wieder jung, hatte doch eines Eindrucks auf ihn nicht verfehlt, und er dachte noch halb ärgerlich und halb vergnüglich darüber nach, als er keine zehn Schritte vor der Brücke stehen blieb und durch den Werft hin, der hier mannshoch den Weg einfaßte, Martins und Hildens ansichtig wurde. Sie hatte den Kopf müd und glücklich an seine Schulter gelehnt und schien aller Welt vergessen.

Baltzer Bocholt war nicht der Mann des Aufhorchens und Belauschens, aber ebenso gewiß

stand ihm vor der Seele, daß dies der Augenblick sei, der ihm Aufschluß geben müsse, ob Grissel Recht gehabt oder nicht, und so ging er vorsichtig und immer sich duckend auf die große Straße zurück, um von dieser aus in einem weiten Bogen erst bis an den Garten und dann an die Rückseite seines Hauses zu kommen. Und nun hielt er an dem Gatter und stieg die paar Erdstufen hinunter, wo er letzten Sonntag das Gespräch mit Grissel gehabt hatte. Niemand, so schien es, sah ihn, und einen Augenblick später war er durch die Hofthür in Flur und Stube hineingehuscht und stand an dem herabgelassenen Vorhang, in dessen Schutz er jedes Wort hörte, das die Beiden da unten sprachen.

„Und ich sag' es ihm," sagte Martin. „Und wenn er nein sagt, was er eigentlich nicht darf, dann gehen wir in die weite Welt. Alle Beid'. Und du mußt nur Muth haben."

Hilde schwieg.

„Und weißt du, wo wir dann hingehen?" fuhr Martin fort. „Ich weiß es. Dann gehen wir zu dem preußischen König. Der kann immer Menschen brauchen, weil er immer Krieg hat. Oder doch beinah'. Aber wenn der Krieg aus ist, dann ist Alles gut und hat Jeder gute Tage,

weil er streng ist, aber auch gerecht. Und er sieht Alles und weiß Alles, und wenn ein armer Mann kommt mit einem Brief in der Hand und ihn hoch hält, den läßt er gleich rufen und vor sich kommen, und fragt ihn nach Allem; und wenn er merkt, daß ihm ein Unrecht geschehen, dann läßt er die Reichen und Vornehmen einsperren. Und wenn's auch ein Graf ist. Und jeden Armen macht er glücklich."

Aber Hilde schüttelte den Kopf und sagte: „Nein, nein, Martin; es ist besser hier. Und ich will nicht, daß du Soldat wirst. Und von der Grissel weiß ich's ganz genau, sie wohnen all' unterm Dach und frieren oder kommen um vor Hitze. Und sie hungern auch. Und wenn sie nicht gehorchen, so werden sie todt geschossen. Und mancher auch, weil er bloß eingeschlafen ist. O nein, Martin, das ist nichts für dich; das ist ein Jammer und wir müssen warten und Geduld haben."

„Ach, Hilde, sage nur nicht das! Ich will auch nicht zu den Preußen, wenn du's nun mal nicht willst; aber rede nicht von warten und Geduld. Immer Geduld und wieder Geduld. Ich kann es nicht mehr hören. Und immer bloß so verstohlen sich sehen und nie sich haben in Ruh'

und ungestört; und so vielleicht Jahre noch. Ach, ich wüßte schon, wie du mir zu Ruhe helfen und das Herz wieder froh machen könntest! Und dann, Hilde, ja dann wollt' ich auch Geduld haben und warten. Ein Wort nur! Ein einziges! Sag' es .... Versprich mir ...."

„Ich kann's nicht!"

„Ach, du kannst schon, so du nur willst und mich lieb hast! Es ist ja so gut, als wären wir allein oben. Und alles schläft, und ist Keiner, der uns sieht oder hört. Und ich denke noch an letzten Sonnabend, als wir das Lied gesungen hatten und der Vater eingeschlafen war. Weißt du noch? Aber du hast es vergessen!"

„Wie du nur bist! Ich hab' es nicht vergessen!"

Und er küßte sie leidenschaftlich und sagte: „Sieh, Hilde, so will ich dich küssen und drücken, so! Und du sollst jetzt nichts sagen, kein Wort, nicke nur leise mit dem Kopf .... O, nun ist Alles gut! Und ich komm' ...."

„Um Gotteswillen, nein! Ich will Alles, was du willst! Alles! Nur nicht unter diesem Dach! Es wäre mein Tod. Ich kann dir nicht sagen, wie sehr ich mich fürchte."

„Wovor? Vor mir?"

„Nein, vor ihm! Und er ist überall. Und

daß ich dir's nur gesteh', es ist mir oft, als ob die Wände Ohren hätten und als wär' ein Auge beständig um mich und über mir, das Alles sieht."

„Und das ist auch! Aber vor dem Auge fürcht' ich mich nicht."

„Und ich auch nicht, Martin, auch wenn es ernst und streng sieht. Aber das Auge, das ich seh', das ist nicht Gottes Auge, das ist seines und ist finster und glüht darin, auch wenn es freundlich sieht. Fühle nur, wie mir das Herz schlägt und wie ich zittere ...."

„Weil du mir's versprochen hast ...."

„Was?"

„Daß wir uns sehen .... Nicht unter diesem Dach, ängstige dich nicht, aber unter Gottes freiem Himmel, oben auf Ellernklipp."

Sie schmiegte sich an ihn, und ihre Seele wuchs in der Vorstellung eines solchen Sichtreffens auf einsamer Klippe. Martin aber fuhr fort: „Oder lieber auf Kunerts-Kamp, da, wo deiner Mutter Haus stand .... Und um sechs ist die Sonne weg, und da komm' ich und finde dich! Und vorher pflückst du Beeren .... Es giebt ihrer noch, und die rothesten ...."

Aber er brach ab, weil er vom Flur her Grissels Stimme zu hören glaubte.

XII.
Auf Ellernklipp.

Martin und Hilde, als sie gestört wurden, hatten ihren Weg über die Brücke genommen, wie wenn sie zu Sörgel hinüber wollten. An der Kirchhofsmauer aber kehrten sie wieder um und gingen auf die Steine zu, die durch den Bach gelegt waren und in ihrer Verlängerung gerad auf den Hof zuführten. Hier trafen sie Grissel, die ganz Geschäftigkeit war, und hörten, wie sie zu Joost sagte: „Mach' flink. Et is all an twelven. Un he kann mit eens wedder doa sinn."

„J, he is joa all," antwortete Joost. „All lang. He käm joa so gliekś nah elven, un ick soah em, as he de Grastrepp' runner koam. Un denn dicht ant Huus vorbi. Hest em denn nich siehn? .... Nei, nei, du künnst joa nich. Du wihrst joa noch mang de Stoakens."

Hilden überlief es wie der Tod und es gab ihr nur einen halben Trost als Grissel unter Lachen antwortete: „Hür', Joost, Du bist joa binoah as uns' oll Jätefru is, de seiht ook Allens vorut, un man künn sich orntlich grulen vor di. Na, en beten will ick noch töwen. Ick segg di, he kümmt nich vor twelven. Un an mi kümmt

keen een vorbi, dat ick't nich weeten deih. Awers kuck eens in. Wenn he doa is, möt he joa doch in siene Stuv sinn."

Joost ging hinein und kam verblüfft wieder. „Nei, he is nich in. Un ook nich in Küch' un Keller .... Awers mi wihr doch so."

„Joa, mi wihr so," wiederholte Grissel. „Di is ümmer so. Du hest ümmer een Poar Ogen to veel in'n Kopp. Un denn oak moal wedder en Poar to wen'g."

Unter diesem Gespräch, das sich noch weiter fortsetzte, waren die Geschwister vom Hofe her in den Flur getreten, und Martin ging an den Rechen, wo die Jagdtaschen und die Gewehre hingen. Er nahm eine der aus Hanfgarn geflochtenen Taschen und flüsterte, während er die Schwester an sich zog: „Und nun vergiß nicht, Hilde. Du weißt doch: Ein Mann, ein Wort!" Und danach rief er den Hund, der aber nicht kam, und ging auf Diegel's Mühle zu.

Hilde sah ihm von der Treppe her nach.

Und nun wollte sie sich wieder auf die Steinbank setzen, aber sie konnt es nicht, weil ihr alle Furcht und Angst zurückkehrte, die Martins Zuversicht auf wenig Augenblicke nur aus ihrem Herzen verbannt hatte. So schwankte sie denn,

wohin sie gehen sollte, und stieg endlich treppauf in ihre Kammer und öffnete Thür und Fenster. Und wirklich, als erst ein heftiger Luftzug ging, wurd ihr freier und die Bedrückung fiel von ihr ab.

* * *

Baltzer Bocholt war, als nicht Grissel sondern ein bloß zufälliges Geräusch das Gespräch der beiden Geschwister unterbrochen hatte, vom Flur her auf den Vorplatz und gleich danach ins Freie hinausgetreten. Hier hielt er sich, immer dem Laufe des Baches folgend, auf die Dorfgasse zu, bis er zuletzt, und schon jenseits des Dorfes, an eine von einem großen Holzhof umgebene Schneidemühle kam. Er setzte sich hier auf einen Stoß frischgeschnittener Bretter, die zum Trocknen aufgeschichtet waren, und sah in das Land hinein, das vor ihm weit ausgebreitet lag.

Und nun erst, als er den Blick freier hatte, begann er, seine Gedanken zu sammeln und sich zu fragen: „Was ist zu thun?" Und ein bitterer Zug umspielte seinen Mund, und er sagte: „Nichts! Nichts! .... Und was ist denn auch geschehen? Sie lieben sich. Und warum sollten sie's nicht? Bloß um deshalb nicht, weil ich ein Narr war und einen närrischen Plan hatte? Bloß um deshalb nicht, weil sie Bruder und Schwester sein

sollten? Es ist ihr gutes Recht. Laß sie. Liebe steckt im Blut und muß auch Heimlichkeiten haben; das ist ihr Liebstes und Süßestes."

Und als er so sprach, klang's ihm wieder im Ohr, was sie sich zugeflüstert hatten und daß sie sich oben treffen wollten, an derselben Stelle fast, wo sie damals schlafend am Waldesrande gelegen hatte. Dicht bei der Muthe Rochussen ihrem Haus. Und alles Blut stieg ihm wieder zu Kopf, und er wußt es selber nicht, ob es Zorn war oder Scham. Aber das wußt er: Eifersucht sah ihm starr ins Gesicht und erfüllte seine ganze Seele. „Du hast es nicht wissen wollen. Nun weißt du's."

Er hatte, während er so sann und vor sich hinstarrte, mit seinem Stock allerhand Figuren in das Sägemehl gezeichnet, das über den ganzen Holzhof hin ausgeschüttet lag; als er jetzt aber wahrnahm, daß er von der Mühle her beobachtet wurde, stand er auf, begrüßte sich mit dem Säge-müller und sprach mit ihm über dies und das: über die Gräfin und den preußischen König und über die schlechte Zeit. Und zuletzt auch über die Holzpreise, die jeden Tag niedriger gingen. Aber es war bloß Lippenwerk, und er wußte nicht, was er sprach, und sah unter all' seinem

Reden immer nur nach dem Sägewerke hin, das in scharfem und schrillem Ton auf und nieder ging und in den eingespannten Baumstamm einschnitt. Es war ihm, als fühl' er's mit.

Und endlich brach er das Gespräch ab, weil er weiter ins freie Feld hinaus wollte.

Die Luft strich am Gebirge hin, das that ihm wohl, und während er so sich ruhiger und auf Minuten auch weicher werden fühlte, kam ihm ein unendliches Bedürfniß nach Aussprache, nach Rath und Trost. Aber wohin? „Sörgel?" Nein. „Oder zu dem alten Melcher?" Nein. „Ich will zu den Todten gehen." Und in weitem Bogen ging er, ohne die Stunden zu zählen, erst um den Agneten- und dann um den Schloßberg herum, bis er zuletzt an den Kirchhof kam und eintrat.

Hier war Alles still, und er hörte nichts als das entfernte Rauschen des Baches und das Aufschlagen der Tannenäpfel. Er ging an dem gräflichen Erbbegräbniß vorüber und sah nach dem Kreuz hinauf, und Alles erschien ihm so räthselvoll und ungelöst wie das Zeichen daran. Und nun bog er rechts in einen schmalen Gang ein, wo die Beamten und die Dienerschaften ihren Ruheplatz hatten, und an dem vorletzten Grabe hielt er.

Er war seit lange nicht hier gewesen, und um das Gitter her hatte sich ein dichter Epheu geschlungen; aber nicht gehegt und gepflegt, sondern wie Unkraut. Und so standen auch die Blumen, ein wilder, halbverblühter Knäuel von Balsaminen und Rittersporn. Und auch von Levkojen und Reseda. Das waren dieselben Blumen — und zu seiner eigenen Empörung drängte sich's ihm wieder auf — die sie vor wenig Tagen erst von dem Gartenbeete drüben in seine Geburtstagsguirlande geflochten; und mit einem Male stand sie selber wieder vor ihm und sah ihn an. Er konnt ihr nicht entfliehen. Ach! um der heimgegangenen Frau willen, der er sein äußeres Glück verdankte, war er hergekommen, ernstlich gewillt eine stille Gemeinschaft mit ihr zu haben, ihre Hand wieder zu fühlen und ihr freundlich Auge wieder zu sehen. Und doch Alles umsonst. Er sah immer nur das Bild, das sich zwischen ihn und die Todte stellte. „Weg!" rief er und schlug mit der Hand nach dem Bilde. Doch es blieb. Und nun begann er gegen sich selbst zu wüthen, daß er auf dem Punkte steh, ein Schelm zu werden und ein langes und ehrliches Leben um einer Narrethei willen in die Schanze zu schlagen. „Ich muß

heraus aus dem Elend!" rief er. „Aber wo soll ich Hülfe finden, wenn auch diese Stelle sie mir versagt?" Und er packte die Stäbe des Gitters und rüttelte daran.

„Oder ob ich mit der Grissel spreche? .... Nein, ich muß es allein durchmachen und Alles vor mir selber beichten, bis ich's los und ledig bin .... Aber was beichten? Und wozu? Was hab' ich gethan? Nichts, nichts! Mir ist viel angethan, viel Weh und Leid, und wenn ich's in Eitelkeit heraufbeschworen und in Schwäche großgezogen hab', so bleibt es doch wahr: Du mein Herr und Gott, deine Hand liegt schwer auf mir .... Es wird nichts Gutes. Ich fühl' es .... Es kann nicht. Ich habe wohl das Einsehen und das Auge, daß es besser wär', es wäre anders; aber weiter hab' ich nichts. Und ob die Schuld mein ist oder nicht, und ob ich's verfahren hab' oder nicht, es muß bleiben, wie's ist, und es muß gehen, wie's will."

Er ließ die Stäbe los, an denen er sich noch immer hielt, und setzte sich auf das steinerne Fundament, drin das Gitter eingebleit war, und nahm seinen Hut und drehte ihn zwischen den Fingern, als ob er bete. Aber er betete nicht; er suchte nur nach Beschäftigung und Ruhe für

seine fliegenden Hände. Und es war auch, als helf' es ihm. „Ich hab' einmal gelesen," sprach er nach einer Weile vor sich hin, „oder war es Sörgel, der es mir sagte, wenn wir die Besinnung verlieren und nicht wissen, was wir thun sollen, weil Hunderterlei zu thun ist und mit eins auf uns einstürmt, dann sollen wir uns fragen: was ist hier das Nächstliegende? Und wenn wir das gefunden haben, so sollen wir's thun als unsere nächstliegende Pflicht. Und dabei werd' uns immer leichter und freier ums Herz werden; denn in dem Gefühl erfüllter Pflicht liege was Befreiendes.... Ja, so war es. Und was ist denn nun das Nächstliegende? Meine nächstliegende Pflicht ist die des Vaters und Haushalters und Erziehers. Wohl ist es ein Unglück, daß es in meinem alten Herzen anders aussieht, als es drin aussehen sollt'. Aber das darf mich nicht hindern, diese Pflicht zu thun. Ich habe für Recht und Ordnung einzustehen und für Gebot und gute Sitte. Das ist meine Pflicht. Und so muß ich ihr Gebahren und ihr Vorhaben stören."

Aber im selben Augenblick übersah er's besser und lachte bitter in sich hinein: „Ordnung und gute Sitte. Hab' ich sie denn gehalten? Aus

aller Zucht des Leibes und der Seele bin ich heraus, und die gute Sitte, von der ich sprech', ist Neid. Ich neid' es dem Jungen. Das ist Alles. Ich neid' ihm das schöne, müde Geschöpf, das müd' ist, ich weiß nicht um was. Aber um was auch immer, es hat mich behext, die Grissel hat Recht und ich komme nicht los davon."

Und ohne daß er die Pein aus seiner Seele weggeschafft oder sich schlüssig gemacht hätte, was zu thun, erhob er sich von dem Stein, auf dem er gesessen, und stieg an einer abgelegenen Stelle des Kirchhofs über die hier halb zerbröckelte Mauer fort. Und nun hielt er sich immer im hohen Grase hin, daß hier zu beiden Seiten des Weges stand, bis er sich umsah und mit eins gewahr wurde, daß er nur noch hundert Schritte bis Diegel's Mühle habe. Da bog er scharf rechts ein und stieg einen mit Geröll angefüllten Hohlweg hinauf, der erst auf das Kamp und gleich daneben auf Ellernklipp zulief, auf Ellernklipp, dessen schrägliegende Tanne dunkel an dem gerötheten Abendhimmel stand.

Dahin zog es ihn, er wußte nicht warum; und als er bis an die schwindelhohe Stelle gekommen war, von der aus Sörgel damals in die vor ihm ausgebreitete Landschaft geblickt hatte,

traf er auf Martin. Und Jeder prallte zurück. Auch der Alte. Dann boten sie sich einen frostigen guten Abend und standen einander gegenüber. Rechts die Klippe, links der Abgrund. Und am Abgrunde hin nur der Brombeerstrauch und ein paar Steine.

„Wo kommst du her?“ fragte der Alte, dem rasch Alles wieder hinschwand, was er an guten Vorsätzen in seiner Seele gefaßt haben mochte.

„Von den Holzknechten. Und ich hab' ihnen den Wochenlohn gezahlt.“

„Ei! Hast du? Richtig; 's ist ja Freitag heut' .... Und bist sonst Keinem begegnet?“

„Nein.“

„Und auch der Hilde nicht?“

„Nein.“

„Und weißt auch nichts von ihr?“

„Ich denke, sie wird zu Haus sein oder bei dem Melcher Harms oben auf den Sieben-Morgen.“

„Oder auf Kunerts-Kamp! Oder bei der Muthe Rochussen Haus! Oder bei den rothen Beeren!“ Und er packte den unwillkürlich einen Schritt zurücktretenden Martin bei der Brust und schrie: „Wo hast du sie? Wo ist sie?“

„Laß mich los, Vater?“

„Antworte, Bursch!“

„Ich weiß es nicht! Ich will es nicht wissen! Ich bin ihr nicht zum Vormund gesetzt! Und nicht zum Hüter!“

„Nein! Ihr Hüter bist du nicht! Aber ich will dir sagen, was du bist: ein Räuber, ein Dieb! Und ich will dir sagen, wo du bist: auf verbotener Fährte! Heraus mit der Sprache! Wo hast du sie? Sprich! Aber lüge nicht!“

„Ich lüge nicht!“

„Doch, doch! Lump, der du bist....“ Und sie rangen mit einander, bis der Alte, der sonst der Stärkere war, auf den Kiennadeln ausglitt und hart am Abgrunde niederstürzte.

Martin erschrak und rief in bittendem Tone: „Vater!“

Aber der Alte schäumte: „Der Teufel ist dein Vater!“ Und außer sich über die seinen Stolz demüthigende Lage, darin er sich erblicken mußte, stieß er mit aller Gewalt gegen die Kniee des Sohnes, daß dieser fiel, im Fallen sich überschlug und über einen der Steine hin in die Tiefe stürzte.

Baltzer starrte kalt und mitleidslos ihm nach und horchte wie die Kusseln knackten und brachen. Einmal aber war's ihm, als riefe es

aus der Tiefe heraus, und es klang ihm wie „Vater".

Und nun erhob er sich und sah sich um. Und sah den Vollmond, der eben aufgegangen, eine blutrothe Scheibe, groß und fragend über dem schwarzen Strich der Tannen stand.

XIII.

Im Elsbruch.

Er starrte lange hinein, lang und trotzig fast; endlich aber wandt er sich und ging geraden Wegs auf seine Wohnung zu. Das Feuer, das ihn verzehrt hatte, brannte nicht mehr, und das Gewissen hatte seine Stimme noch nicht erhoben; er war nur wie von einem unerträglichen Drucke befreit und wurd auch nicht verwirrt, als er Hilden an der Thürschwelle stehen sah. Umgekehrt, ein Gefühl der Eifersucht regte sich wieder, und er sah sie scharf an, als er an ihr vorüber in die Thür trat. Ihr Blick indeß begegnete ruhig dem seinen und gab ihm eine halbe Gewißheit, daß Alles, was geschehen, ohne Noth geschehen sei. Aber er empfand eher Trost als Reue darüber. War es doch nichts Vorüber-

gehendes, was ihn gequält hatte, nein, eine Qual durchs Leben hin. Und die war er jetzt los.

Er legte Hut und Hirschfänger ab, wechselte den Rock und machte sich's bequem. Und gleich danach nahm er seinen Meerschaum aus dem Eckspind heraus und trat an den Spiegeltisch, um sich aus einem dort stehenden Kasten die Pfeife zu stopfen. Und Alles ohne Hast und Unruh. Er war sich aber des Spieles, das er vor sich selber spielte, voll bewußt und sagte, während er fest in den Spiegel hineinblickte: „Bin ich doch wie der Trunkene, der die Diele hält, um sich und Anderen weiß zu machen, er habe noch das Gleichgewicht .... Und hab' ich's nicht?" fuhr er nach einer Weile fort. „Ist dies nicht der Spiegel? Und ist dies nicht mein Spiegelbild? Und seh' ich nicht aus wie sonst? .... Oder doch beinahe. Wahrhaftig, ich habe schon schlimmer ausgesehen."

Und dabei ging er über den Flur in die Küche.

„Gieb mir Feuer, Grissel."

Grissel klopfte mit der Hand in der Asche hin und her und nahm eine Kohle heraus.

„Du wirst dich verbrennen."

„Nicht doch. Ich hab' ja keine Haut wie die Hilde."

Der Haidereiter überhörte, was Spott darin war, und sagte: „Wo nur der Martin bleibt? Der Junge hat keinen Appell, und mir wär's wirklich recht, er ging' unter die Soldaten. Da lernt sich's. Was meinst du, Grissel?"

„Ich? Ich meine nichts. Unter die Soldaten? Da müßt Ihr die Hilde fragen .... Aber sollen wir warten mit dem Abendessen?"

„O, nicht doch. Nicht warten. Er muß pünktlich sein. Wenn's fertig ist, so bringst du's. Wir wollen essen."

Und damit ging er wieder in seine Stube. Die Pfeife brannte nicht mehr, aber er schmauchte weiter und merkte nichts. Und wie konnt es auch anders sein? In seinen Gedanken stieg er den Weg zurück, den er vor einer Stunde gekommen war, und nun war er oben, und die Mondesscheibe stand wieder über dem schwarzen Waldstreifen und sah ihn an und fragte wieder. Und ein Frösteln überlief ihn.

„Ihr schuddert ja so, Haidereiter," sagte Grissel, als sie den Tisch deckte.

„Ja .... das Fenster ist offen und die Thür. Mach' zu. Warum klinkst du nicht ein? Ich will den ewigen Zug nicht; die Fliegen sind längst weg; aber du ruhst nicht eher, als bis ich die

Gicht in Händ' und Füßen hab'." Und als Grissel das Fenster geschlossen hatte, setzte er hinzu: „Was essen wir zu Nacht? Eine Suppe?"

„Ja, Haidereiter, eine Zwetschensupp'. Und ich werd' einen Nordhäuser einthun und ein paar Gewürznägelchen. Oder eine Zimmetstang' ...."

„Ah, das ist gut, das thu'!" sagte Bocholt. „Aber mache flink! Ich will allein sein und früh zu Bett. Und lege mir einen heißen Stein an das Fußende."

Grissel murmelte was vor sich hin, weil sie bestimmt gegebene Befehle nicht gern hörte, widersprach aber nicht und brachte die Suppe. Zugleich kam Hilde. Alle Drei setzten sich an den Tisch, und Bocholt sagte: „Wir wollen beten."

Und Grissel und Hilde falteten sofort die Hände und warteten; denn gemeinhin sprach er das Gebet. Aber heute sah er vor sich hin, und als Alles schwieg, rief er barsch: „Wird es? Bete, Hilde!"

Und Hilde betete: „Segn' uns, Vater, Speis' und Trank, Du giebst den Segen und wir den Dank."

„Du sprichst es immer so leise, Hilde. Glaubst du nicht dran?"

„Ich glaube dran."

„An was?"

„An Gottes Segen. Und an seine Gnade."

Der Haidereiter lächelte vor sich hin: „Ist das von Sörgel oder von dem Alten oben? .... Aber die Supp' ist so heiß ...."

„Ihr hattet einen Frost vorhin."

„Ja, vorhin. Aber jetzt ist es vorbei. Geh' Hilde, mach' das Fenster auf, alle beid'. Es ist eine wahre Höllenhitze hier .... Und wo nur der Martin bleibt? Ich möcht' etwas Kühles, 'ne Satte Milch ...."

Und Hilde wollte gehen, um die Milch zu holen. Aber er hatte sich inzwischen eines Anderen besonnen und sagte: „Nein, laß nur. Es geht vorüber. Ich ärgere mich über den Jungen, das ist Alles. Immer unpünktlich, und weiß doch, daß ich's nicht leiden kann."

„Es ist heute Lohntag," antwortete Hilde. „Vielleicht daß er sich bei den Holzknechten verspätet hat. Ich denk' .... er kann jeden Augenblick kommen."

„Meinst du?" sagte der Haidereiter, und der Löffel flog ihm in der Hand, während er an Hilde vorbei nach der Thür sah.

Aber es blieb Alles still und der Alte fand

sich wieder zurecht und erzählte von den Franzosen und aus seiner Soldatenzeit. Und dann erzählte Grissel eine Gespenstergeschichte, „aber eine wahre."

„Dummheit," sagte Baltzer und erhob sich.

Und auch Grissel und Hilde standen auf und waren froh, als sie das Zimmer verlassen konnten. Sie setzten sich draußen an den Herd, um sich in Möglichkeiten zu erschöpfen, wo der Martin geblieben sein könne.

„Der Alte läßt ihm zu wenig freie Hand," sagte die Grissel, „und das ärgert ihn, und er will's ihm zeigen. Und hat auch Recht. Ich wett', er hat Gesellschaft gefunden und ist unten im Dorf. Es wird noch manchen scharfen Tanz geben. Aber er setzt es durch, und muß auch so sein."

Und damit trennten sie sich, und Hilde ging hinauf und hielt oben an der Treppe.

Die Thür zu Martin's Kammer stand weit offen, und sie sah, wie der Vollmond ins Fenster schien, ernster und größer als sonst, als such er wen. Oder als woll er etwas sagen.

Und von einer unendlichen Angst ergriffen, wandte sie sich ab und lief in ihre Stube hinüber.

* * *

Baltzer Bocholt athmete tief auf, als er allein war. Er hatte sich bezwungen, ein paar Mal unter Daransetzung seiner ganzen Kraft; nun endlich war er's los und konnte sich gehen lassen, ohne Furcht, durch eine Miene das Geschehene zu verrathen. Er schritt auf und ab und fühlte von Minute zu Minute, wie's ihm freier und wohler um die Brust wurde. Doch mit eins überfiel's ihn wieder, und die Möglichkeit sah ihm starr ins Gesicht: er sei nicht todt und könne wiederkommen. Und könne die Hand gegen ihn erheben zur Anklage vor Gott und Menschen .... Und dann wieder sah er ihn in seinem Elend daliegen, nicht lebend und nicht todt, und ein Schauder natürlichen Mitgefühls ergriff ihn, nicht mit dem Sohn, aber mit der leidenden Creatur. Und es war ihm, als pack ihn wer und woll ihn würgen, und zuletzt trat er ans Fenster und sah in die Nacht hinaus und horchte, ob wer käme oder ob sie wen brächten. Aber es kam Keiner und sie brachten Keinen, und er hörte nur jedes Blatt, das vom Baume fiel, und weit aus der Ferne her das Stampfen und Klappern von Diegel's Mühle. Dort lag er, aber noch diesseits, in dem vorderen Elsbruch, und indem er so hinstarrte, ward ihm zu Sinn, als sähe er

jeden Stamm und dazwischen die Wasserlachen. Und in jeder einzelnen spiegelte sich der Mond. Und weil er des Bildes los sein wollte, wandt er sich ab und lenkte den Blick der anderen Seite zu. Da lag das Dorf und der Sternenhimmel darüber. Und als er hinaufsah in den ewigen Frieden, siehe, da war es ihm, als stiege der Engel des Friedens hernieder und segne jedes Haus. Und nun kam er das Thal herauf, in Mittelhöhe schwebend; aber als er sich seinem Hause näherte, wich er aus und stieg höher und höher, bis er hoch über dem Elsbruche stand. Bis in die Sterne hinein. Und nun erst senkte sich der Engel wieder, immer tiefer, bis er zuletzt in den Wipfeln der Bäume schwand. Was wollt' er da? Zu wem kam er?.... Er wußt es wohl.... jetzt losch das Leben aus.

Und danach trat der Alte vom Fenster zurück und warf sich halb ausgekleidet aufs Bett, und war beruhigt und gequält zugleich, und seufzte und stöhnte, bis gegen Morgen der Schlaf kam.

Er schlief noch, als Joost an die halb offene Thür des Alkovens trat und hineinsah. „Wi em siene Bost geiht; ümmer upp un dahl...." Und er stahl sich wieder fort, um ihn noch weiter schlafen zu lassen.

Eine Stunde später aber trafen sich Alle bei der Morgensuppe. Der Haidereiter hatte seine Ruhe wieder und aß und trank, und da weder Grissel noch Hilde das Wort nahmen, begann er nach einer Weile: „Länger geht's nicht; wir müssen ihn suchen gehen. Aber wo?"

Da warf sich Hilde vor ihm nieder und bekannte, zitternd vor Schuld und Reue, sie hätten sich oben auf Kunerts-Kamp gesehen, keine hundert Schritte von ihrer Mutter Haus, und die Sonne sei gerad untergegangen. Und da hätten sie gesessen und gesprochen und immer das Läuten von des alten Melcher's Heerde gehört. Und als es gedunkelt, hätten sie sich getrennt. Und sie habe sich nicht geängstigt, weil sie von den Sieben-Morgen her immer noch die Heerde gehört habe. Martin aber sei durch den Wald gegangen und auf Diegel's Mühle zu.

„Wohl, wohl," sagte der Alte, der ruhiger blieb, als Hilde gefürchtet. „Also durch den Wald und auf Diegel's Mühle zu. Das ist recht. Da geht er immer und da müssen wir ihn suchen."

Und er wandte sich ins Dorf, um erst mit dem Schulzen und gleich danach auch mit dem Gerichtsboten zu sprechen, und keine halbe Stunde,

so waren Alt und Jung auf den Beinen, um nach des Haidereiters Martin zu suchen. Denn Alle hatten ihn gern und tadelten den Alten, daß er ihn zu streng in der Zucht habe. Das wußt auch der Haidereiter. Und als sie nun die Berglehne hinauf und bis oben an die Sieben-Morgen waren, trat einer von den Büdnern an den wie gewöhnlich auf seiner Graswalze sitzenden Melcher Harms heran und sagte: „Du seihst joa Allens, Kamm-Melcher .... Hest em denn nich siehn?" Und der Angeredete strickte weiter und antwortete, während er mit halbem Blicke den Haidereiter streifte:

„Woll. Ick hebb em siehn. Gistern, as de Sünn eb'n unner wihr. Ihrst up Kunerts-Kamp un denn upp Ellernklipp to."

„Kommt, kommt!" unterbrach Baltzer, dem das Wort Ellernklipp unheimlich zu hören war. Und er führte den Trupp über die Stelle weg, wo der Muthe Rochussen ihr Haus gestanden, und ging erst bis in die Tiefe des Waldes und zuletzt auf einem weiten Umweg um Diegel's Mühle und das Elsbruch herum. Und war Keiner, der sich gemeldet oder aus freiem Antrieb da hinein gewollt hätte, denn es war eine verrufene Stelle. Gegen Mittag aber waren Alle

wieder zu Haus, und im Dorfe hieß es: er sei weg und zu den Preußen gegangen. Und sei nicht zu verwundern. Der Baltzer sei zu streng gewesen und wiss' es auch. Aber er wolle es nicht zeigen und zwinge sich.

Und so verging der Tag, und auch in des Haidereiters Hause hieß es: er ist weg und zu den Preußen gegangen.

Und der Alte widersprach nicht.

Als aber der Abend nahte, kam es ihm doch in die Seele, daß er hin und ihn einscharren müsse. Sonst habe der Todte keine Ruhe. Da, wo die Binsen um den kleinen Teich stehen, da mußt er liegen oder doch nicht weit davon. Der Boden war da freilich moorig, aber mitten im Moor waren kleine Sandhügel, und auf einem dieser Sandhügel wollt er ihn begraben. Und heute noch. Gleich.

Er nahm eine Jagdtasche vom Rechen und ging, als er sich vergewissert hatte, daß Joost ins Dorf gegangen war, über den Hof in die Geschirr- und Häckselkammer, in deren einer Ecke allerlei Feld- und Gartengeräthe: Sensen und Harken und Spaten, bunt durch einander standen. Er suchte darin umher, und als er endlich einen ihm passenden Spaten gefunden hatte, stieß er

mit einem kräftigen Stoße das Eisen unten ab und verbarg es in seiner Jagdtasche. Gleich danach aber ging er in seine Stube zurück und wählte sich unter seinen Stöcken einen aus, dem er's ansah, daß er als Stiel in das Spatenöhr passen würde. Und nun hing er sein Gewehr über die Schulter, von dem er nicht gern ließ, und machte sich auf den Weg.

Immer am Bach hin. Aber der Mond oben ließ nicht ab von ihm, und auch wo das Buschwerk am dichtesten war, fielen Lichter und Schatten ein, über die sein eigener sich fortbewegte. Mitunter sprang ein Eichkätzchen von einem Baum auf den anderen, und er fuhr zusammen, wenn er das Knicken der Zweige hörte. Jetzt aber zogen dünne Nebel zwischen den Bäumen hin, und er wußte nun, daß er das Bruch unmittelbar vor sich habe. Und wirklich, nur ein paar Schritte noch, so blinkte von rechts her die weiße Wand von Ellernklipp herüber. Die weiße Wand und ihr zu Häupten die dunkle Tanne. Da drunter war es. Und er nahm nun das Spateneisen aus seiner Tasche heraus und steckte den Stock ins Oehr. Aber das Oehr war zu weit, und er wußte nicht, was thun. In seiner Hast und Verwirrung riß er endlich ein Stück aus

seinem Sacktuch heraus und wickelte den Fetzen um den Stock herum, bis dieser fest saß. Und nun wollt er weiter. Aber er stand wie angewurzelt. „Ich kann's nicht .... Und wozu auch? 's ist Moorgrund, und der giebt nach, und eines Tages hat er sich selber begraben. Sie werden ihn nicht finden .... Und wenn doch, so heißt es, er ist verunglückt; ausgeglitten. Und war es nicht so? Oder wer hat es anders gesehen? Einer!" Und er sah in den Mond hinauf. „Aber der plaudert nicht."

Und er zog das Spateneisen wieder ab, that's in die Jagdtasche und ging heim.

Als er über den Hof kam, sah er, daß die Geschirrkammer offen stand und Joost ärgerlich und brummend in ihr umhersuchte: „Wihr man nu wedder hier mang west is! Diß oll Diebstüg. Un man blot dat Isen. Dat hebbens mitnoahmen, un de oll höltern Krück hebbens mi stoahn loaten."

Baltzer that, als höre er nicht, und ging in seine Stube. Hier hing er die Tasche, statt an den Rechen draußen, in seinen Schrank und schloß zu. Den anderen Tag aber wollt er das Spateneisen wieder an seinen Platz bringen.

Und nun ging er auf und ab und malte

sich Bilder über Bilder in die Zukunft hinein. Aber er dachte auch jetzt noch ein gut Theil weniger an seine That als an sein eigen Elend. Es war ihm unerträglich, daß er nicht mehr geradeaus sehen und immer nur schweigen und horchen und auf der Lauer liegen sollte. „Ei, Haidereiter, das ist dein Leben nun! Immer in Bangen und immer in Lüge; rastlos und ruhelos, und so bis zuletzt.“

Und er schlug sich mit der Faust vor die Stirn und sah nach dem Gewehr hin und wollte darauf zuschreiten. Aber die Kraft seiner Natur war erschöpft, und er brach zusammen. Und als Grissel und Hilde gleich danach in die Stube traten, lag er ohnmächtig am Boden. Hilde glaubte nicht anders, als daß er todt sei; Grissel aber sah, daß er noch Leben habe, und schickte zum alten „Kamm-Melcher.“

„Es ist vom Blut, Vater Melcher. Ihr müßt ihm die Ader schlagen.“

Der aber schüttelte den Kopf und sagte: „Nein, 's ist ein Fieber. Und wir dürfen's nicht stören. Er muß Ruhe haben und Luft und Licht und Schlaf, oder er stirbt.“

Und sie brachten ihn ins Bett, und Melcher

wachte die Nacht und hörte die Phantasien des Kranken.

Am anderen Tag aber kam der Ilseburger Doctor, und Grissel versagte sich's nicht, auf Melcher und seinen Eigensinn zu schelten. „Und wenn er stirbt, so hat er ihn auf dem Gewissen."

„Er hat ihn gerettet," sagte der alte Doctor. „Ein Tropfen Blut, und es war vorbei."

XIV.

Drei Jahre später.

Es war nun wieder Herbst, der dritte, seitdem Baltzer Bocholt in seine schwere Krankheit gefallen war, und die Berglehnen hüben und drüben standen wieder in Roth und Gelb, und die Sommerfäden zogen wieder, und der Rauch aus den Häusern und Hütten stieg geradeauf in die klare, stille Luft.

Es hatte sich nichts geändert im Thal, am wenigsten oben auf dem Schloß, und die Beamten und Verwalter kamen alle Freitage nach wie vor zum Rapport, und das Feuer brannte nach wie vor in der Halle bei Winter- und Sommerzeit. Auch die schwarze Wittwenhaube der Gräfin hatte

noch dieselbe tiefe Schnebbe wie vordem, und nur ihr Haar, das unter der Haube hervorsah, war um ein Weniges weißer und spärlicher geworden.

Und wie die Gräfin oben auf dem Schloß, so Sörgel unten in seiner Pfarre, der nach wie vor zu Lust und Erbauung seiner Emmeroder predigte, trotzdem er nahe an achtzig war. Und wenn er so Sonntags auf seiner Kanzel stand und den Schwindel kommen fühlte, daran er schon seit Jahren litt, so wußt er rasch ein Ende zu finden und sagte nur: „Der Friede Gottes, der besser ist als alle Vernunft, sei mit euch Allen!" und gab nach der Orgel hin ein Zeichen. Und ehe eine Minute vorüber war, sang die Gemeinde ihren letzten Vers, und war Keiner unter ihnen, der an dem Predigtabbruch einen ernstlichen Anstoß genommen hätte. Vielmehr schloß ihn mancher in sein Gebet ein und betete zu Gott, daß er ihnen den alten Sörgel, krank oder gesund, noch lange Zeit erhalten möge. Denn er war ein guter, christlicher Mann, christlich in seinem Gemüthe, wenn auch nicht immer in seinem Bekenntniß, und liebte seine Gemeinde, darin er über fünfzig Jahre getraut und getauft und mit all' seiner Aufklärung keinen nachweisbaren Schaden angerichtet hatte.

Und wie drinnen in Pfarr' und Kirche, so war auch draußen auf dem Kirchhof Alles beim Alten geblieben, und wenn ein Unterschied gegen früher war, so war es der, daß die Stechpalmen etwas höher über die Feldsteinmauer hinausgewachsen und zwei Gräber etwas besser gepflegt waren als seit lange: das von Hilde's Mutter nnd das von des Haidereiters erster Frau. Beide standen wieder in Blumen, und während auf dem einen die Gitterknöpfe neu vergoldet waren, waren auf dem anderen die gelben Buchstaben und das Dach über dem Holzkreuz erneuert worden.

In der That, nichts hatte sich verändert, und wer in die Thalschlucht einbog, der hörte wie früher das Klappern und Stampfen von Diegel's Mühle her und sah wie früher die schrägliegende Tanne, die von Ellernklipp herab ihre Nadeln auf den schmalen, an der Felswand hinführenden Fußweg streute. Nichts hatte Wandel oder Abweichung erfahren, auch das Einerlei des Herkommens nicht, und die Tage dreier Jahre, weil sie so gleichmäßig gewesen, waren auch dem Gedächtniß gleichmäßig entschwunden.

Alle, nur einen ausgenommen. Und wenn dieser eine, was nicht selten geschah, unter mancher

Zuthat und Ausschmückung in der Spinnstube durchgesprochen wurde, so hieß es von der einen Seite: wie schön sie gewesen sei und wie blaß. Aber Andere lachten bloß und bestritten es und sagten: sie sei nicht blasser gewesen als sonst. Und warum auch? Es sei doch, trotz seiner fünfzig, ein Glück für sie. Denn was habe sie denn mitgebracht in die Ehe? Natürlich die langen Wimpern. Aber die Wimpern, du mein Gott, die hätten ja von Jugend auf die Mauser gehabt, und neben einer fehlten immer zwei. Und dann das bischen rothe Haar. I nun, das möchte gehen. Aber woher habe sie's denn? Von der Muthe nicht, die sei schwarz gewesen; und von dem Rochussen erst recht nicht, der sei pechschwarz gewesen und eigentlich überhaupt bloß ein Zigeuner.

Und so ging das Gerede und Gelach'. Aber an dem Tage, wo die Hochzeit stattgefunden hatte, da war es anders gewesen, und Alles hatte sich herzugedrängt, um das Paar zu sehen. Ueberall, an der Hecke hin, hatten sie schon vom ersten Läuten an gestanden, und in der Kirche hatte kein Apfel mehr zur Erde gekonnt. Und hatte nicht anders sein können, denn auch viele Ilseburger waren herübergekommen, und in dem

gräflichen Chorstuhl hatte nicht bloß die Gräfin gesessen, sondern auch ihr Besuch: Offiziere aus dem Preußischen und Sächsischen her, und darunter ein alter General mit bloß einem Auge und einem schwarzen Seidenfleck auf dem anderen. Und dann war der alte Sörgel von der Sacristei her erschienen und hatte vor dem Altar ein kurzes Gebet gesprochen, ernst und schön; aber eine kleine Weile, da war ihm das Zittern gekommen, an dem er noch mehr litt als an dem Schwindel, und sie hatten ihm einen Stuhl bringen müssen. Und weil er nun so niedrig saß, waren Baltzer Bocholt und Hilde niedergekniet, und so zu den Knieenden hatte der Alte gesprochen und ihnen die Traurede gehalten. Er hatte den Text dazu wohlweislich aus dem Buche Ruth genommen, weil er sich der Vorliebe Hildens für das Weib des Boas aus früheren Tagen her sehr wohl erinnert hatte. Der Text aber hatte gelautet: „Und Ruth sprach zu Naemi: Laß mich aufs Feld gehen und Aehren lesen, dem nach, vor dem ich Gnade finde.“ So waren die Worte gewesen, über die der Alte geredet, eindringlich, liebevoll und kurz. Und als er zuletzt die Formel gesprochen und sie zusammengegeben, hatte sich Hilde von der Bank erhoben, auf der sie gekniet; aber Baltzer Bocholt

war noch auf seinen Knieen geblieben und hatte sich erst aufgerichtet, als ihm Hilde zugeflüstert, es sei Zeit. Und danach hatte Jeder sehen können, wie's ihm um den Mund gezuckt, Keiner aber deutlicher als der alte Melcher Harms, der all die Zeit über unterm Chorstuhl der Gräfin gestanden.

Und danach hatte man die Kirche verlassen, und alle Geladenen waren in das Hochzeitshaus hinübergegangen, um an dem Schmaus und der Freude des Tages theilzunehmen; an Melcher Harms aber, der seitens des Haidereiters nicht aufgefordert worden, war einer der gräflichen Diener mit der Weisung herangetreten, daß ihn die Gräfin um die sechste Stunde zu sprechen wünsche.

Da hatte sich der Alte verneigt. Und mit dem sechsten Glockenschlage war er erschienen und durch die große Halle hin auf einen mit einem vergoldeten Gitter eingefaßten Balcon geführt worden, auf dem die Gräfin mit ihren Gästen Platz genommen und eben ein angeregtes Gespräch begonnen hatte. Zumeist mit dem alten General, der quer saß und mit seinem zugeklebten Auge — denn die Dinge dieser Welt bedeuteten ihm nichts mehr — in die Landschaft

sah. Als aber die Gräfin ihres Schützlings ansichtig geworden, hatte sie sich erhoben und ihn ihren Gästen als ihren „besten Freund" vorgestellt, was bei den jungen Herren ein Lächeln und eine Verwunderung, bei dem alten General indessen, der ein Zinzendorf'scher war, eine freudige Zustimmung gefunden hatte.

„Setzt Euch, Melcher Harms. Hierher, bitte. Ich habe den Herren von Euch erzählt. Und der Herr General, der im Bekenntniß steht und an die Wunder und Wege Gottes glaubt, möcht' Euch kennen lernen und ein Wort von Euch vernehmen. Ihr waret in der Kirch' heut' und habt den alten Sörgel gehört. Wie schien er Euch?"

„Er hat mir das Herz getroffen. Und das hat er, weil er die Liebe hat. In der steht er und wirket in Segen, obwohlen er den Quell des Glaubens vermissen läßt, um die, die wahrhaft dürsten, damit zu tränken. Er hat nur die zweite Liebe, die Menschenliebe.... Zumeist aber liebt er die Hilde, das liebe Kind, das nun heute seines Pflegevaters ehelich Weib geworden ist. Und Gott gebe seinen Segen und thue das Füllhorn seiner Gnaden auf und woll' Alles zum Guten und Besten wenden."

„Aber, Vater Melcher, das klingt ja fast, als fürchtetet Ihr ein Gegentheil! Und ich denke doch, Alles liegt gut. Ich habe wohl reden hören von des Haidereiters Sohn und daß sie den geliebt hätt' und nicht den Alten. Aber Ihr wißt, wir haben ihn in unseren Amtsblättern aufrufen lassen und danach in allen Gazetten, ohne daß er gekommen wär' oder ein Zeichen seines Lebens gegeben hätte. Und ist nun todt befunden und erklärt. Oder glaubt Ihr, er werde wiederkommen?"

„Er wird nicht wiederkommen," antwortete Melcher, indem er seine Stimme hob. „Und wenn er wiederkommt, so kommt er, woher wir ihn nicht rufen können. Und kommt freiwillig, um noch zu ordnen, was zu ordnen ist. Denn ewig und unwandelbar ist das Gesetz!"

Alle horchten auf.

Die Gräfin aber entgegnete: „Ich weiß, Vater Melcher, daß Ihr an solche Erscheinungen glaubt, und ist nicht Ort und Stunde, dafür oder dawider zu streiten. Und auch nicht darüber" — und hier verbeugte sich der alte General gegen die Gräfin — „ob nicht die Gnade mächtiger und unwandelbarer ist als das Gesetz. Ueber all' das nicht heute. Heute nur das: Ihr wißt, daß er todt ist?"

Der Alte bejahte.

„Nun denn, so seh' ich nicht, was Euch Furcht oder Sorge schafft. Oder mißtraut Ihr dem Manne? Daß er bei Jahren, ist nicht vom Uebel. Es sind nicht die schlechtesten Ehen, wo der Mann sein Ansehen verdoppelt, weil er zugleich ein Vater und Erzieher ist. Ich hab' umgekehrt mehr Ehen daran scheitern sehen, daß dies Ansehen fehlte. Der Baltzer Bocholt aber hat das Ansehen; er ist ein ehrenhafter Mann und wird die Hilde nicht an den Altar gezwungen haben."

Der Alte schwieg.

„Ihr schweigt. Wenn Ihr es anders wißt, so sagt es. Ich hab' eine Theilnahme für das Kind. Ich meine für die junge Frau."

„Nein, er wird die Hilde nicht an den Altar gezwungen haben," wiederholte Melcher Harms die Worte der Gräfin. „Und doch ist es ein Zwang."

„Ihr müßt deutlicher sprechen, Vater Melcher. Ihr seid zu vorsichtig in Eurer Rede."

„Nun denn, Gräfin, sie hat nie vergessen, was er an ihr gethan; aber zugleich auch ist sie die Furcht vor ihm nie los geworden. Und aus Furcht und Dankbarkeit ist es gekommen, und aus Furcht und Dankbarkeit hat sie ja gesagt."

Unter diesem Gespräch hatte sich die Theilnahme des alten Generals, dem in der That ein gut herrnhutisch Herz in der Brust schlug, immer aufrichtiger dem „Erweckten von Emmerode“ zugewandt; die Gräfin aber antwortete: „Sörgel und Ihr, Melcher Harms, ihr seid ihr Freund. Aber Ihr wißt doch, was die Leute sagen: sie lebe so müd' und matt in den Tag hinein; und stille Wasser seien tief. Und sei Keiner, dem sie's nicht angethan. Und habe doch selber kein Herz und keine Liebe. Ja, lächelt nur! Ihr seht, ich habe meine Zuträgerschaften. Aber ich mißtraue solchem Urtheil, und nun sagt mir das Eure.“

„Wer das Alles von der Hilde gesagt hat, der hat sie gut genug gekannt. Aber er ist auf halbem Wege stehen geblieben. Ja, Gräfin, es ist eine sehnsüchtige Natur, die Liebe haben will. Und daß ich's sagen muß: auch irdische Liebe. Danach trachtete sie durch Tag und Jahr und wartete darauf und wartet noch. Und ist All' umsonst, wie lang sie warte. Denn ich seh' ihre Zukunft so klar wie die Tanne drüben auf Ellernklipp, und weil sie's auf Erden nicht finden wird, so wird sie's suchen lernen dort oben und wird sich klären und in himmlischer Liebe leben und sterben.

Und wird ein Engel sein auf Erden. All' das seh' ich, und sehe nichts mehr von ihrer Schuld und Schwäche. Ja, Gräfin, eine Gebenedeite wird sie sein, sie, die heute nach dem unerforschlichen Rathschlusse Gottes ihres Pflegevaters Frau geworden ist. Und wird die Kraft haben, viel Manchen von uns frei zu beten, zumal auch Einen, den ich heute nicht nennen will."

Er hatte das Alles mit dem ganzen Leuchteblick eines echten Conventiklers gesprochen, der sich seiner Prophetengabe voll bewußt ist, und selbst die jungen Herren, die sich anfangs nur spöttische Bemerkungen über das „Orakel von Emmerode" zugeflüstert hatten, waren still geworden. Der alte General aber, als Melcher Harms jetzt aufstand, stand mit ihm auf und gab ihm das Geleite durch Saal und Halle hin bis an die Wendeltreppe.

Die jungen Offiziere ihrerseits hatten inzwischen ihren Uebermuth wiedergewonnen und zogen sich, ungestört von der Gräfin, in eine Balconecke zurück, die jedem einzelnen einen Blick auf das Thal und das gegenüberliegende Haus des Haidereiters gönnte.

„Sieh, Lothar," sagte der eine, „sie stecken jetzt drüben die Lichter an."

„Aber ohne Hymens Fackel.“

„Es wird so schlimm nicht sein,“ entgegnete der erste wieder. „L'appetit vient .... Und nun gar die: blaß und rothblond, und matt und müde. Wir sagen ‚languissant‘, und ich denke, wir wissen, was es meint.“

„Aber languissant ist irdisch. Und du hast doch gehört, mit dem Irdischen ist es für sie vorbei.“

„Nicht doch. Er sprach bloß von der Zukunft. Und wenn wir auf die warten, ich mein' auf die Zukunft, so wachsen wir uns auch noch in die himmlische Liebe hinein. Beiläufig, wie denkst du sie dir?“

„Entbehrlich.“

Und sie lachten und medisirten weiter.

In des Haidereiters Haus aber wuchs der festliche Lärm, und als spät nach Mitternacht Alles heimkehrte, war Keiner, der nicht versichert hätte, daß dies die lustigste Hochzeit seit Menschengedenken gewesen sei.

„Und je lustiger die Hochzeit, desto glücklicher das Paar.“

XV.
Das kranke Kind.

Ja, das war der Tag, der unvergessen in Emmerode fortlebte, und nur einer war, der eine beinahe gleiche Theilnahme geweckt hatte, der, an dem es hieß: „Die Störche ziehen, aber in Bocholt's Haus ist einer angekommen.“ Und so war es; Hilde war eines Kindes genesen, eines Knäbleins mit spärlichem rothblondem Haar, und die weise Frau hatte gesagt: „Es wird nicht alt. Es ist zu hübsch und zu durchsichtig und sieht aus, als wüßt es Alles.“

Und nur zu bald zeigte sich's, daß die weise Frau richtig gesprochen, obschon es anfänglich gedieh und runde rothe Backen hatte. Doch ehe noch ein Vierteljahr um war, konnte Jeder sehen, daß es krank war, denn mit eins wurd es blaß, und seine Wimpern schlossen sich und das Athmen wurd ihm schwer. Und wenn dann der Anfall vorüber war, schlief es ein und nahm keine Nahrung und schlief viele Stunden lang, als wär es todt. Und dann kniete Hilde vor der Wiege nieder und seufzte leise: „Armes Kind,“ und küßte es, erst still und dann leidenschaftlich; ach! sie durft' es, ohne Furcht und Sorge, es aus

dem Schlafe zu wecken. Das müde Kind schlief eben weiter. Und zuletzt kam Grissel, die, seit das Kind da war, wieder zu Hilde hielt, und schickte die junge Frau hinaus, in Feld oder Garten, „daß sie doch mal was Anderes säh' als das arme kranke Wurm“, und setzte sich selbst heran, auf einen Schemel oder eine Fußbank, und sang ihr „Buküken von Halberstadt“ mit solcher Gewalt über die Wiege hin, daß es immer war, als ob sie dem Kinde was von ihrer eigenen Lebenskraft einsingen wollte. Und dabei ging die Wiege wie auf hoher See. Wenn dann aber ein neuer Anfall kam, so holte sie heiße Tücher vom Ofen oder aus der Küche her und legte sie auf den Leib des Kindes; denn sie hatte ganz bestimmte Heilmittel und ging davon aus, daß es ein „Reißen“ sei; „Kinder hätten immer das Reißen, und sei kein Unterschied, ob in Kopf oder Zahn, oder Ohr oder Leib.“ Aber die heißen Tücher machten es nur schlimmer, und die heftigen Anfälle minderten sich erst, als Grissel eines Tages mit dem alten Melcher Harms gesprochen und dieser ihr gesagt hatte: sie solle die heißen Tücher lassen und statt ihrer einen Doppel-Species oder einen großen Mansfelder Thaler auf die Herzgrube des Kindes legen.

Und wenn er da drei Vaterunser lang gelegen, dann solle sie den Species oder den Mansfelder wieder fortnehmen und einen neuen hinlegen. Denn das Kind brauche Kühle, nicht aber Hitze.

Das half denn auch, wenigstens auf Wochen hin, und der alte Melcher Harms würde vielleicht noch weiter geholfen und jedenfalls der Mutter ein Trosteswort gesprochen haben, wenn er nur hätte ins Haus kommen und das Kind sehen dürfen. Aber das litt der Haidereiter nicht, und als Hilde sich ein Herz nahm und es bei sich bietender Gelegenheit in bestimmten Worten von ihm erzwingen wollte, wurd er roth und sah so bös aus wie früher, wenn ihm die Zornader schwoll. In allem Anderen aber war er stiller geworden und weniger streng und ließ Vieles hingehen, und nur gegen den Melcher Harms, wie Hilde mit jedem Tage mehr erfahren mußte, verblieb ihm ein Groll, der um so tiefer saß, als er sich mit dem mischte, was er sonst nicht kannte: mit Furcht. Er muthmaßte nämlich, daß der Alte damals, als er an seinem Bette gewacht, allerlei von dem, was das Fieber auszuplaudern pflegt, gehört haben müsse. Von diesem Verdachte konnt er nicht los, und eines Tages, bald nach der Hochzeit, wurd es ihm wie zur Gewißheit.

An diesem Tage war Melcher Harms wie gewöhnlich des Weges gekommen, seinen Spitz neben sich und sein Strickzeug in der Hand, und die Kühe des Haidereiters, als sie das Läuten von fern her gehört, waren von selbst aus der offenen Stallthür getreten und hatten sich angeschlossen. Alles wie sonst. Und so war der Alte vorbeigezogen, mit einem Gruß gegen Hilde, die, blasser noch als gewöhnlich, an dem offenen Fenster gestanden hatte. Hinter dem Gehöft aber war er nicht nach rechts hin auf die Berglehne hinaufgebogen, sondern hatte, weil die Sieben-Morgen schon abgeweidet waren, Alles weiter thalaufwärts, auf Diegel's Mühle zu, getrieben. Ueberall stand Unterholz, und der schmale verwachsene Weg hielt ihm von beiden Seiten her die Heerde zusammen. Und so war er bis dicht an den Fuß von Ellernklipp herangekommen und hatte schon das Elsbruch oder doch die Vorläufer davon zu seiner Rechten, als sein Spitz, ein altes abgerissenes Stück Zeug zwischen den Zähnen, aus dem Gebüsch herauskam und es zu Füßen seines Herrn niederlegte. Der bückte sich, und weil er sparsam sein gelernt hatte, nahm er's auf und that es in seine Ledertasche. Und siehe, es traf sich, daß er auf der

Stelle fast einen Nutzen daraus ziehen sollte. Denn als sie wenige Minuten später wieder aus dem Bruche heraus waren und eben etwas lehnan an einem Plankenzaune vorbei wollten, wurde die vorderste von des Haidereiters Kühen in die Planken hineingedrängt und riß sich an einem rostigen alten Nagel das Fleisch dicht über dem Knöchel auf. Es blutete heftig, und Melcher, als er's sah, legte den Leinenlappen, den ihm sein Spitz aufgestöbert hatte, sorglich um die Wunde herum.

So verging der Tag.

Als aber Joost am Abend in der Stallthür stand und beim Anblick der rückkehrenden Heerde gewahr wurde, daß die Braune, die die beste Milchkuh war, lahm ging und bei jedem Schritt einknickte, rief er den Haidereiter, daß er käme und sähe, was es sei. Der kam denn auch und wickelte zunächst den Verbandlappen wieder ab. Als er ihn aber in Händen hielt und sah, daß es das Stück Sacktuch war, das er damals abgerissen und um den Spatenstock gewickelt hatte, kam ihm ein Schwindel, und er fiel ohnmächtig an der Stallthür nieder. Und in der Nacht sprach er wieder irr, und Alle glaubten, daß er einen Rückfall in die schwere Krankheit haben

werde. Doch er überwand es, und eine Woche später ging er wieder in den Wald und hatte seinen Muth und seine Farbe wieder; nur dem Melcher Harms wich er aus, weil es bei ihm feststand, er hab es ihm zeigen wollen. Darin aber ging er fehl. Alles war Zufall gewesen (wenn es einen Zufall giebt), und nur in dem Einen traf er's, daß der Alte, so wenig er einen bestimmten Beweis in Händen hatte, vor sich selber fest überzeugt war: der Haidereiter wisse nicht bloß um Martin's Tod, sondern sei schuld daran.

Unter allen Umständen aber war es von dem Tag an, daß Baltzer Bocholt erklärt hatte, den Melcher Harms in seinem Hause nicht mehr sehen zu wollen. Ja, sein Groll war weiter gegangen und hatte von Hilde gefordert, daß sie die Freundschaft mit ihm fallen lasse. Das passe sich nicht für sie. Die Gräfin oben, die dürfe das. Aber eines Haidereiters Frau, die müsse sich in ihrem Stand halten und dürfe nicht Freundschaft haben mit einem Schäfer.

Und Hilde widersprach nicht und unterwarf sich in Allem.

Als aber das Kind kam und kränkelte, da schickte sie doch die Grissel heimlich hinauf und

ließ fragen, und als es immer schlimmer ward und auch der Species und der große Mansfelder Thaler auf der Herzgrube nicht mehr helfen wollten, da faßte sie sich ein Herz und stieg selber hinauf auf die Sieben-Morgen und brachte dem Alten oben das Kind, daß er sähe, was es sei. Und er legte sein Ohr an die Brust des Kindes und behorchte den Athem und wie das Herz ging. Und dann gab er es ihr zurück und sagte: „Ja, Hilde, das Kind ist krank."

„Ach, was ist es? Ihr seid so klug, Melcher Harms. Macht es mir wieder gesund. Ihr kennt alle Kräuter und habt so viele Mittel und Sprüche. Helft ihm doch. Seht, es ist mein Ein und Alles. Und wenn es stirbt, so hab ich nichts mehr. Denn ich werde kein anderes haben. Und ich will auch kein anderes; nein, nein! Ach, weiß es Gott, ich habe mir auch dieses nicht gewünscht. Aber nun ist es da und sieht mich immer so still und so traurig an, und nun möcht' ich doch, es bliebe mir. Und ist mir mehr werth als die ganze Welt. Und mir ist, als lebt' ich nur noch, daß ich ihm mit Thränen und Küssen den Blick fortschaffe. Ja, das möcht' ich, Melcher Harms. Und daß es mal lächelt und ohne Klag' und Vorwurf. Und ist mir gleich, ob Ihr ihm

Kräuter gebt oder ob Ihr es besprecht. Ich will nur, daß es lebt und nicht mehr so traurig sieht."

Er hatte der jungen Frau Hand genommen und sagte: „Was ich wußte, Hilde, das hab' ich gesagt. Und da hilft kein Kraut, von dem ich weiß."

„Ach, so betet es gesund."

Er schüttelte den Kopf. „Du bist noch jung, Wer aber alt ist, der weiß, mit dem Beten ist es ein eigen Ding und ist nicht wohlgethan, es eigensinnig von Gott abringen zu wollen. Er willfahrt uns, denn das Gebet ist mächtig mitunter, aber er thut es widerwillig, und ich habe noch keinen Segen davon gesehen. Und darum mag ich's nicht. Und ist was Gewaltsames dabei. Nein, Hilde, laß es. Aber irdisch Wissen und irdische Mittel, die sind erlaubt, und so rath' ich dir, versuch' es mit dem alten Schliephake drüben und fahr' hinüber nach Ilseburg. Der ist klug und hat deinen Mann aus der großen Krankheit wieder aufgebracht. Und wenn wer helfen kann, so wird der helfen. Aber du mußt dich eilen und deinem Mann nicht sagen, daß ich dir's gerathen habe, sonst sagt er nein. Denn er mißtraut mir und glaubt, daß ich Uebles gegen

ihn im Schilde führe. Darum nenn' ihm meinen Namen nicht.... Du bist ja 'ne Frau und wirst dir zu helfen wissen."

Und sie versprach es lächelnd und ging. Und der Alte sah ihr nach. Aber es war die Hilde nicht mehr, die, die Butt auf dem Kopf und die rechte Hand in die Seite gestemmt, auf die Sieben-Morgen hinaufgestiegen war.

Elend war sie, elend und lebensmüde wie das Kind, das sie weinend an ihrem Busen barg.

XVI.

Eine Fahrt nach Ilseburg.

Hilde that nach des alten Melchers Rath, und es vergingen nicht drei Tage, so hielt der kleine Jagdwagen vor der Treppe des Hauses, und Hilde stieg auf und ließ sich das Kind reichen, das heute das Köpfchen fast verdrießlich in die Kissen barg. Es war, als ob es wisse, was ihm diese Fahrt bedeute. Zuletzt erschien auch der Haidereiter, schwang sich über das Rad weg auf den Vordersitz hinauf und nahm die Leinen aus Joost's Hand, der schon vorher das Büchsgewehr in den anderen Eckplatz gestellt hatte. Denn in Ilseburg war Freischießen, und

Baltzer, der seit Jahr und Tag nicht hinübergekommen war, wollte mal wieder mit dabei sein.

Und nun zogen die Pferde an, und Grissel, die dem Fuhrwerke nachsah, sagte zu Joost: „Oll Schliephake.... Klook is he.... Awers wat helpt et? He wahrd ook nich veel ut em moaken.“

„Worüm sall he nich?“

„Wiel uns' Lütt utgeiht as 'n Licht.... Un weetst, wat ick disse Nacht siehn heww?“

„Nei. Wohier sall ick?“ antwortete Joost.

„'n Sarch wier et.... Un stunn upp unsen Floor.“

„Un wihr leeg in?“

„Ick künn et nich recht siehn. Een witt Doog leeg dröver, un ick glöw', et wihr de Lütt.... Un denn wihr et ook wedder so grot.“

„Se seggen joa, dat bedüt' ümmer wat Goods.“

„Joa, vör twelven.“

Und während sie so sprachen, fuhr der Wagen durchs Dorf und alsbald an einer hohen, etwas zurücktretenden Berglehne hin, über deren Tannenwald ein bläulicher Nebel lag. Aber zur anderen Seite der Straße dehnte sich Alles in klarer Luft: Brach- und Stoppelfelder und dazwischen ein paar verspätete Haferstreifen. Und wo das

Feld inmitten des Flachlandes leise wieder anstieg, standen ein paar Burgtrümmer und Schindelthürme.

Die Bocholt'schen Eheleute sprachen nicht. Baltzer hatte mit den Pferden zu thun, die seit ein paar Tagen nicht herausgekommen waren, und Hilde sah auf das Kind und mühte sich, ihm ein Lächeln abzugewinnen. Umsonst, es wollte nicht lächeln und wandte sich unwirsch ab, als es merkte, daß es sich durchaus freuen solle. So ging es unter den schwer tragenden Apfelbäumen hin, die von links und rechts her den Weg einfaßten und Hilden einmal über das andere mit einer Zweigspitze streiften. Einmal griff sie danach, riß einen Apfel ab und hielt ihn dem Kinde hin. Und sieh, es lächelte und streckte die Hand danach. Und nun lächelte auch Hilde.

So ging die Fahrt, und als sie den halben Weg hatten und den Berg hinauf waren, der hinter einem der alten Klosterdörfer ansteigt, sahen sie das schöne Ilseburg mit seinem Thurm und seinem Schlosse vor sich liegen, und an einem ausgestorbenen Kirchhof entlang, über dessen eingefallene Gräber hin eine ganze Wildniß von Hollunder und Hagebuttensträuchern wuchs, fuhren sie durch ein seitwärts gelegenes Gatter in das Städtchen hinein.

In allen Straßen war Lust und Leben, und Baltzer freute sich von Herzen, mal unter Menschen zu sein und etwas Anderes zu sehen als eine weinende Frau. Das mit dem Kinde hielt er nicht für so schlimm und entsann sich mit einem gewissen Behagen, daß ihm in seinen jungen Jahren von seiner Mutter immer wieder und wieder erzählt worden war, er sei klein und dürftig und überhaupt ein schwächliches Kind gewesen. Und so stand ihm denn fest, daß ihm der alte Schliephake, den er von seiner großen Krankheit her schätzte, nicht bloß einen guten Rath, sondern auch einen guten Trost geben werde. Warum sollt es denn auch ein schwächliches Kind sein?

An der Ilsenbrücke war ein Wirthshaus mit einem an einem Arm hängenden Schilde, darauf ein goldener Ritter mit geschlossenem Visir abgebildet war. Muthmaßlich ein alter Emmeroder Graf. An diesem Wirthshause hielten sie, stiegen ab und gingen nach einer kurzen Zwiesprach mit der Wirthin auf des Doctors Haus zu, das in nächster Nähe gelegen war.

Sie fanden ihn in einer Hinterstube, gerade damit beschäftigt, über den Hof hin einen ganzen Regen von Gerstenkörnern auszustreuen. Denn

er war ein leidenschaftlicher Tauben- und Hühnerzüchter, und wenn die zwei jungen Hähne, die den Hof beherrschten, die Glucken und Küken nicht nahe genug heranließen, so griff er in eine neben ihm stehende Schüssel mit Kartoffeln und Mohrrüben und warf die Stücke mit solcher Geschicklichkeit nach den allzu Zudringlichen, daß sie, kollernd und krähend, auf ein paar Augenblicke das Feld räumten. Er nannte das seinen „Schutz der Wittwen und Waisen" und verschwor sich hoch und theuer, daß die ganze Welt in derselben Weise regiert werden müsse.

Die Bocholt'schen Eheleute hatten nach einer halb herzlichen, halb verlegenen Begrüßung am Speisetische Platz genommen, und Hilde säumte nicht länger unter einem Strome von Thränen Alles vorzutragen, was ihr das Herz bedrückte. Baltzer wollte verbessernd dazwischen sprechen, aber der Doctor wies ihn mit einer leisen Handbewegung zurück und sagte: „Nicht doch, Bocholt, Eine Mutter sieht immer am besten. Und jedenfalls besser als ein Vater." Und danach nahm er das Kind aus den Kissen und behorchte seinen Athem und den Schlag seines kleinen Herzens, ganz wie Melcher Harms es seinerzeit gethan hatte.

Das waren erwartungsvolle Minuten. Endlich aber gab er das Kind an Hilde zurück und sagte: „Geht ins Freie mit ihm, liebe Frau. Die Luft ist zu schwül nnd zu drückend hier. Und Luft ist Alles für das Kind. Ich will aber doch etwas aufschreiben, zur Erleichterung, und es Eurem Manne geben .... Er kommt Euch dann nach.“

All das klang ihr nicht gut und troſtreich, und sie sah wohl, daß er allerlei Dinge zu sagen hatte, die sie nicht hören sollte. Sie ging aber, und als Schliephake, der ihr mit dem Ohre gefolgt war, die Hausthür ins Schloß fallen hörte, schob er seinen Stuhl näher an Baltzer heran und sagte: „Ich wollt' erst Eure Frau fort haben; Ihr aber, Bocholt, Ihr müßt es hören können .... Es muß sterben.“

Baltzer Bocholt fuhr zusammen und sagte dann, indem seine Stimme stotterte: „Warum sterben?“

„Weil es kein Leben hat. Es ist welk, so welk, daß jede Stunde Leben ein Wunder ist.“

Aber das gefiel dem Haidereiter nicht, der ein dünkelvoller Mann war und in seinem Dünkel auch auf seine Kraft und Kernigkeit große Stücke hielt. Und er antwortete mit sichtlicher Ver-

stimmung: „Ich bin ein gesunder Mann, Doctor, und hab' eine junge Frau."

Schliephake lächelte vor sich hin und sagte, während er seine Hand vertraulich auf des Haidereiters Knie legte: „Wohl, ich seh' schon, es mißfällt Euch, und Ihr hört nicht gern von dem welken Kind. Aber daß ich's Euch sage, Baltzer Bocholt, mit unserer Kraft ist nichts gethan, und ist nicht besser damit als mit unserem Wissen Alles ist Stückwerk und nichts weiter."

Er schwieg eine Weile. Als er aber wahrnahm, daß ihn der Haidereiter immer noch verwundert ansah, nahm er wieder das Wort und sagte: „Ja, Baltzer Bocholt, Ihr starrt mich an. Aber seht, unsere Stunden sind nicht gleich, und an der Stunde hängt Alles. Und oft auch am Augenblick. Ihr seid ein rüstiger Mann, und Eure fünfzig haben Euch noch nicht viel gethan. Es stimmt noch in Brust und Rückgrat, und von dem bischen Grau sprech' ich nicht, das kleidet Euch. Aber wie steht es hier?" und dabei stieß er leise mit dem Finger auf Baltzer Bocholt's Herz.

Der verfärbte sich.

„Und," fuhr Schliephake fort, „wie steht es mit Eures Weibes Herz? Ihr sollt mir die Frage nicht beantworten, und vielleicht auch könntet

Ihr's nicht. Denn wer liest in anderer Leute Herzen und nun gar in eines Weibes Herz! Aber das will ich Euch sagen: auf das Herz kommt es an; das Herz entscheidet. Und wo Freude wohnt, da giebt es Leben, und wo Leid wohnt, da giebt es Tod. Und das Leid hat eine große Gevatterschaft: Angst und Noth und Kummer und Reu. Und wenn Ihr so feste Rippen hättet wie der Halberstädter Roland, und es zehrte was hier, so wär es nichts mit Eurer Kraft. Und an Jedem zehrt es mal, mal so mal so, und wandelt ihm die Kraft in Unkraft. Im Letzten freilich ist Alles Geheimniß, es heiße nun Leben oder Tod. Aber das ist gewiß, Eures Kindes Herz ist krank, und es muß sterben."

Ein Verdacht, ähnlich dem, den er gegen Melcher Harms hegte, schoß einen Augenblick in des Haidereiters Herzen auf. Aber er bezwang sich rasch wieder und dankte dem Alten für seinen Rath, so schmerzlich ihm derselbe gewesen. Und danach bat er ihn noch, ihm, wie er's vorgehabt, etwas für das Kind aufschreiben zu wollen, wenn wenn auch nur zum Schein, und um der Frau willen. Und als er den Zettel in Händen hatte, ging er murmelnd und kopfschüttelnd aus dem Hause, um Hilden aufzusuchen.

Er war fest entschlossen, ihr von dem angeblich hoffnungslosen Zustande des Kindes nichts zu sagen; und fand sich um so leichter in diese Rolle hinein, als des alten Schliephake Wort ihn noch viel mehr verdrossen als betrübt hatte. Wohl, er liebte das Kind; aber wenn es doch nicht leben konnte, so war es am besten todt.

Er blieb nicht lange mit Hilde, ging vielmehr bald auf die Wiese hinaus, wo das Freischießen schon im Gange war, und freute sich, als er von der angeheiterten Gesellschaft mit einem Hoch empfangen wurde. Hart am Scheibenstande plätscherte die Ilse vorüber; am anderen Ufer aber stieg der Unterbau des alten Schlosses auf, und von allen Seiten her schmetterte Musik und klang aus den Bergen wieder.

„Nun, Haidereiter," rief ihm einer von den Ilseburgern zu, „schießt für mich. Ich bin an der Reihe, so habt Ihr den ersten Schuß." Und er nahm es an. Aber die Kugel traf nur den Rand, und allerlei Stichelreden wurden laut, die den Alten in seiner Eitelkeit und Standesehre verdrossen, so wenig böse sie gemeint waren. Und als auch ein zweiter Schuß wieder ein Fehlschuß war oder doch nicht viel besser, verließ er auf Augenblicke den Schießstand, um in der Buden-

reihe, die den Schützenplatz einfaßte, sein Glück zu versuchen. Er wollte dem Kinde ein Spielzeug gewinnen, oder vielleicht war auch ein Aberglaube dabei, und so warf er denn dreimal und zuletzt so heftig, daß der eine der drei Würfel über die Bande sprang. Aber er blieb jedesmal unter zehn, und weil er nicht mit leeren Händen heimkehren wollte, wie wenn er des Kindes gar nicht gedacht hätte, so sah er sich gezwungen, Einiges von dem Spielzeug zu kaufen.

Und danach ging er auf einem Umwege wieder an den Schießstand zurück.

Auf diesem jedoch stellte man eben das Schießen ein, und er kam nur noch zu rechter Zeit, um sich einem abziehenden Trupp Osteroder, deren Wiesen und Aecker mit Emmerode grenzten, zu gemeinschaftlicher Rückfahrt anzuschließen, allerdings erst nachdem man vorher noch in dem großen und langgebauten Erfrischungszelt, an dessen Flaggenstange das braunschweigische Roß flatterte, gevespert nnd natürlich auch einen guten Trunk genommen haben würde. Und nicht lange, so saßen sie, Jung und Alt, um die langen, aufgenagelten Tische her und sprachen dem Einbecker Biere zu, das in diesem Zelt am besten und frischesten zu haben und eben deshalb auch eines

besonderen Zuspruchs sicher war. Auch ein paar Ilseburger, die mit dem Haidereiter Freundschaft oder Gevatterschaft hielten, hatten sich eingefunden, und weil das gute Bier Allen die Zunge löste, so gab es bald ein Erzählen von Krieg und Frieden und am meisten von den hannoverschen Rothröcken, die mit übers Wasser müßten, ohne Recht und Ordnung. Und sei 'ne Schand'. Aber zuletzt kamen Alle wieder auf das Nächstliegende zurück und sprachen von Diegel's Mühle, die ja nun verkauft werden solle, nächsten Freitag schon, und auf siebentausend Gulden werde sie wohl kommen, oder noch höher, weil ja das ganze Elsbruch zugehöre, mitsammt dem Kamp oben und Ellernklipp.

All das hatte sich bald an diesen und bald an jenen gerichtet, als aber das Wort Ellernklipp fiel, beugte sich einer von den Osterodern vor und rief über den Tisch hin: „Is et denn woahr, Haidereiter, wat se seggen?"

„Was?" fragte dieser.

„I, se seggen joa, et spökt upp Ellernklipp. Un schreegt un röppt."

„Unsinn," preßte Baltzer heraus. „Und was ruft es denn?"

„Vader, röppt et. Uemmer man dat een."

Und der Haidereiter, der eben den Krug erhoben hatte, setzte wieder ab.

„Ich denke, wir machen uns auf den Weg."

Alle waren einverstanden.

Und nachdem man noch verabredet hatte, sich bei der oberen Schloßbrücke treffen und, weil Mondschein sei, den Weg durch die Berge nehmen zu wollen, trennte man sich in Scherz und guter Laune.

Der Haidereiter aber ging erregt in die Stadt zurück, um Hilden und das Kind aus dem Wirtshause abzuholen.

XVII.

Wieder auf Ellernklipp.

Eine halbe Stunde später hielt Alles an verabredeter Stelle. Es waren Wagen und Fußgänger bunt durch einander, was aber ihre Kameradschaft und ihr Zusammenbleiben nicht störte, da die Wege so schlecht und so steil waren, daß auch die Fuhrwerke nur im Schritt fahren konnten.

Ein Trupp Emmeroder, blutjunges Volk, auch einige Mädchen, eröffnete den Zug, und sie

sangen, als sie zwischen den Bäumen hin die Schlucht hinaufzogen:

Ich kann und mag nicht sitzen,
Mag auch nicht lustig sein,
Mein Herz ist mir betrübet,
Feinslieb von wegen Dein ....

Und Hilde mußte des Abends gedenken, wo sie mit Martin das letzte Mal das Lied gesungen hatte. Das waren nun erst drei Jahre; aber ihr war, als läge ein Leben dazwischen.

Am Ilsenstein bog ihr Weg links ab, und man bewegte sich immer langsamer, weil es immer mehr und mehr zu dunkeln begann und überall die Baumwurzeln über den Weg gewachsen waren. An vielen Stellen lagen auch Steine quer über, auf die dann die Vorderen aufmerksam machten, wenn es nicht glücken wollte, sie bei Seite zu schaffen. Und dann gab es freilich noch immer einen tüchtigen Stoß; aber die Wagen waren doch so fest gebaut — Achsen und Rad aus gutem Harzer Holze — daß Alles glücklich aus der Schlucht heraus und bis an das Hohensteiner Gasthaus kam, wo der Weg, von alter Zeit her, in zwei Richtungen ging und alles Osterodische nach rechts und alles Emmerodesche nach links mußte.

Baltzer hielt hier und stieg ab, um einen Trunk zu nehmen; als er aber wahrnahm, daß Hilde bang und unruhig wurde und Gesellschaft haben wollte, fuhr er, eh er noch sein Krügel geleert, auf der großen Straße den Emmerodern nach, die schon an tausend Schritte vorauf waren. Er sah denn auch bald das Blitzen ihrer Windlichter wieder, die sie von dem Hohensteiner Gasthaus her mitgenommen hatten, und war — indem er auf dem etwas besser gewordenen Wege die Pferde scharf antraben ließ — eben schon bis dicht an sie heran, als es einen heftigen Ruck gab und Hilde von der einen Seite des Wagens auf die andere geschleudert wurde. Das Rad war gebrochen, und nur mit Anstrengung hatte sie sich, ihr Kind im Arm, an der Lehne des Vordersitzes festgehalten.

Anfangs dachte man, ohne sondere Mühe Rath und Hülfe schaffen zu können; waren doch Hände genug am Platz und auch bereit; als sich aber herausstellte, daß kein Schraubenzieher da war und überhaupt nicht mehr und nicht weniger als Alles fehlte, so kam man zu dem Entschlusse, daß der Haidereiter mit Frau und Kind den Rest des Weges zu Fuß machen, ein paar von den Emmeroder Burschen aber einen Baum und einen

Strick aus einem abwärts gelegenen Kohlenmeiler herbeischaffen und über lang oder kurz mit dem nothdürftig wieder in Stand gesetzten Gefährt auf der großen Straße nachkommen sollten.

Und so geschah's; und nicht lange, so brach man wieder auf und setzte fröhlich und guter Dinge den Heimweg weiter fort, Hilde mit unter den Vordersten, Bocholt aber im Nachtrab und in allerlei Gespräch mit dem Sägemüller.

Es war ein Gespräch, daß ihn mehr als gewöhnlich in Anspruch nahm, und so kam es, daß er einer starken Biegung nicht achtete, die die Vordersten des Zuges inzwischen gemacht hatten. Aber nun endlich sah er's und fuhr zusammen und sagte: Was soll das? Wohin gehen wir?"

„Upp Ellernklipp to. Is joa dat Nächst'. Un groad' för Ji, Haidereiter."

Dem aber war es, als drehe sich ihm Alles im Kopf herum, und nur mit Mühe hielt er sich an dem Gebüsche fest, das neben dem Wege hinlief. „Ist das ein Tag!" Und dann fing er an zu lachen und waffnete sich mit Trotz, vielleicht in einem Vorgefühl, daß er ihn brauchen werde.

Das Gespräch war inzwischen wieder auf=

genommen worden, aber er hörte nicht mehr; er starrte nur noch vorwärts in die zerklüftete Wald- und Bergesmasse hinein, und mitunter, wenn eine offene Stelle kam, war es ihm, als säh er hoch oben den Schattenriß der schrägliegenden Tanne. Ja, die Vordersten mußten schon daran vorüber sein, und er tappte sich langsam und vorsichtig ihnen nach. Und nun waren es keine zehn Schritte mehr, und er blieb stehen und horchte nach der Tiefe hin und sagte zu dem dicht neben ihm gehenden Alten: „Ich glaub', es ruft.... Habt Ihr nichts gehört, Sägemüller?"

„Nei...."

Baltzer lächelte vor sich hin und wußte nun, was er wissen wollte, daß es eine Sinnestäuschung gewesen und daß es nicht unten in den Elsbruch, sondern in ihm selber gerufen habe. Dennoch erschrak er bis in seine tiefste Seele hinein, als der Alte, der wieder hinabgehorcht hatte, mit einem Male sagte: „Awers nu, Haidereiter. Joa. Nu hür' ick't.... Et röppt."

Und wirklich, es war, als riefe was. Und als der Haidereiter in eben diesem Augenblicke sich umsah, sah er, daß der Vollmond hinter dem Tannenwald aufstieg. Und er schrie laut auf und sagte, während er seine letzte Kraft zusammen-

raffte: „Geht nur! Geht immer vorauf. Ich muß sehen, was es giebt. Und sagt meiner Frau, daß ich nachkomme. Geht."

Und der Sägemüller, dem es unheimlich geworden war, ließ ihn allein und ging in raschem Schritte den Anderen nach, die schon, am Außenrande von Kunerts-Kamp hin, wieder abwärts stiegen.

Und an eben diesem Gelände hin zog auch der Vortrupp, die Burschen und Mädchen, die dicht hinter Ellernklipp ihre frühere Weise wieder aufgenommen hatten:

Er nahm aus seiner Taschen
Ein Messer scharf und spitz ...

Und nun schwieg das Lied und brach ab, denn ein Schuß fiel und hallte durch die Berge wider. Aber es war ja Jagdzeit und Besuch auf dem Schloß, und in einem weinerlichen Tone sangen sie gleichgültig weiter:

Ach, reicher Gott vom Himmel,
Wie bitter ist mein Tod.

* * *

Auch Hilde hatte den Schuß gehört, ohne sich viel darum zu kümmern, und sang nur leise mit und freute sich; denn das Kind auf ihrem Arme war eingeschlafen und athmete so still und

ruhig, als ob es der erste Tag seiner Gesundheit wär. „Ach, wenn es leben bliebe!“

Und so stiegen sie gemeinschaftlich die Berglehne hinunter, und Hilde horchte noch dem Gesange nach, als sie sich vor des Haidereiters Hause von ihrer Begleitung getrennt hatte. Gleich danach aber kam Grissel und nahm das Kind und ließ sich erzählen, und war wie gewöhnlich voll guter Lehren und wußte ganz genau, wie's hätte gemacht werden müssen. Auch das mit dem Jagdwagen. Aber mit dem Alten, da sei nichts mehr. Er sei zu eigensinnig und wolle immer mit dem Kopf durch die Wand.

Eine ganze Weile ging so das Geplauder, und Beide waren eigentlich froh, den Haidereiter nicht mit dabei zu haben. Endlich aber wurde Hilde doch stutzig und wunderte sich, daß der Vater noch nicht da sei. Denn sie nannt ihn noch immer so. Grissel aber wollte von Angst und Sorge nichts wissen und sagte nur: „Er hat den Schuß gehört, und da versteht er keinen Spaß und sieht, was es ist. Es fängt ohnedies das Wildern wieder an, weil er's eine Weile hat gehen lassen. Und das verdrießt ihn. Und gieb Acht, er macht's ein Ende.“

Hilde ließ es gelten. Als aber wieder eine

Zeit um war, sagte sie: „Wir müssen ihn suchen gehen. Und sage nicht nein. Und wenn Niemand geht, so geh' ich selber. So furchtsam ich bin."

Und all' das sagte sie so bestimmt, daß der Grissel auch der Gedanke kam, es könne was passirt sein. Und sie ging zu Joost in den Stall, um ihn fortzuschicken.

Der machte sich auch auf den Weg, und der jungen Frau wurde wieder freier ums Herz, als sie sah, daß wenigstens etwas geschah. Aber sie hatte doch keine Ruh und ging hin und her und sah den Weg und das Gebüsch hinauf, von wo der Vater jeden Augenblick kommen mußte. Und wenn nicht er, so doch Joost.

Und so war sie schon viele Male auf die Treppe hinausgetreten. Immer vergeblich. Aber jetzt klang es ihr wie Stimmen und war ihr, als ob sie dicht an der Stelle, wo die zwei Silberpappeln standen, einen Schatten und eine Bewegung sähe. Und wirklich, es war so, und über eine lichte Stelle weg, auf die gerade das Mondlicht fiel, erkannte sie vier oder fünf Gestalten. Und es war ihr, als trügen sie was. Und auf einen Schlag stand wieder der Tag vor ihrer Seele, wo sie den Maus-Bugisch auf eben diesem Wege herangeschleppt hatten, und eine

furchtbare Angst befiel sie, daß sich ihr das Grauen jenes Tages erneuern könne.

Sie wollte Gewißheit haben, je früher, je besser und schritt rasch und entschlossen die Stufen hinunter und dem Zug entgegen. Als aber Joost ihrer ansichtig wurde, ließ er halten und winkte, daß sie von der Straße weggehe und wieder ins Haus zurücktrete.

Vergebens! Sie blieb angewurzelt stehen und wartete, bis Alles heran war.

Und nun nahm sie die Tannenzweige fort, die die Träger über das Antlitz des Todten gedeckt hatten.

Es war Baltzer Bocholt, der ihr — ein paar Blutstropfen in seinem grauen Bart — ernst und beinahe finster entgegenstarrte.

XVIII.

Ewig und unwandelbar ist das Gesetz.

Wochen waren vergangen.

Ein heller Octobertag lag über dem Land, die Sonne blitzte hoch im Blauen, und wer ins Thal kam und sein Auge nicht bloß auf den Weg richtete, der freute sich der Berglehnen, die jetzt ganz in Roth standen, und der breiten Wiesen=

streifen dazwischen, die nach dem Nebel, der über Nacht gefallen, überall jetzt von Thau glitzerten.

Alles war hell und still, am stillsten aber des Haidereiters Haus, das man bei seinen weit offen stehenden Thüren und Fenstern für unbewohnt hätte halten können, wenn nicht das Auffliegen der Tauben und das Gackern der Hühner und dazwischen ein tactmäßiges Schlagen und Klopfen das Gegentheil verrathen hätte. Das Schlagen und Klopfen aber rührte von Joost und Grissel her, die die Kissen des hochlehnigen Sophas aus der guten Stube von ihrem Sommerstaube zu reinigen trachteten. Und daneben lagen Leinwandkappen, die für den langen Winter darüber gezogen werden sollten, — für den langen Winter und vielleicht für länger noch.

Ja, es waren unsere plauderhaften alten Freunde, die sich übrigens heute, so lange sie bei dem lauten und lärmenden Theil ihrer Arbeit waren, eines vollkommenen Schweigens befleißigten. Immer aber, wenn wieder eine der Kappen übergezogen wurde, benutzte Grissel den stillen Moment, um das vorher unterbrochene Gespräch an bestimmter Stelle wieder aufzunehmen, ein Gespräch, das sich selbstverständlich um die letzten drei Wochen: um den Tod des

Haidereiters und seines noch in derselben Nacht
Nacht ihm nachgestorbenen Kindes drehte. Wohl
auch um das Gerede der Leute darüber, ja darüber
zumeist, und wer von dem Garten oder dem
Heckenzaune her ihrem Gespräch hätte folgen können,
der hätte bald heraushören müssen, daß es vorzugsweise
„die getrennten Grabstellen" waren,
was alle Welt in Verwunderung gesetzt hatte.
Dem alten Haidereiter nämlich, von dem es in
Sörgel's Leichenrede geheißen hatte, daß er im
Kampf erschossen worden sei, hatte man sein Grab
an einer neuen, etwas bergan gelegenen Stelle gegeben,
während das Kind innerhalb des Bocholt'schen
Grabgitters mit den neuvergoldeten Kugelknöpfen,
an der Seite der ersten Frau begraben worden
war. Ueber diese Verwunderlichkeit hatte man im
Dorfe, wie sich denken läßt, nicht weggekonnt,
und Joost, der immer mit der Mehrheit ging,
meinte denn auch genau das, was die Leute
meinten, und versicherte: Hilde habe ihn, den
Alten, seiner ersten nicht gegönnt, und wenn sie
nun stürbe, dann käme sie neben ihn .... Und
das Kind, das kleine, kranke Wurm, na, du mein
Gott, das hätte sie so hingelegt, wo's sei, da
oder da, und hätte doch auch so thun müssen, als
ob Alles in Richtigkeit und ein Herz und eine

Seele wäre. Versteht sich. Und nichts von Eifersucht oder so.

Dies war unzweifelhaft eine von Joost's längsten Auseinandersetzungen, und als er fertig war und sich selber anstaunte, so lange gesprochen zu haben, stieß ihn Grissel mit dem Ausklopfer vor die Brust und sagte: „Bist un bliewst en Schoap un redst alles nah. 't is joa dumm Tüg. Geih doch hen un kuck di dat Gitter an. Doa wihr joa keen Platz mihr in, för'n utwass'nen Minschen 'wiß nich, un sülwst uns' lütt Worm hebbens ook man eben noch intwängt."

„Joa, awers worüm? Doa wihr joa Platz noog bien Ollen. He is joa de ihrst, de doa liggen deiht. Un worüm liggen se nich tosoam, de Oll und de Lütt?"

Grissel schüttelte den Kopf, um auszudrücken, daß er noch dümmer wär, als sie gedacht, und sagte dann: „Ick weet nich, Joost, bist nu so lang all int Huus un weetst nich, dat se ümmer 'n Grul för em hett. Ick will nich groadto seggen, se freugt sich, dat he dod is. Ne, so wat will ick nich seggen. Un ick weet et ook nich. Awers dat weet ick, et paßt ehr, dat he so'n beten aff liggt un dat se nich ümmer an em vorbi möt, wenn se dat Lütt besooken will. Gott, lütt wihr

et joa man un ümmer Wehdoag. Awers et wihr doch Allens, wat se hett. Un is ook hüt noch allens, wat se hett. Un jeden Dag sitt se joa doa un kuckt un wennt."

„Joa, joa, dat deiht se," bekräftigte Joost, der schon wieder anfing, umgestimmt zu werden.

„Un' sien ihrste Fru," fuhr Grissel fort, die der Unterbrechung nicht achtete, „dat weet se woll, de deiht ehr nich veel. Un dorüm hebben se dat lütte Worm in dat smoale Gitter mit intwängt. Awers wenn dat lütte Graff mit Oll-Baltzern sien in eens wihr o'r ook man dichte bi, denn hett se joa den Olschen ümmer mit vor Oogen hett. Un dat wull se nich."

Und nun begann das Klopfen wieder. Aber Joost wollte noch mehr hören und hielt nach ein paar Schlägen wieder an und sagte: „Un wat meenste, Grissel? Ob se woll wedder friegt?"

„Friegt? Versteiht sich, friegt se. Wat wahrd se nich wedder friegen? Hett joa nich Kinn un nich Kaaks. Un keen Anhang nich. Un dat hübsche Huus dato. Un kann ook nich ümmer sitten un ween'n. Dat is nu man so förihrst. Awers dat giwt sich. Un denn moakt se wedder de Oogen upp un to, groad as ne Klapp, un wutsch is wedder Een in."

Jooſt ſah Griſſel dummpfiffig an und ſagte: „Joa, joa, dat ſall woll ſinn. Awers ſe ſeggen joa: de Tweet leewt nich lang un hett ümmer ſiene Noot.“

„De Tweet? Joa, dat's recht:

De Tweet hett immer ſiene Noot,
Is hüte rot un morgen doot,
Awers de Dritt' is wedder goot!“

„De Dritt'? Ihrſt kümmt doch de Tweet. Se hett doch ihrſt Een', un unſ' Oll-Baltzer wihr doch de Ihrſt.“

„Na, na,“ lachte Griſſel, „ick weet nich. Tweet o'r Dritt. Un ick denk, et is de Dritt, de nu kümmt.“

* * *

Es kam Niemand des Weges, und noch weniger horchte wer vom Gatter oder Heckenzaun her, und doch hätte gerade ſie, von der die Rede war, aus dem öfteren Hinüberzeigen nach dem Kirchhof und aus allerhand anderen Handbewegungen einen Theil des Geſpräches unſchwer errathen können, denn ſie kam eben vom Schloß her und paſſirte die Lichtung, von der aus man, wie das ganze Thal, ſo vor Allem auch das Haidereiterhaus überſah. Aber Hilde, trotzdem

sie Joost und Grissel in aller Deutlichkeit erkannte, war in ihrem Gemüth weit ab von der Frage: „Wovon sprechen sie?“ und vielmehr noch von der ängstlichen Erwägung: „Sprechen sie vielleicht von dir?“ In ihr klangen noch die Trostesworte nach, die, seitens der alten Gräfin oben, eben an sie gerichtet worden waren, und dem Eindruck davon mit ganzer Seele hingegeben, sah sie zwar Alles um sich her, aber ohne sich irgend etwas davon zum Bewußtsein zu bringen. Am Kirchhofe vorüber, über den sie nur einen Augenblick lang ihr Auge gleiten ließ, eilte sie — trotzdem ihr Eile nicht frommte; denn ihre Tage waren lang — auf das Haus zu, darin sie verwaist vor Jahren eingetreten und darin sie nun wieder eine Waise war. Auch eine Wittwe. Aber das empfand sie nicht. Sie war in ihrem Gemüth nur eine Waise. Nichts erfreute sie mehr, und in stillem Lebensüberdruß hing sie Bildern nach, die nicht mehr, wie früher, in vor ihr ausgebreiteter Ferne, sondern nur noch rückwärts in ihrer Vergangenheit lagen. Ihr Leben war ein Sinnen und Brüten, eine krankhafte Pflege der Einsamkeit geworden, und selbst ihre Freunde, sowohl der drüben in der Pfarre wie der oben auf den Sieben-Morgen,

mißfielen ihr oder versagten ihr doch in der Erfassung und Umklammerung dessen, was ihre Seele mit immer größerer Lust ersehnte: Friede, Schauen und Versöhnung. An immer erneuten Versuchen, im Gespräche mit ihnen wie ehemals Trost und Erhebung zu finden, hatte sie's anfänglich nicht fehlen lassen, aber aller Wohlmeinendheit der beiden Alten ungeachtet war sie mit diesen Versuchen an jedem Tage mehr gescheitert: bei Sörgel, weil er für Alles ein und dasselbe Wort zu haben anfing, bei Melcher Harms, weil er seiner Conventiklernatur nach am liebsten in Andeutungen und räthselvollen Sätzen sprach und in Momenten, wo sie dringender, fordernder und leidenschaftlicher wurde, ihr mal auf mal nur von Demuth und Unterwerfung predigte. Denn er war strenger geworden und wiederholte mit Vorliebe seinen Spruch von der Ewigkeit und Unwandelbarkeit des Gesetzes. Ach, sie demüthigte sich und unterwarf sich auch, aber eben deshalb, weil sie Demuth und Unterwerfung übte, wußte sie von sich selbst, daß es nicht die Staffeln zur Himmelsleiter waren. Oder wenigstens nicht für sie. Das Kreuztragen — und nur das und immer wieder — drückte sie dem Staube zu; was

ihr helfen konnte, war allein der Blick nach oben und der Hinweis auf Freiheit, Weite, Licht.

* * *

In dieser Noth und Armuth hätte sie verkommen müssen, wenn nicht die Gräfin gewesen wäre. Die hatte seit dem Tage, wo Hilde das erste Mal oben auf dem Schlosse gewesen, eine Liebe für sie gefaßt, und allwöchentlich schickte sie nach ihr, um eine Plauderstunde mit ihr zu haben. Und da wußte sie so vertraulich zu sprechen und so liebevoll zu fragen, daß Hilde jede Scheu vor ihr verlor und ihr Alles sagte, was in ihrem Herzen war: Gutes und Schlechtes, Furcht und Hoffnung. Und die Aufrichtigkeit dieser Beichte rührte der Gräfin Herz, und wenn Hilde sie verlassen hatte, sah sie der langsam in den Thalweg Niedersteigenden nach und sagte: „So sind die Wege Gottes. Eine Trübsal brachte dies Kind in unser Haus. Und nun ist es mein Glück und meiner Tage Licht."

Unter solchen Besuchen kam Weihnachten heran, und auf dem Schlosse war Bescherung, zu der auch Hilde geladen war. Und siehe da, noch eh es dunkelte, stieg sie den Schlängelweg zwischen den kahlen, aber dicht bereiften Bäumen hinauf

und trat in die kleine gothische Vorhalle, darin alle Gäste, während die Gräfin den Aufbau leitete, bereits versammelt waren. Und nicht lange, so wurde das Zeichen gegeben, die Thüren öffneten sich und in langem Zuge ging es in den hohen und auf granitnen Pfeilern ruhenden Saal, der einen wundervollen Anblick bot. Inmitten desselben erhob sich ein mächtiger, aber dunkler und nur mit goldenen und silbernen Nüssen überdeckter Weihnachtsbaum, eine mehr als zehn Fuß hohe Tanne, während alles Licht, das den Saal füllte, von einer Krippe herkam, die mitsammt dem weißgedeckten Bescherungstisch, auf dem sie stand, in die Front der hohen Balconthür gerückt worden war. Unmittelbar darüber aber sah man in halbem Dämmer die Wolken ziehen.

Unter den Gästen waren wieder einige der jungen Offiziere, die damals auf dem Balcon gesessen und die Melcher Harms'schen Bemerkungen über Hilde mit allerlei kleinen und großen Bosheiten begleitet hatten. Auch heute versäumten sie nicht, an einem so dankbaren Thema sich neu zu divertiren, und musterten aus einer verdeckten Aufstellung her, die sie genommen, die junge Frau, die sich ihrerseits anspruchslos zurückhielt, aber keine Spur von Verlegenheit zeigte.

„Die Trauer kleidet ihr,“ sagte der eine.

„Trauer kleidet immer. Und die hübscheste Braut verblaßt vor einer hübschen Wittwe. Woran es nur liegt?“

„Eben an der Trauer. Es ist das doppelt Verbotene.... ‚Himmlische Liebe‘, prophezeite der alte Schäfer damals. Ob er wohl Recht behält?“

„Ich glaube fast. Sie sähe sonst verlegener aus.“

Unter Scherzen und Wendungen wie diese ging das Gespräch, eine halbe Stunde später aber war Alles still geworden. In dem Kamin fielen die Scheite zusammen, und Hilde, die wohl wußte, daß die Gräfin ihr gern zuhörte, plauderte von ihrem ersten Weihnachtsabend in des Haidereiters Haus und von der Krippe, die Martin ihr damals aufgebaut habe. Und wie glücklich und wie benommen sie gewesen sei, denn sie habe den Lobgesang der Engel mit leibhaftigem Ohre zu hören geglaubt.

Und als sie so sprach, loschen die Lichter aus, und es dunkelte durch den Saal.

Aber in demselben Augenblicke fast zerstreute sich draußen das Gewölk, das in endlos langem Zuge vorübergezogen war, und im tiefen Blau

des Himmels erschien ein Stern und sandte sein friedlich Licht auf die Stelle, wo die Beiden standen.

„Unser Stern,“ sagte die Gräfin und wies hinauf.

* * *

Und von Stund an wandelte sich Hildens Herz; alle Schwermuth fiel von ihr ab, und die Freude, so viel sie davon jemals besessen hatte, blühte wieder in ihr auf. Eine Sehnsucht freilich blieb ihr; aber diese Sehnsucht beschwerte nicht mehr ihren Sinn, sondern hob ihn empor, und sie, die müd und matt gewesen war ihr Leben lang, sie wurde jetzt stark und frisch und froh, und ein tiefes Verlangen erfaßte sie, zu thun und zu schaffen, zu helfen und zu heilen. Und in werkthätiger Liebe begründete sie zum zweiten Mal ihr Haus.

All' das erlebte Sörgel noch. Aber die rechte Schaffenslust erwuchs ihr doch erst, als der Alte zu seinen Vätern versammelt und statt seiner ein „Frommer“ in die Pfarre gekommen war, der, trotzdem er Vorstelkamm hieß und zu den Strenggläubigsten zählte, doch zugleich in solcher Freudigkeit und Milde des Glaubens stand, daß er selbst Grissel entwaffnet und zu

der Anerkennung hingerissen hatte: „Hür', Joost, de versteiht et. De is Sörgel un Melcher all in een.“

An ihn schloß sie sich in einer mit jedem Tage wachsenden Hingebung und Begeisterung an, und von ihm auch war es, daß sie den Zusammenhang alles Geschehenen in Erfahrung brachte: wie der Haidereiter gestorben und vielleicht auch um was. Und als er geschlossen hatte, war sie wohl erschüttert gewesen, aber doch nicht niedergeworfen, denn ihr ahnendes Gemüth hatte längst davon gewußt, auch ohne Gewißheit zu haben.

Und so war es auch nicht infolge dieser Aufschlüsse, daß sie noch in demselben Frühsommer starb. Ihr neues Leben, das nur Arbeit und Opfer und eine schließlich bis zur Leidenschaft gesteigerte Wonne der Entsagung gekannt, hatte sie wohl auf kurze Zeit hin in anscheinender Frische wieder aufblühen lassen, aber diese Frische war eine Täuschung gewesen. Ein Fieber kam, das ihre Kräfte rasch wegzehrte, rascher noch, als irgendwer geglaubt, sie selber ausgenommen; und als Grissel auch den letzten Tag noch mit einem versteckten „Reißen“ zu trösten suchte,

lächelte sie nur und sagte: „Laß. Ich weiß Alles .... Und ich sterbe gern.“

Das war ihr Abschiedswort gewesen.

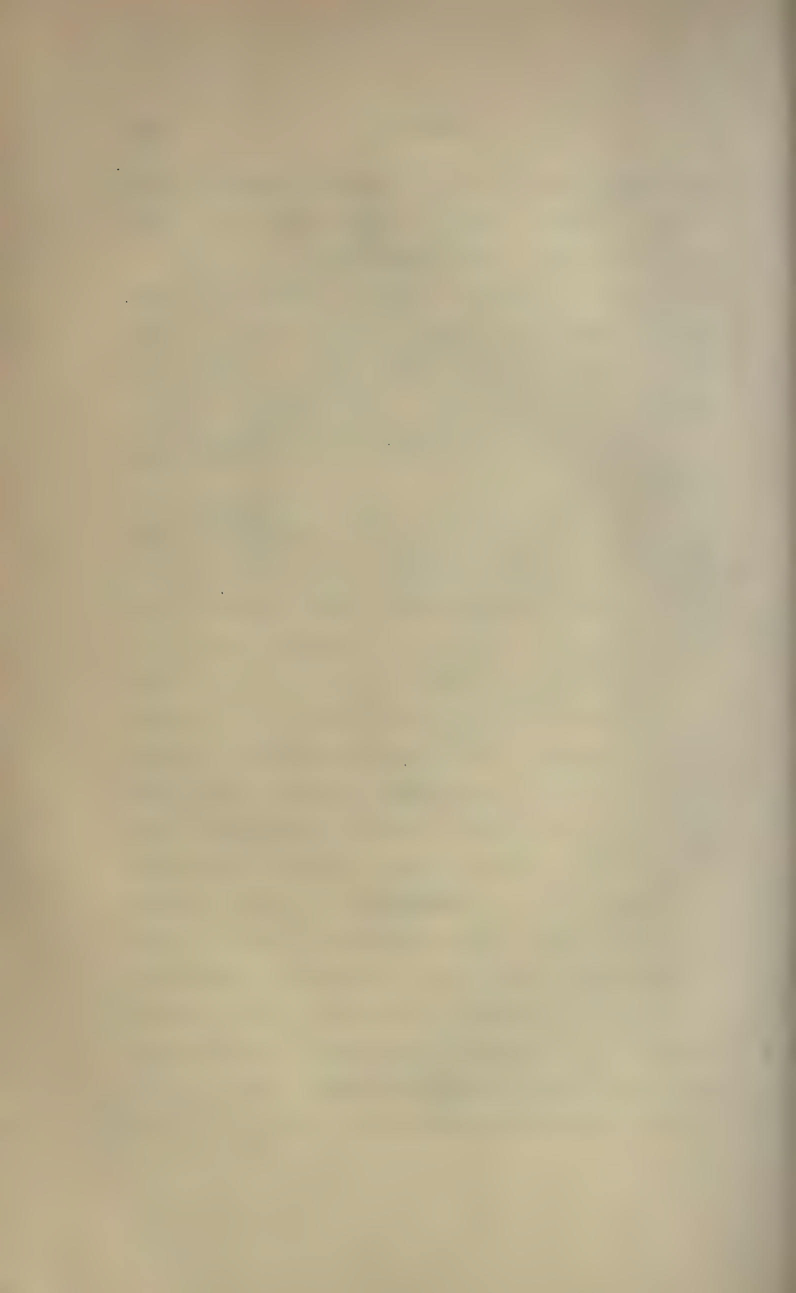
Ueber ihr Begräbniß aber hatte sie längst vorher Festsetzungen getroffen, und sie begruben sie neben der ersten Frau, deren Grabstelle schon vorher erweitert worden war, so daß das Kind jetzt zwischen ihnen lag. Und gaben ihr einen Stein, darauf stand, wie sie's dem neuen Geistlichen ans Herz gelegt hatte, kein Name, „weil sie von Geburt an keinen gehabt und den ‚anderen‘ nicht wolle.“ Statt dessen aber wurde der Spruch eingegraben: „Ewig und unwandelbar ist das Gesetz!“ Umsonst, daß sie gebeten worden war, einen hoffnungsreicheren und christlicheren Spruch, einen Spruch von der Gnade und Liebe Gottes wählen zu wollen — mit einem Eigensinne, der ihr sonst fremd war, hatte sie darauf bestanden, unter immer erneuter Betonung, daß sie persönlich die Liebe Gottes erfahren und seiner Gnade sicher sei, der Spruch auf ihrem Grab aber zu den Ueberlebenden sprechen und diesen eine Mahnung sein solle. Hinzukommen mochte, daß sie damit eine Schuld an den alten Melcher Harms abzutragen gedachte, dem sie zuletzt völlig entfremdet worden

war und dem sie sich nichtsdestoweniger all' seiner Selbstgerechtigkeit ungeachtet, für dieses und jenes Leben verpflichtet fühlte.

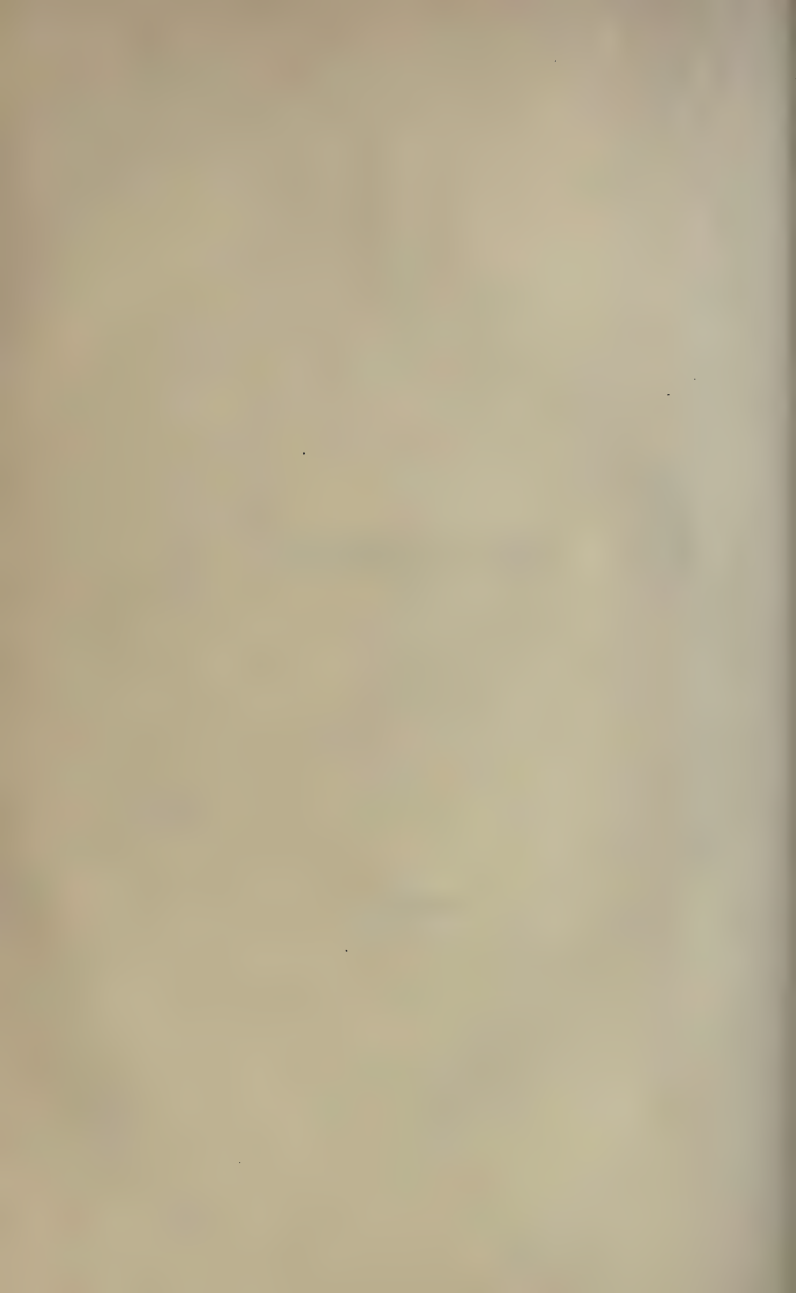
Ihr Begräbniß war ein großes Ereigniß, wie's einst ihre Hochzeit gewesen, und am selben Tage noch trug der Geistliche die Daten ihres Lebens und Sterbens in das Kirchenbuch ein.

Da stehen sie, mahnend wie der Spruch auf ihrem Grabe.

Aber Beides überdauernd, ragt über Diegel's Mühle die weiße Felswand auf und auf ihrer Höhe die weit vorgebeugte Tanne von Ellern-klipp.



Graf Petöfy.



Erstes Kapitel.

In einer der Querstraßen, die vom „Graben“ her auf den Josephsplatz und die Augustinerstraße zuführen, stand das in den Prinz Eugen-Tagen erbaute Stadthaus der Grafen von Petöfy mit seinem Doppeldach und seinen zwei vorspringenden Flügeln. Ein altmodisches Hochparterre, dazwischen ein Hof und ein etwas vernachlässigtes, den ganzen Bau nach vornhin abschließendes Eisengitter. Ging man an einem dunklen Tage hart an diesem Eisengitter vorüber und sah durch seine rostigen Stäbe hin auf den mit Kies bestreuten Vorhof, so gewann man den Eindruck, daß hier Alles längst todt und ausgestorben sei; trat man aber umgekehrt auf das Trottoir der andern Straßenseite hinüber, so bemerkte man an allerlei kleinen Zeichen und nicht zum wenigsten an einem gedämpften Lichtschimmer, der Abends durch die nicht ganz

zugezogenen Gardinen fiel, daß wenn nicht der ganze Bau, so doch die zwei vorspringenden Flügel desselben bewohnt sein mußten.

Und so war es auch.

Die beiden letzten Petöfy's, Graf Adam und seine Schwester Judith, eine seit vielen Jahren verwittwete Gräfin von Gundolskirchen, bewohnten das Palais in getrennter Wirthschaftsführung und benutzten in Gemeinschaftlichkeit nur die dem Corps de Logis angehörigen Repräsentationsräume.

Die „Gesellschaft", die sich in diesen Räumen zu versammeln pflegte, war, je nachdem der Bruder oder die Schwester „invitirt" hatte, von sehr verschiedenem Gepräge.

Beide Geschwister gefielen sich nämlich in einem ausgesprochenen Protegiren, aber während die Protektion des Grafen der Kunst galt, galt die der Gräfin der Kirche, weshalb es weder ausbleiben noch überraschen konnte, daß sich in denselben Empfangsräumen eine sehr verschiedene Gesellschaftselite: die Wolter und der Kardinal von Schwarzenberg, abwechselnd bewegte. Nur selten, daß man eine Vereinigung beider Elemente wagte.

Graf und Gräfin waren jeder zu seinem Theil ebenso voll Hingebung wie voll Wohlwollen, und doch hätt' es keiner allzu scharfen Beob-

achtung bedurft, um wahrzunehmen, daß die Protektion, in der sie sich ergingen, etwas von einer noblen Passion an sich trug. Sie fühlten eine gewisse Leere, wollten sie standesmäßig ausfüllen und trafen darnach unter dem, was ihnen zur Hand war, ihre Wahl.

Aber dieser Entstehung ihrer Passion waren sich Beide seit lange nicht mehr bewußt und standen vielmehr in Aufrichtigkeit und gutem Glauben jeder an seinem Platz.

Zweites Kapitel.

Es war Ende Januar, einer jener unfreundlichen Tage, wo der Himmel nicht weiß, ob er nebeln oder nieseln soll. Grau zogen die Wolken über die Dächer hin, und die stille Straße, darin das Petöfy'sche Palais gelegen war, war noch stiller als gewöhnlich. Aber vor dem Palais selber herrschte Leben, und nicht nur Azaleen, Rhododendren und andere hohe Topfgewächse, sondern auch allerlei Kästen und Futterale mit Musikinstrumenten und endlich Körbe, darin kunstvoll aufgethürmtes Gebäck die schrägstehenden Deckel wie zur Seite geschoben hatte, wurden abgeladen.

Kein Zweifel, der alte Graf gab heute sein Winterfest.

Inzwischen war die zwölfte Stunde herangekommen, das Gewölk zog ab, der Himmel begann zu blauen und als angesichts dieser erfreulichen Zeichen ein in der Nähe wohnender Taubenzüchter ein Volk Tauben in die Luft steigen ließ, um den bevorstehenden Wetterumschlag aller Welt zu verkünden, fuhr vor dem Petöfy'schen Palais ein elegantes Kabriolet vor. In dem Hause gegenüber aber, in dessem ersten Stock ein großes Putz- und Konfektionsgeschäft war, erschienen sofort drei, vier Mädchenköpfe, junge Demoiselles, am Fenster und sahen neugierig auf den jungen Offizier, der eben die Zügel in die Hand seines Dieners legte.

„Ah, der Herr Neffe, Graf Egon!" rief eines der jungen Mädchen. „Und wie ihm der Attila sitzt! Ein Husar ist doch das Schönste."

Niemand widersprach, entweder, weil man derselben Ansicht war, oder vielleicht auch, weil die Sprecherin ein- für allemal als Autorität in derlei Dingen einschließlich aller Angelegenheiten des Hauses Petöfy galt; der junge Kavalier aber, der zu dieser Bemerkung über die Vorzüge von Husarenthum und Attila Veranlassung gegeben

hatte, wandte sich seinerseits vom Gitter her rasch auf das Portal zu, vor dessen Eingang ein pechschwarzer Walache stand, ein Ideal von einem Thürhüter, groß und dick und mit zwei Schnurrbärten, von denen der eine, der kleinere, wie ein Dachreiter auf dem andern saß.

„Noch zu Haus?" fragte der als Graf Egon und Neffe des Hauses bezeichnete junge Offizier und stieg, als der Walache gravitätisch sein „Ja" genickt hatte, die breite, nur wenig Stufen zählende Marmortreppe hinauf.

Ein langer Korridor lief auf das Frontzimmer zu, das von Graf Adam bewohnt wurde. Niemand erschien, um zu melden, auch Andras nicht, der erst sechzehnjährige Groom und Liebling, der seit Kurzem an des erkrankten Kammerdieners Stelle den persönlichen Dienst beim Grafen hatte. So trat der Neffe denn unangemeldet ein, streckte sich ohne Weiteres, den Oheim bei der Toilette vermuthend, in einen Schaukelstuhl und musterte das Zimmer, das er von lang her kannte, doch so genau zu betrachten nie zuvor Gelegenheit gehabt hatte. Der Charakter seines Bewohners sprach sich in Allem aus und verrieth gleichmäßig den Militär, wie den Junggesellen und Theaterhabitué. Vor dem Fenster stand ein beinahe

mannshohes Bauer mit einem Kakadu darin, während im Uebrigen alle Wände mit einer ganzen Galerie von Bühnengrößen, unter denen die Rachel den Ehrenplatz einnahm, überdeckt waren. Ebenso lagen Albums umher, auf deren einem in großer Golddruckaufschrift „Collection of beauties“ zu lesen war.

Egon begann eben darin zu blättern, als er den kleinen, staffeleiartigen, immer das Neueste tragenden Ständer eines aquarellirten Blattes gewahr wurde. Neugierig trat er heran und sah nun, daß es die Wolter als Messaline war in jenem verführerischen Moment, wo sie den Sohn des Paetus auf einem Blumenlager empfängt.

Egon war noch in Bewunderung vertieft, als der alte Graf eintrat und den Neffen in einem eleganten Visitenanzuge, den er augenscheinlich eben erst angelegt hatte, begrüßte.

„Nun, Egon, zufrieden mit dem Bilde?“

„Süperb!“

„Mein' ich auch. Makart hat sich hier selbst übertroffen. Ich ziehe diese Skizze seinen größeren Bildern vor. Ueberhaupt in dem, was Künstler Ausführung nennen, geht so viel von der Hauptsache verloren. Was der Moment schafft, ist immer das Beste. Byron hatte ganz Recht, sich

mit einem Tiger zu vergleichen, der Alles gleich im ersten Sprunge packen müsse. Gleich oder gar nicht. So liegt es."

„Die Fachleute denken meist anders darüber," entgegnete der Neffe, der die Vorliebe des Oheims für Kunstgespräche kannte. „Hört man sie, so sollte man glauben, skizziren könne Jeder und Ideen haben sei so ziemlich das Trivialste von der Welt. Aber lassen wir das. Ich komme, nach Deinen Befehlen zu fragen. Es wird heute getanzt werden. Für den Fall, daß Du noch Aufträge hast, steh' ich mit meiner ganzen Zeit zu Diensten. Ich habe mich beurlaubt und bitte Dich, über mich zu verfügen."

„Obligirt, Egon. Aber es ist Alles im Gange, die Cotillonüberraschungen mit eingeschlossen, und das Eine, was noch fehlt, muß ich selber beschaffen, oder sag ich lieber, in Ordnung bringen. Eben deshalb siehst Du mich bereits gestiefelt und gespornt. Es handelt sich um die reizende Franz, die heute, Pardon, wenn ich etwas übertreibe, die Königin unseres Festes sein soll."

„Sagen wir die Nouveauté."

„Gut, auch das. ‚Nouveauté'; nicht übel. Und um diese Nouveauté soll ich kommen, weil es der unbedeutenden kleinen Stiglmayr, die ge-

rade so hausbacken ist, wie ihr Name, beliebt hat, sich einen Katarrh anzuschaffen oder eine Migräne. Nun soll die Franz statt ihrer spielen. Lies. Es ist zum Rasendwerden. Du siehst mich auf dem Wege zu ihr. Es wird sich doch unter den zwanzig jungen und alten Damen irgend eine Vertretung finden lassen, ohne gerade die Franz für diese Rolle heranzuziehen. Wirklich, so mal à propos wie möglich! Denn gerade heute hatt' ich vor, sie Deiner Tante Judith vorzustellen, woran mir, offen gestanden, liegt. Den Rest überlass' ich schließlich der Franz selbst, ihrer Klugheit und ihrer Anmuth."

„Anmuth?"

„Ja; so sagt' ich. Ueberrascht Dich das Wort?"

„Einigermaßen. Um anmuthig zu sein, ist sie nicht mehr jung genug. Es giebt eine Frauenanmuth von vierzig, aber keine Mädchenanmuth von sechsundzwanzig."

„Du gehst höher hinauf, als die Galanterie gestattet, oder meinetwegen auch weiter zurück."

„Und ich meinerseits fürchte nur, daß das Kirchenbuch noch weiter zurückgeht."

„O, nichts davon. Es giebt nichts Gröblicheres als Kirchenbücher. Aber alt oder jung, ich habe sie gern und mag sie für mein Fest nicht

entbehren, am wenigsten heut. Scheitert Alles, so muß sie noch nach der Vorstellung erscheinen. Das dumme Ding von Lustspiel, das gegeben wird, kann doch höchstens vier Akte haben, vielleicht nur drei; gegen Neun ist Alles aus und das Fräulein hat noch vollauf Zeit zur Toilette."

„Wird aber angegriffen sein."

„Um desto besser. Ich habe das beobachtet. Unsere Theaterdamen sind nie reizender, als unmittelbar nach dem Spiel. Sie haben dann noch etwas von dem künstlerischen Hochflug und sind doch zugleich leise fatiguirt von der Anstrengung. Dieser Kampf ist entzückend. Un peu languissant. Aber wem sag' ich das?"

Egon wollte sich mit Rücksicht auf die Visite, die der Oheim noch vorhatte, von seinem Platz erheben, der alte Graf aber hielt ihn zurück und sagte:

„Noch ein Wort, ehe ich Dich fortlasse. Du kennst Tante Judith besser als ich, — Geschwister kennen sich eigentlich überhaupt nicht, — wogegen Du des Vorzugs genießest, nur ihr Neffe zu sein, und so sage mir denn, glaubst Du, daß wir der Tante die Franz plausibel machen, oder mit anderen Worten, daß ich ihr zumuthen darf, sie bei nächster Gelegenheit in ihren petit cercle zu

ziehen? Haben wir Chancen oder nicht? Judith ist im Ganzen genommen ohne Standesvorurtheile, was ich gerecht genug bin ihr als eine der wenigen Segnungen ihrer strengen Kirchlichkeit in Rechnung zu stellen. Jedenfalls bin ich mitunter überrascht, sie so zu sehen, wie sie ist. Aber eine Schauspielerin! Und nun gar noch eine solche! Ja, wenn es eine Trägödin wäre, Volumnia oder Arria oder mindestens die alte Galotti. Das Fach der Heldenmütter ist, wenn nicht geradezu sakrosankt, so doch immer mehr oder weniger zulässig, eine Respektabilitätsflagge, die das Fahrzeug deckt. Aber Liebhaberin, Soubrette! Soubrette, die reine Piratenflagge!"

„Doch wen soll sie rauben?"

„Vielleicht mich," lachte der Oheim und fuhr dann fort: „Es giebt keine Thorheit, deren sie mich nicht für fähig hält. Sie würde schließlich jede verzeihen, aber die tollste hält sie für möglich. Sie sieht in mir einen ewigen Jüngling und beweist mir, daß mein Leben eine Kette von Jugendthorheiten sei, ja, sie hat sich, glaub' ich, in den Kopf gesetzt, eine Jugendthorheit werde auch mein Leben beschließen. Zuletzt wär' es nicht das Schlimmste. Jedenfalls gut ungarisch, und am Ende stirbt sich's besser jugendlich als ältlich."

In diesem Augenblick hörte man Militärmusik und der alte Graf erhob sich. „Ein Uhr. Es ist die höchste Zeit. Und nun mache der Tante drüben Deinen Besuch und sondire. Du mußt sehen, aus des Fräuleins Namen einigen Nutzen zu ziehen. ‚Franziska Franz‘ — man kann kaum österreichischer aus der Taufe gehoben sein. Ist es nicht, als flattre der Doppeladler direkt über Einem? Ich vertraue ganz Deiner Klugheit. Und erzähl' ihr auch, vielleicht käme Liszt; das macht sie guter Laune. Alles, was Pio nono mit der Hand gestreift hat, ist gesegnet ein- für allemal. Ich persönlich ziehe die Wolter vor."

Und so sprechend, gingen sie den Korridor hinunter bis an die Marmortreppe, wo man sich rasch trennte, der alte Graf um dem Fräulein, Graf Egon aber, um der Tante seinen Besuch zu machen. Alles, was er eben gehört hatte, ging ihm durch den Kopf, ohne daß es ihn geradezu verstimmt hätte, denn er liebte den Oheim wirklich und verzieh ihm gern und leicht seinen dann und wann etwas excentrisch auftretenden Theaterenthusiasmus. Aber wenn dieser Enthusiasmus auch noch größer und seine Liebe zum Oheim geringer gewesen wäre, — der Onkel war

eben ein „Erbonkel“ und mußte darauf hin um so vorsichtiger behandelt werden, als das durch die Tante repräsentirte Gundolskirchen'sche Vermögen ohnehin in einer steten Gefahr war, von der Familie fort- und irgend einem kirchlichen Orden, sehr wahrscheinlich dem der Liguorianer, zuzufallen.

Drittes Kapitel.

So verging der Vormittag.

Am Abend war das Fest, die junge Schauspielerin erschien und wurde der Gräfin Judith vorgestellt.

Aber ehe diese Vorstellung stattfinden konnte, hatte sich ein Zwischenfall ereignet, der, wenn nicht das Fest selbst, so doch die Stimmung desselben ernsthaft in Frage gestellt hatte.

Zu neun Uhr war geladen worden, und der alte Graf wartete schon der ersten Gäste, namentlich aber Judith's, als Egon in Begleitung zweier Freunde, der Grafen Pejevics und Coronini, erzherzogliche Adjutanten wie er, im Festsaal erschien und in sichtlicher Erregung auf den Oheim zuschritt. Dieser begrüßte die Herren mit der ihm eigenen Artigkeit, nahm aber an ihrer Haltung sehr bald wahr, daß etwas geschehen sein müsse.

„Was giebt es, Egon?“

„Gablenz ....“ Er stockte.

„Nur heraus. Ich ahne.“

„Hat sich erschossen. Eben hatten wir das Telegramm. Ich wollte nicht, daß Dir unvorbereitet und inmitten Deiner Gäste die Nachricht käme.“

Die beiden jungen Grafen bestätigten die Mittheilung.

Es war in einer kleinen, aus Lorbeer und Palmen arrangirten Nische, wo man das kurze Gespräch geführt hatte.

Der alte Graf antwortete nicht, stützte sich nur auf einen Marmortisch, der hier sammt ein paar Stühlen stand, und machte dann eine Handbewegung, in der er die Herren aufforderte, sich zu setzen. Gleich darnach aber nahm er selber Platz und sah, während er an seinem weißen Bart drehte, stumm vor sich hin. Es war augenscheinlich, daß er mit seinen Gedanken abwesend war und momentan seiner Besucher vergaß.

„Er war Dir lieb und werth,“ nahm Egon, dem die Situation peinlich zu werden anfing, endlich das Wort.

Aber der Graf verharrte noch immer in seinem Schweigen. Erst nach einer Weile war

es, als ob er erwache. „Lieb und werth, sagtest Du, wohl, aber das sagt nicht genug. Er war mein Freund, das sagt mehr.“ Und dabei flogen ihm die Lippen. „Ich weiß, es wird viel gegen ihn gesagt werden, und es ist viel gegen ihn zu sagen, oder doch Manches. Aber gegen wen nicht? Er war ein vollkommener Kavalier und hielt es mit dem Wort: ‚Ich marchandire nicht.‘ Und an dem Festhalten an diesem Wort ist er zu Grunde gegangen. Hätt' er mit dem Ehrenpunkte marchandiren können, er lebte noch.“

„Unter allen Umständen ein beklagenswerther Ausgang,“ antwortete Graf Coronini, dem die Vertheidigung in ihrem Ueberschwang und zum Theil auch in einer Verkennung des Thatsächlichen offenbar mißfiel. „Ein beklagenswerther Ausgang und um so beklagenswerther, als der Zweck, um dessentwillen so gehandelt wurde, nicht erreicht wird. In gewollter Wahrung seiner Ehre hat er sie nur auf's Neue bloßgestellt.“

Ein scharfer Blick, der den jungen Grafen traf und in nicht geringe Verlegenheit brachte, schoß in diesem Augenblick aus dem von Natur schon etwas gerötheten Auge des alten Petöfy. Zugleich aber nahm dieser wieder das Wort und sagte: „Graf Coronini, Pardon, aber dem Ernste

solcher Fragen ist mit Alltagsbetrachtungen und einer landläufigen Moral nicht beizukommen. Ich bin mit Ihrem Vater, dem Grafen, jung gewesen, ein halb Jahrhundert liegt dazwischen, und so müssen Sie mir, einem alten Grognard, diese Sprache zugute halten. Es ist ein tiefes und schönes Wort, das Wort von der süßen Gewohnheit des Daseins; Alles, was lebt, hängt auch am Leben, und nur Der geht, der gehen muß. Unter den vielen Bücherweisheitssätzen, die mir von Grund aus zuwider sind, steht der von der besonderen Feiglingschaft Derer, die das Pistol in die Hand nehmen, obenan. Nach dem bischen Lebensweisheit, das ich mir anzueignen in der Lage war, hört das Pistol auf, wo die Feigheit anfängt, und hört die Feigheit auf, wo das Pistol anfängt. Wer es in die Hand nimmt, ist durch schwere Kämpfe gegangen. Achtung vor dem Unglück! Und nun gar der Ehrenpunkt; die Ehre! Jeder, der überhaupt davon hat, weiß allein, wo sie für ihn liegt oder nicht liegt. Bitten wir Gott insgesammt, daß der Kelch der Erniedrigung, welchen Inhalts er auch sein möge, gnädiglich an uns vorübergehe; wenn er aber doch kommt und Der, der ihn trinken soll, ihn nicht trinken mag und gewaltsam und für

immer seine Lippen dagegen schließt, so denk' ich, wir respektiren den Todten und sein Thun."

Graf Coronini, den eine glückliche Leichtlebigkeit auszeichnete, sprach in gewinnendster Weise sein Bedauern über das ihm entschlüpfte Wort aus, und als wenige Minuten später unter einem raschem Zustrome der Saal sich zu füllen begann, zeigte sich's, daß der kleine Disput ein Glück für den Verlauf des Festes gewesen war. Der alte Graf, eine durchaus nervöse Natur, hatte sich in seiner Philippika gegen Graf Coronini nicht nur den aufsteigenden Groll, sondern vor Allem auch die voraufgegangene schmerzliche Bewegung von der Seele herunter geredet und ließ nun als Wirth bis zum letzten Geigenstriche nichts von seiner gewöhnlichen Liebenswürdigkeit vermissen.

* * *

Seit jener Soirée war eine volle Woche vergangen, und selbst die jungen Demoiselles in dem gegenübergelegenen Konfektionsgeschäfte hatten den anfänglich unerschöpflich scheinenden Gesprächsgegenstand als erledigt außer Kurs gesetzt, um sich in ihrer Eigenschaft als Chorus des Hauses Petöfy neuen intrikaten Fragen zuzuwenden.

Es war Abend, nicht mehr ganz früh, und

der Gaskronleuchter, der mit seinen Milchglas-glocken über dem Arbeitstische hing, brannte schon seit Stunden.

„Ich weiß etwas," sagte Resi, die heute wie gewöhnlich den Chorführer machte.

„Was?"

„Die Franz ist heute bei der alten Gräfin drüben. Ganz intim. Kleiner Cirkel. Bei dem Grafen in der Soirée neulich, nun, das war nicht viel. Aber bei der Gräfin, die so fromm ist, das bedeutet etwas. Was wohl Pater Feßler dazu sagen mag?"

„Ja, der," unterbrach eine Kleine, nach innenhin Verwachsene, von der Resi mit Vorliebe zu sagen pflegte, der liebe Gott hab' ihr eine Stufe in's Kleid genäht. „Ja, der, der Feßler! Ein schöner Mann, dem könnt' ich Alles beichten. Und es übergruselt mich ordentlich, wenn ich bloß daran denke."

„Du?" lachten Alle. „Du? Was beichtest Du denn?"

Als aber die Heiterkeit sich wieder gelegt hatte, sagte eine Dritte: „Ja, der Feßler! Sage, Resi, Du hörst ja das Gras drüben wachsen, wie kommt der nur in's Petöfy'sche Haus? Er ist ja doch ein Steyrer und drüben ist Alles ungrisch."

„O, nicht doch," antwortete die Gefragte. „Nicht Alles; nur halb. Auf der linken Seite, wo der Graf wohnt, da freilich ist Alles ungrisch, aber auf der rechten, wo die Gräfin wohnt, ist Alles deutsch. Und der Graf und die Gräfin sind auch immer im Krieg."

„Aber sie sind doch Geschwister, oder sind sie nicht?"

„Gewiß sind sie. Graf Adam und Gräfin Judith und die Gräfin Eveline, die die schönste war und nun todt ist, die waren Geschwister. Und waren alle Drei rabiat ungrisch und die beiden jungen Gräfinnen am meisten. Ich weiß es von dem alten Kolman Czagy, des Grafen Kammerdiener, der jetzt krank auf Schloß Arpa liegt, weil er die Gelbsucht hat, er soll ganz abgemagert sein und aussehen wie eine Citrone. Ja, von dem weiß ich es. Als dann aber die Gräfin Judith den alten Gundolskirchen und die Gräfin Eveline den schönen Asperg heirathete, den Vater von dem jungen Grafen, da war es mit dem Rabiatischen und dem Ungrischen vorbei. ‚Nix mehr Magyar.' Und Beide wurden gut steyrisch. Und von daher schreibt sich auch der Feßler."

* * *

Pater Feßler, als dies Gespräch geführt wurde, saß bereits drüben in dem kleinen Salon der Gräfin, in dem mehrere Lampen brannten, aber alle mit einem durch Bilderschirme gedämpftem Licht. Diese Lichtschirme waren eine Specialität des Salons und spielten eine Rolle darin, insonderheit einer, der auf der einen Seite die Correggio'sche Nacht und auf der andern die büßende Magdalena von Carlo Dolci zeigte. Alles machte den Eindruck von Behagen und Stille. Dicke Teppiche lagen ausgebreitet, und ein feiner Parfüm wie von Ambra war in der Luft. Er schien von einem Lämpchen zu kommen, das auf einem Ecktisch stand und mit einer kleinen blauen Flamme brannte. Darüber hing der Gundolskirchen'sche Lieblingsheilige, der heilige Florian.

Es schien, daß der Pater eben aufbrechen wollte. Die Gräfin hielt ihn aber zurück und sagte: „Nein, lieber Freund, Sie müssen noch bleiben und den Thee mit uns nehmen. Es liegt mir daran. Und doch andererseits ...."

Er verbeugte sich, um seine Zustimmung auszudrücken.

„Und doch andererseits," wiederholte die Gräfin, „bin ich in einiger Sorge vor Ihrer Kritik. Es entgeht Ihnen nichts und ich fürchte,

Sie werden Allerlei sehen und hören müssen, was Sie, das Mindeste zu sagen, nur wenig angenehm berühren kann. Denn um was wird es sich handeln? Um Rivalitäten und Theaterintriguen. Aber ich konnt' es meinem Bruder, dem Grafen, nicht abschlagen und mocht' auch nicht."

Feßler schien hier unterbrechen zu wollen, aber die Gräfin fuhr fort: „Und dann ist sie Lutheranin oder Calvinistin, oder was weiß ich, und wird also sehr wahrscheinlich an der ewig wiederkehrenden protestantischen Ungezogenheit kranken, ihre ketzerische Naivetäten in einem Tone vorzutragen, als ob ein Appell unmöglich sei."

„Lassen wir sie, meine Gnädigste," sagte der Pater. „Ich für meine Person habe nichts lieber, als diesen Ton und vergnüge mich immer wieder, die verloren gegangenen oder doch in Abfall gerathenen Kinder unserer Kirche von kirchlichen Dingen reden zu hören, von Dingen also, die sie nicht verstehen und doch auch wieder sehr gut verstehen. Es ist immer unterhaltlich und lehrreich. Und am unterhaltlichsten und lehrreichsten erscheinen mir allemal diese Preußen in ihrer rechthaberischen Ausgesprochenheit und ihrem ehrlichen Glauben an eine preußische Verheißung mit dem alten Fritzen als Gott oder

wenigstens als Nationalheiligen. Ich habe viel gegen sie zu sagen und nehme sie, wie sich von selbst versteht, als unsere geschworenen und allerechtesten Feinde, zugleich aber doch als solche, denen gegenüber mir das sonst so schwierige, ‚Liebet eure Feinde' nie sonderlich schwer geworden ist. Sie haben etwas Anregendes und überhaupt Manches vor uns voraus. Und darunter sogar Großes."

„Und das wäre?"

„Beispielsweise die Freiheit. Nicht die politische, die nicht viel, und auch nicht die soziale, die noch weniger bedeutet, aber die innerliche. Sie prüfen die Dinge, sind kritisch und leben selbstständig aus sich heraus. Und das ist ein Heilsweg; ja, lassen Sie mich hinzusetzen: unter richtiger Voraussetzung der einzige Weg, der zum Heile führt."

Die Gräfin sah ihn verwundert an, Feßler aber fuhr fort: „Sie sind überrascht, gnädigste Gräfin, und doch bin ich Ihrer schließlichen Zustimmung sicher. Es giebt eine höchste Lebensform und diese höchste Lebensform heißt: ‚in Freiheit zu dienen'. Das Dienen aus bloßem Zwang heraus ist todt und erst aus einem selbstgewollten, weil als unerläßlich erkannten Verzicht

auf die Freiheit erblüht uns der echte, welterlösende Glauben. Aber um auf die Freiheit verzichten zu können, dazu muß man sie vorher haben. Sie haben ist das Erste, sich ihrer begeben, das Zweite. Den ersten Schritt hat der Protestantismus gethan. Vermag er auch den zweiten Schritt zu thun, den Schritt zur Rückkehr und freiwilliger Unterordnung unter das Gesetz, so haben wir in ihm das Ideal. In hoc signo vinces. Da liegt die Zukunft, das Geheimniß einer höher potenzirten Welt.

Als die Gräfin eben antworten wollte, wurde der als Portière dienende Teppich zurückgeschlagen, und die junge Dame, die zu diesem Gespräche wenigstens mittelbar die Veranlassung gegeben hatte, trat ein und schritt rasch und mit einem leisen Anfluge von Verlegenheit auf die Gräfin zu. Diese hatte sich erhoben und bot ihr die Hand, die die junge Schauspielerin mit Devotion küßte. Dann verneigte sie sich gegen den Geistlichen, der sich mit erhoben hatte, während die Gräfin vorstellte: „Pater Feßler, — Fräulein Franziska Franz.“

„Ich erwarte seit einer halben Stunde schon meinen Bruder, den Grafen,“ fuhr die Gräfin fort, während sie die junge Dame neben sich einlud.

„Er ist sonst die Pünktlichkeit selbst. Bis zu seinem Erscheinen, liebes Fräulein, werden wir uns also mit dem Pater Feßler einzurichten haben. Glücklicher Weise sind Sie lange genug in Wien, um zu wissen, daß die Jesuiten, um das Schrecklichste vorweg zu nehmen, aller Schrecklichkeit unerachtet, doch sehr umgängliche Leute sind. Und die Liguorianer eifern ihnen wenigstens nach. Nicht wahr, Pater Feßler?"

Dieser lächelte, während Franziska nicht zögerte, das Wort „umgänglich", das ihr sehr apropos ausgesprochen worden war, geschickt aufzugreifen, um nun ihrerseits daran anknüpfend die „Tugend der Umgänglichkeit" als eine spezifisch wienerische zu preisen.

„Ich hör' es gern," erwiderte die Gräfin, „daß Ihnen unser Wien gefällt. Es ist nicht immer so. Das norddeutsche Wesen ist doch sehr anders."

„Sehr anders," wiederholte die junge Schauspielerin. „Gewiß. Aber vielleicht liegt gerade hierin der Grund, daß sich das Norddeutsche zu dem Wienerischen hingezogen fühlt, denn das Wienerische hat neben dem Vorzuge der Umgänglichkeit auch noch andere Vorzüge, die das in den Schatten stellen, was gelegentlich mit zu viel

Güte gegen uns als unsere besondere Tugend betrachtet wird. Wir empfinden tief das Unausreichende des bloß Angelernten. Eine Sehnsucht nach dem Einfacheren, Natürlicheren regt sich beständig in uns, und diese Sehnsucht ist vielleicht unser Bestes."

Ein freundlicher Blick Feßler's, der mit feinem Ohre heraushörte, das all' das, wenn nicht selbstständig gedacht und gefühlt, so doch wenigstens aufrichtig nachempfunden war, streifte die Künstlerin, die nunmehr ihrerseits durch diesen Blick ermuthigt in ihrem Thema fortfuhr:

„Und diese sich in gefällige Formen kleidende Natürlichkeit, die Wien so zweifellos vor uns voraus hat, woher kommt sie? Wenn mich nicht Alles täuscht, so spricht die Kirche dabei mit, die ja von alten Zeiten her die Formen des Lebens bestimmte, die Kirche sammt den Dienern der Kirche. Pater Feßler wolle mir nach einer nur nach Minuten zählenden Bekanntschaft eine solche Liebeserklärung in Ueberfallsform freundlichst zugute halten. Aber dabei muß es auf jede Gefahr hin bleiben, außer Ihrer schönen Kaiserin hat Wien nichts, das mich so sympathisch berührte, wie seine Geistlichkeit, Jesuiten und Liguorianer mit eingeschlossen."

Viertes Kapitel.

Das Erscheinen des alten Grafen, der sich lebhaft und beinahe hastig entschuldigte, die Stunde so schlecht gehalten zu haben, unterbrach das Gespräch. Graf Egon war mit ihm. Eine Vorstellung fand nicht statt; man kannte sich bereits von der Soirée her.

„O, nichts von Entschuldigungen!“ sagte die Gräfin, als beide Herren ihre Plätze genommen hatten. „Wir haben Dich, um die Wahrheit zu gestehen, nicht vermißt, auch Egon nicht, am wenigsten in dieser letzten Minute, wo wir in der bevorzugten Lage waren, Confessions entgegennehmen zu können. Und Du weißt ja, Bruder, wie viel uns Confessions bedeuten! Unser lieber Gast sprach nämlich mit Vorliebe von Wien, und nicht bloß von Wien, sondern auch von Liguorianerpatres, was Dich vielleicht am meisten überraschen wird. Ob auch erfreuen?“

„Mich erfreut Alles, was unsere liebe Freundin sagt oder thut, und selbst Feßler wird mir in diesem Falle zustimmen.“

Dieser nickte.

Die junge Schauspielerin aber warf einen Blick auf Egon, dessen Gegenwart sie befangen

zu machen schien, und sagte dann, während sie den leichten Ton ihres voraufgegangenen Geplauders wieder zu gewinnen trachtete:

„Fast muß ich fürchten, mich mit meinen Confessions in's Komische gestellt zu haben. Aber mein Rollenfach, das das Naive wenigstens streift, mag mich entschuldigen. Unser Beruf giebt uns schließlich unsern Ton und unsere Haltung."

„Und wenn nun das Naive vielleicht Ihre Naturanlage wäre?" scherzte der alte Graf.

„Das ist es leider nicht. Ich bilde mir wenigstens ein, überlegend und beinahe berechnend zu sein, eine nüchterne norddeutsche Natur. Und wenn sich mir meine Wünsche erfüllen, so werd' ich eine Kaufmannsfrau."

„Das werden Sie nie," warf Egon kurz und mit großer Bestimmtheit ein. „Angenommen selbst, meine Gnädigste, daß Sie's in Ihrer Charakteraufrechnung in jedem Einzelpunkte getroffen hätten, in der Summa: ‚Kaufmannsfrau' sicherlich nicht."

„In der Summa sicherlich nicht," wiederholte der alte Graf. „Egon spricht, als ob er einen Zahlkellner reprimandiren wollte. Summa, Facit, Addition. Ich bitte Dich, von welcher Welt ziehst Du den Vorhang! O diese moderne

Jugend! Etwas unselig Geschäftliches ist in Sprache, Bilder und Anschauungen eingedrungen. Ein Unglück, daß sich unsere Jugend dem Theater so sehr entfremdet."

Feßler lächelte.

„Sie lächeln, Feßler, und wollen andeuten, alles moderne Weltenunglück, das in Ihren Augen natürlich sehr anders aussieht, als in den meinigen, komme von etwas ganz Anderem her. Aber glauben Sie mir, die Kirche thut es nicht, und unter allen Umständen läßt sich auf dem ihrem Szepter unterstellten Gebiete jede Stunde gründlich und erfolgreich nachexerzieren. Nur bei der Kunst heißt es: ‚Was Hänschen nicht lernte, lernt Hans nimmermehr', während es doch zum Fromm- und Christlichwerden eigentlich nie zu spät ist."

„Und doch empfiehlt es sich, vor Thoresschluß damit anzufangen."

Alles lachte, nicht zum wenigsten der alte Graf, der in übermüthiger Laune fortfuhr: „Vor Thoresschluß sagen Sie, Feßler. Bah, in diesen heiligen Hallen, in denen man die Rache nicht kennt und kaum die Sünde, kann von ‚vor Thoresschluß' überhaupt nie die Rede sein. Ja, Judith. Ein Gefühl, als ob in Deinem Salon tagaus tagein celebrirt werde, kann ich nie los

werden, und daran ist neben Anderem die kleine Ambralampe schuld, der ich mich beständig versucht fühle, das Lebenslicht auszublasen. Aber sie steht ja direkt unterm Schutz des Gundolskirchen'schen Spezialheiligen, und so bin ich mir nie sicher, ob ich sie nicht allen Ernstes als eine halbe ewige Lampe anzusehen habe."

Das Eintreten eines Dieners unterbrach ihn; Couverts wurden gelegt und Gläser gestellt, ohne daß im Uebrigen die Plätze gewechselt worden wären. Auch eine Zeitung kam, und während Franziska mit dem Pater, Egon aber mit der Tante sprach, that der alte Graf einen Blick in das Wochenrepertoire.

„Seh' ich recht, man hat den Zriny wieder hervorgesucht, beiläufig nicht die schlechteste Wahl. Et voilà mes amis, die Helene Zriny. Aber wissen Sie, meine Gnädigste, daß ich Ihnen ernstlich zürne, mir gerade das verschwiegen zu haben, mir, Ihrem Verehrer und Freunde!"

„Vielleicht aus Sorge."

„Wie das?"

„Ich bange mich vor der Rolle."

„Dann freilich sind Sie verloren. Denn Sie werden dann das nicht treffen, was in dieser Rolle das Meiste bedeutet: das N a t i o n a l e. Sich

fürchten ist das Unungrischste von der Welt. Aber Sie werden sich nicht fürchten, und wenn Ihnen doch vielleicht ein paar Anwandlungen kommen, so wird der Elan Ihres Talents groß genug sein, Ihr Temperament zu zwingen und siegreich mit fortzureißen. O, daß Sie Magyarin wären!"

„Ungefähr das Schmeichelhafteste, mein liebes Fräulein," unterbrach hier lächelnd die Gräfin, „das Ihnen im Hause Petöfy gesagt werden kann. Denn mein Bruder erklärt Sie damit auf halbem Wege für würdig, eine Magyarin zu sein, er würde sonst die Thatsache, daß Sie's nicht sind, nicht so lebhaft beklagen. Und dabei sind Sie muthmaßlich ohne jede Vorstellung von dem Vollgewicht einer solchen Ehrenbezeugung und kennen überhaupt nichts von Ungarn, als den Attila unserer Husaren."

„O doch, doch; das Fräulein kennt und weiß mehr, viel mehr, und sie soll uns selber sagen, was sie von Ungarn weiß."

„Es ist nicht viel und wohl eigentlich zu wenig, wenn ich bedenke, daß ich nun schon in's dritte Jahr eine Wienerin bin, und außerdem hinzurechne, daß Wien, ich möchte sagen, die Vorhalle von Ungarn ist, die Tempelstufe."

Der Liguorianer, ein ausgesprochener Steyrer,

freute sich des kleinen Spottes, und Egon kaum minder. Der alte Graf aber gab sich das Ansehen, als nähme er's ernsthaft und sagte: „Vorhalle, Tempelstufe; davon dürfen unsere Wiener nichts hören, die sich das Herz der Welt bedünken. Im Uebrigen schuldet uns das Fräulein immer noch ihren Bericht über Ungarn und ich kann ihr ein Examen rigorosum auf diesen Punkt hin nicht ersparen, schon weil ich Recht behalten möchte."

„Nun, ich gebe gern, was ich weiß," entgegnete das Fräulein, „und ich unterscheide deutlich zwei Grade der Erkenntniß: einen romantischen und einen lyrischen. Das sind freilich keine rechten Unterscheidungen, denn die Romantik kann lyrisch und die Lyrik kann romantisch sein; aber ich bitte nichtsdestoweniger, es gelten zu lassen."

„O gewiß," sagte die Gräfin. „Also das Romantische."

„Ja, damit fing es an. Es war, als ich noch ein Kind war und auf unserem Kirchplatze, gerade vor unserer Thür, alljährlich zweimal die Jahrmarksbuden standen: Buden mit Naschwerk und Pfefferkuchen und dazwischen allerlei Bänkelsänger und Leiermänner. Und immer wo solch ein Leiermann stand, stand auch eine buntbemalte Leinewand, auf der eine Geschichte, meist in zwölf

Bilderfeldern, abgebildet war. Auf dem ersten Bilde lag die Welt allemal in bürgerlichem Frieden, und eine junge Mutter beugte sich über ein Wiegenkind; auf einem der Mittelbilder trat dann in gebotener dramatischer Steigerung ein schwarzer, bärtiger Mann aus einem Waldesdunkel hervor und an die junge, zufällig des Weges kommende Mutter heran, während auf dem zwölften und letzten Bilde Mal für Mal ein Gerüst aufgeschlagen war mit einem niedrigen Stuhl darauf, und auf eben diesem Stuhle saß der bärtige Mann aus dem Waldesdunkel. Aber jetzt mit verbundenen Augen und einem Rothmantel mit dem Schwerte hinter sich. Und wenn ich dann dem Liede, das dazu gesungen wurde, begierig und angstvoll zuhörte, so vernahm ich jedesmal, das sei geschehen im schönen Ungarlande zwischen Stuhlweißenburg und Debreczin, und ich darf wohl sagen, ich kenne bis diese Stunde keine Stadt und keinen Namen, die mir so mit Schreck und Grusel imprägnirt erschienen, wie diese beiden."

„Ei, das beklag' ich, meine Gnädigste," sagte der Graf. „Da wird unser altes Schloß Arpa darauf verzichten müssen, Sie je in seinen Mauern zu sehen, denn Stuhlweißenburg ist unsere nächste große Stadt."

„O, ich hab' es auch überwunden. Und Ungarn selbst hat es mich überwinden gelehrt."

„Mit Hülfe der zweiten Epoche?"

„Ja, die gnädigste Gräfin errathen es; mit Hülfe der zweiten Epoche. Da war ich in einer Pension. Aber ich war schon fast erwachsen und in Vorbereitung auf das, was aus mir werden sollte. Da hatten wir von Zeit zu Zeit auch Deklamirübungen, und bei solcher Gelegenheit war es, daß eine Mitschülerin von mir ein Lied von Lenau vortrug."

„Ah, von Niembsch!"

„Ich kannte Lenau schon. Er ist überhaupt sehr beliebt in Norddeutschland, und den ‚Teich, den regungslosen', in den der Mond seine ‚bleichen Rosen' flicht, kennt jedes dreizehnjährige Mädchen und jubelt in ihrem kleinen Herzen, wenn die berühmte Stelle von dem ‚süßen Dein gedenken' kommt, am meisten aber, wenn sie zum Schluß erfährt, daß dies süße Dein Gedenken auch ein ‚stilles Nachtgebet' gewesen sei."

Feßler lächelte vor sich hin, und auch die Gräfin, die nach Art aller vornehmen alten Damen eine Vorliebe für kleine Gewagtheiten hatte, war ganz enchantirt und nickte dem Bruder zu.

„Wohl, ich kannt' ihn also," nahm Franziska wieder das Wort. „Aber speziell das Gedicht, das an jenem Tage deklamirt wurde, das kannt' ich nicht, und als es zu Ende war, war ich so hingerissen, daß ich auf die Mitschülerin zustürzte und sie umarmte und küßte, was mir beiläufig einen nachträglichen Verweis zuzog."

„Und wie hieß es?"

„Ich weiß es nicht mehr sicher, aber ich glaube fast, es hieß ‚Nach Süden'. Und vielleicht erkennen Sie's, wenn ich Ihnen den Inhalt in aller Kürze skizzirte."

„Wir bitten darum."

„Es leitet sich mit einer Gewitterschilderung ein und die halb schon wieder von Licht durchglühten Wolken ziehen südwärts auf Ungarn zu. Der Dichter selbst aber folgt dem Zuge dieser Wolken und begleitet ihr Südwärtsziehen mit dem sehnsuchtsvollen Ausrufe: „Ja, nach Süden steht mein Herz!"

„Und nun?"

„Und nun, auf dem dunklen Hintergrunde der Wolken erwächst ihm fatamorganaartig ein Heimathsbild: ein Waldthal und ein Mühlbach, und an dem rauschenden Mühlbach erblickt er die Geliebte, die, sein eigenes Sehnsuchtsgefühl er=

widernd, im Verlangen nach ihm aussieht und Wind und Wellen um ihn befragt. Aber Wind und Wellen ziehen weiter und weigern ihr die Antwort und das Lied selbst verklingt in der wunderbaren Strophe:

> ‚Dunkler wird der Tag und trüber,
> Lauter wird der Lüfte Streit, —
> Hörbar rauscht die Zeit vorüber
> An des Mädchens Einsamkeit.‘“

„Ah, das ist schön,“ sagte der alte Graf, „und ich klage mich an, es nicht gekannt zu haben. Er war ein Freund unseres Hauses und speziell das enfant gâté meiner Mutter, die sich, wenn das Gespräch auf ihn kam, jedesmal ihres ganzen Albionstolzes entschlug, womit sie sonst stärker, allerdings auch berechtigter als Lady Milfort umgürtet war und nicht müde wurde, zu versichern, ‚daß sie die ganze großbritannische Lyrik um eines einzigen Lenau'schen Gedichtes willen hingebe‘. Ja, Feßler, das war unser altes Wien, an das ich doch oft mit herzlicher Freude zurückdenke. Da wurde noch Vieles verziehen, was jetzt unverzeihlich dünkt, und beispielsweise mit dem lieben Gott auf dem Kriegsfuß zu stehen, galt noch einfach für interessant. Auch unser guter Lenau verstand sich darauf, aber es

war au fond nicht böse gemeint, und aller atheistischen Rodomontaden unerachtet, spukte doch eigentlich das Kirchliche darin vor. Er kam nur nicht voll damit zurecht und starb zu früh. Und zudem der verdammte Poetenehrgeiz! Unter allen Umständen aber sind wir ihm zu Dank verpflichtet, uns das auf dem Wege zwischen Stuhlweißenburg und Debreczin fast schon verloren gegangene Herz unserer lieben Freundin in einer zweiten ungrischen Epoche zurückerobert zu haben. In einer zweiten ungrischen Epoche, nach der wir hoffentlich sehr bald eine noch schönere dritte zu verzeichnen haben werden."

„Ich glaube, daß sie für mich bereits begonnen hat."

Eine kleine Stutzuhr schlug eben Zehn und die junge Schauspielerin erhob sich. Egon bat, sie begleiten zu dürfen. Sie nahm das Anerbieten an ganz nach Art einer Dame, die solcher Huldigungen und Dienste gewöhnt ist, und verabschiedete sich, wie sie gekommen, mit einem Handkuß bei der Gräfin, während sie sich gegen Feßler verneigte.

Der alte Graf aber geleitete sie bis in das Vorzimmer und half ihr hier sich in ein Spitzentuch hüllen, das sie kleidsam um Kopf und Hals trug.

Dann in den Salon der Schwester zurückkehrend, ließ er sich in einen Fauteuil in aller Bequemlichkeit nieder und sagte: „Nun, Judith, wie findest Du sie?"

„Charmant."

„Und?"

„Und pointirt."

„Und?"

„Ich weiß nichts weiter zu sagen. Aber fragen wir Feßler."

„Und klug," fügte dieser hinzu, während er wie zerstreut mit einer an der Tischdecke herabhängenden Seidenpuschel spielte. „Wir werden allerhand von ihr lernen können."

„Lernen! Ein Liguorianerpater und lernen! Und da spricht man noch von dem Hochmuth der Kirche."

* * *

Es hatte mittlerweile geschneit, und ein paar Hausdiener fegten eben den Schnee beiseite. Egon reichte Franziska den Arm, war aber ersichtlich in Verlegenheit, wie das Gespräch beginnen, und so hatten sie denn schon den Vorhof und das Gitter passirt, als er endlich das Wort nahm.

„Ein trübseliges Wetter," begann er. „Nun

wieder Schnee. Der Wind dreht sich in Einem fort. Ich mache mir nichts aus dem Winter."

„O, da denk' ich doch anders. Ich liebe den Winter, nur muß er wirklich ein Winter sein. Es ist damit wie mit den Menschen: auf Beständigkeit kommt es an. Mit einem launenhaften Winter, der heute so ist und morgen so, mit dem ist nichts anzufangen, aber ein echter und zuverlässiger Winter, der sich einrichtet, als woll' er nie wieder gehen, der ist schön, wie der schönste Sommer. Doch das wissen sie hier nicht. Einen Schneesturm haben sie wohl, aber die stille, feste Kälte, die Brücken baut und trägt und hält, die fehlt ihnen."

Egon antwortete nicht; es schien nur, daß er überlegte, was sie mit dem Allem gemeint haben könne. Denn obwohl sie sich selbst für berechnend ausgegeben hatte, so hielt er sie doch für noch viel berechnender, als sie war. Erst als sie bei dem hellerleuchteten und noch voll besetzten Café Daum vorüberkamen, wies er darauf hin und sagte:

„Das Theater muß eben aus sein. Ich wette, daß in diesem Augenblicke Dutzende von Pfeilen gespitzt und abgeschossen werden. Ein Glück, daß sie vorbeifliegen."

„Ach, solche Pfeile fliegen nie vorbei, wenigstens nie ganz, und die spitzigsten am wenigsten.“

„Aber sie tödten nicht, so lange sie nicht vergiftet sind.“

„Die ganz spitzen sind immer vergiftet. Das läßt sich an jedem Mückenstiche studiren.“

„Aber Gott sei Dank auch die Ungefährlichkeit.“

„Nur leider nicht die Schmerzlosigkeit, und wenn ihrer viele kommen, so hat man ein Fieber und eine schlaflose Nacht.“

„Und so spricht ein Liebling des Publikums, ein Verzug, ein Glückskind?“

„Viel Feind', viel Ehr'. Aber auch viel Ehre, viel Feind'. Und ein Glückskind! Nun ja, vielleicht. Aber an jedes Glück hängt sich ein Unglück.“

„Umgekehrt, ein Glück kommt nie allein.“

Unter so zugespitzter Rede waren sie bis an den Kärnthnerring und die Schwarzenbergbrücke gekommen und gingen nun auf die Salesinergasse zu, deren vorderstes Eckhaus Franziska bewohnte. Das eine Fenster war hell erleuchtet und schickte sein Licht ihnen entgegen über den Platz hin.

„Und was, wenn die Frage nicht zudring=

lich ist, finden Sie nun daheim, meine Gnädigste?" nahm Egon das Gespräch wieder auf.

„O, das Beste, was man finden kann: ein Feuer im Kamin und ein Paar warme Schuhe."

„Einigermaßen genügsam."

„Und dazu Lieb' und Treue und ein Geplauder von der Heimath."

„Und wer gewährt Ihnen das?"

„Mein zweites und mein besseres Ich, meine Freundin und Dienerin zugleich. Und wenn sie nicht gleichen Alters mit mir und sehr streng und sehr tugendhaft wäre, so würd' ich sie Ihnen kurzweg als die Amme der italienischen Komödie vorstellen. Aber Eins ist sie gewiß: in jeder Sorge mein Trost und in jeder unklaren Sache mein gutes Gewissen."

„Beneidenswerth!"

„Ei, das mein' ich auch .... Aber hier sind wir am Ziel, Graf Egon." Und die Glocke ziehend und ihm dankend stieg sie rasch die Stufen hinauf.

* * *

Auf der dritten Treppe wurde sie von ihrer Dienerin empfangen und trat gleich darnach in den Vorflur, wo sie die Schneestäubchen von ihrem Mantel abschüttelte. „War Niemand da,

Hannah? Nein? Nun, desto besser, und nun bringe mir den Thee."

„Ja, darauf ist heute nicht mehr gerechnet, Schatz. Ich habe keinen Tropfen Rahm im Hause."

„Thut nichts, dann nehmen wir einen Tropfen Kirschwasser. Irgend was wird doch da sein. Aber eile Dich. Ich hab' es so kalt."

Und eine Viertelstunde später saß Franziska zurückgelehnt in einem Schaukelstuhl und sah in die Kaminflamme, während Hannah ihr den Thee bot und sich neben sie setzte.

„Hier, noch ein Oblatenbrod," sagte diese; „glücklich gerettet. Und nun erzähle."

„Ja, das ist leicht gesagt, Hannah. Erzähle! Aber was? Eigentlich weiß ich selber nichts, und woher sollt' es auch kommen? Eine Gräfin kann Einem doch nicht gleich ihre Lebensgeschichte zum Besten geben."

„Ist auch nicht nöthig und will ich auch nicht wissen. Nur ein bischen von Allem oder doch von der Hauptsache. Nimm also wenigstens einen Anlauf und sage mir, wer da war und wie sie hießen."

„Nun gut. Also da war zunächst die Gräfin selbst, von der die Karte kam, und dann ihr

Bruder, der alte Graf. Nun, den kennst Du. Du hast ihn ja neulich selber gesehen und gesprochen und könntest mir eigentlich sagen, ob er Dir gefallen hat. Was denkst Du von ihm? Was sagst Du?"

„Dreierlei."

„Gut; nenn' es."

„Er ist alt und möchte gern jung sein, er spielt den Weltmann und ist eigentlich bloß ein Wiener, und drittens und letztens: er glaubt, daß sich alle Weiber um ihn reißen, und wird doch eigentlich nur genasführt."

„Er gefällt Dir also nicht?"

„O doch. Er gefällt mir schon."

„Ein Geck kann Einem nicht gefallen."

„Er ist auch kein Geck. Mitunter streift er daran oder steht auch schon mitten drin. Denn er hat all' die Narrheiten eines alten Junggesellen und Theaterenthusiasten. Aber ganz zuletzt ist er doch wieder anders. Ich glaube, daß er ein sehr gutes und braves und sogar ein edles Herz hat. Er ist vornehmer und besser als irgend einer der jungen und namentlich der alten Herren, die Dir einen Besuch gemacht haben."

„Sieh', das freut mich, daß Du das sagst. Und in seinem eigenen Hotel oder in dem seiner

Schwester ist er noch viel liebenswürdiger als hier. Denn hier fühlt er die Verpflichtung, mir nach Art alter Herren den Hof zu machen, in seinem Hause dagegen fühlt er nur die Verpflichtung, artig zu sein. Und das ist für unsereins schließlich mehr. Du weißt ja, wie man gewöhnlich mit uns spricht. Und nun will ich Dir auch sagen, wer die beiden Anderen in der Gesellschaft waren. Der Eine war ein Liguorianerpater, ein Fünfziger, groß und stattlich, und der Andere, nun, der Andere, das war ein junger Graf, Graf Egon, ein Neffe des alten, ich glaube, sehr hübsch und Adjutant bei Erzherzog Rainer."

„Und hat Dir natürlich am besten gefallen?"

„Nein, nicht das. Er hat mir nur nicht mißfallen; das ist Alles, was ich sagen kann. Er hat etwas von dem mir unerträglichen ‚Von oben herab', und wenn ich mich entscheiden und jedem Einzelnen einen Rang in meinem Herzen anweisen sollte, so würd' ich die Gräfin obenan stellen und dann den Pater. O, sie waren Beide charmant und dabei so klug und verbindlich, wie nur vornehme Katholiken sein können. Schon ihre Stimmen ...."

„Ja, sie haben eine verführerische Stimme,

Fränzl! Ich weiß davon. Aber das darfst Du mir nicht anthun und Deinem Pastor-Vater im Grabe nicht, so lau und flau er war, daß Du zu viel auf diese Stimme hörst .... Nur auf meine mußt Du hören, wenigstens jetzt, in diesem Augenblick, und die mahnt Dich, daß es auf Mitternacht geht und morgen um zehn Uhr Probe ist. Mach' also, Du mußt ausschlafen."

„Aber erst noch unsern Spaziergang, sonst schlaf' ich überhaupt nicht. Und außerdem bin ich abergläubisch."

Hannah brachte Mantel und Kappe, wickelte Franziska darin ein, und nun stiegen Herrin und Dienerin eine nur wenige Stufen zählende Treppe hinauf, die vom dritten Stock aus direkt auf das Flachdach des Hauses führte. Hier standen den Sommer über allerhand Kübel und Topfgewächse, jetzt aber sah man nichts als ein paar Bretterlagen und einen Berg Schnee, den der Wind nach der einen Seite hin zusammengefegt hatte.

Sie gingen ein paarmal auf und ab und sahen auf die Stadt, auf deren verschneite Dächer das Mondlicht fiel. Aus der Ferne her hörte man das Läuten einzelner Schlitten, aller eigentliche Lärm aber schien erstickt unter dem weißen Tuch.

Und nun traten sie bis an die Brüstung, wo der zusammengewehte Schnee lag, und sahen in den Winterhimmel hinauf, der in wundervoller Pracht über ihnen glitzerte.

„Sieh', das ist der große Bär. Und da sind wir zu Haus, da liegt unsere Jugend, unsere Kindheit. Ach, Hannah, es war doch unsere schönste Zeit, als wir noch Abends in den Thurm gingen und die Betglocke läuteten und die Grabsteine der alten Pastoren anstarrten, die mit ihren Ringkragen an den Wänden umherstanden. Und wenn uns dann der Glockenstrick aus der Hand fuhr und mit einem Mal in die Höhe schnellte, sieh', da war mir's immer, als hätte sich der Gottseibeiuns über unser Läuten gebost und den Strick uns weggezogen."

„Ach, rede nicht so, Fränzl; wenn Du so sprichst, dann überdenkst Du jedesmal etwas Tolles oder Thörichtes."

„Aber diesmal nicht. Ich überdenke gar nichts. Ich habe nur mit einem Mal eine schmerzliche Sehnsucht nach dem Kirchenplatz hin, wo wir spielten und uns auf die Holzstämme setzten und Geschichten erzählten. Und von fernher hörten wir dann das Meer, das draußen rauschte. Mir ist's, als hört' ich's noch."

„Willst Du zurück?“

Franziska schüttelte den Kopf. „Nein, nicht zurück. Eine Sehnsucht ist etwas Anderes als der Wunsch, es wieder haben zu wollen. Was sollt' ich auch da? Mit einer Schauspielerin ist es ein eigen Ding. Im Petöfy'schen Hause gilt sie viel oder vielleicht viel, aber im Hause vom Bäckermeister Utpatel, auf dessen Bank wir immer saßen und Butterblumenstengel zusammensteckten, in dessen Hause gilt sie wenig oder nichts. Nein, Hannah, nicht zurück! Aber zurück oder nicht, die Liebe bleibt, nnd einen Gruß wollen wir wenigstens in die Heimath hinüberschicken.“

Und sie nahm eine Handvoll Schnee vom Boden und warf ihn nach Norden zu. Der Nachtwind aber, der ging, zerstäubte den Ball wieder und trug die Krystallchen blinkend durch die Luft.

Fünftes Kapitel.

Einige Wochen lang setzte sich der Verkehr Franziskas mit dem Petöfy'schen Hause fort, dann aber brach er etwas auffällig ab, und selbst die Besuche, die der Graf noch eine Zeitlang in dem Eckhause der Salesinergasse gemacht hatte, hörten

auf. Es hieß, was auch zutraf, er sei verreist, und erst von Paris aus gab er wieder ein Lebenszeichen und entschuldigte sich in den verbindlichsten Worten seiner plötzlichen Abreise halber. Aber so verbindlich diese Worte waren, so waren sie doch kühler als gewöhnlich oder wenigstens befangener.

Franziska fühlte das heraus, war indessen an derartig wechselnde Vorgänge zu sehr gewöhnt, um ein besseres Gewicht darauf zu legen.

Anders in dem engeren Cirkel, der sich nach wie vor an jedem dritten Abend im Salon der Gräfin versammelte. Hier wurde nicht blos dem Ausbleiben des Fräuleins, sondern weit mehr noch der Abreise des Grafen eine gewisse Bedeutung beigelegt, bei welcher Gelegenheit man nicht unterließ, sich die seltsamsten Dinge zuzuflüstern. Der alte Graf sei regelrecht verliebt oder interessire sich wenigstens bis zur Thorheit für das junge Fräulein, und so sei denn die ganze Pariser Reise nichts weiter als eine Flucht. Die Gräfin habe mit Rücksicht auf den eigensinnigen Charakter des Grafen anfänglich seiner Reise widersprochen, natürlich nur in der Absicht, ihn durch solchen Widerspruch in seinem Plane desto fester zu machen. Andere dagegen wollten von

dem Allem nichts wissen und hoben ihrerseits hervor, daß die „jours de fête“ für den alten Grafen vorüber seien; sie begegneten aber nur dem Spott aller medisanten Klub- und Kasino-habitués, die nicht müde wurden, auf den siebenzig-jährigen Goethe, ja zuletzt sogar auf König Sigurd Ring hinzuweisen, der noch mit neunzig Jahren in Leidenschaft verfallen und auf die Freite gezogen sei. Der Graf aber sei Vollblutungar und könne mehr.

Ein Echo dieser Gespräche würde zweifellos auch bis zu Franziska hinauf gedrungen sein, wenn diese nicht durch ein nervöses Fieber, in das sie bald nach der Abreise des Grafen verfiel, vor allem derartigen Gerede bewahrt geblieben wäre. Sie lag wochenlang in jenem apathischen Dämmerzustande, der der Begleiter und fast auch der Freund dieser Krankheit ist, und als endlich dieser Zustand geschwunden und ihr ein wenigstens umschleiertes Interesse für die Dinge des Lebens zurückgekehrt war, da waren viele Wochen vergangen und beinahe heiße Sommertage da, trotzdem erst Frühling im Kalender stand.

Am letzten Apriltage saß Franziska an ihrem Fenster und sah zum ersten Male wieder auf das bunte Treiben der Stadt unten, und siehe da,

noch ehe die Mitte des Mai heran war, war sie schon in einem jener reizend gelegenen, in weitem Halbkreise die Hauptstadt nach Süden hin umziehenden Villendörfer einquartiert und genoß hier die Wonne der Rekonvalenz. Es hatte sich dabei so glücklich getroffen, daß eine befreundete Kollegin — und zwar um so befreundeter, als sie das Fach der hohen Tragödie kultivirte — mit ihr in die Sommerfrische gegangen war, einer Molkenkur halber, die sie sich unter Hinweis auf ihr „total erschöpftes Organ" vom Theaterarzt hatte verordnen lassen. Eine Verordnung, in die dieser lächelnd, aber doch zugleich auch mit der Bemerkung gewilligt hatte: „Wollte Gott, Fräulein Phemi, daß ich mich annähernd Ihres Organs erfreute."

Natürlich war auch Hannah mit draußen, und alle Drei bewohnten ein halbes Parterre, das nach der Rückseite hin einen einfachen Garten mit Kaiserkronen und Feuerlilien, in Front aber eine durch Glasfenster und Leinwandwände geschützte Veranda hatte. Schräg gegenüber von ihnen befand sich ein großes, mit Oleanderbäumen umstelltes Hotel und zwischen hüben und drüben lief ein chaussirter Straßendamm, auf dem, die heißen Mittagsstunden abgerechnet, ein beständiges Fahren war. Denn der Ort war nicht nur

Eisenbahnstation, sondern von alter Zeit her auch Knotenpunkt vieler Straßen, die von hier aus strahlenförmig in die steyerischen Vorberge hineinführten, ein entzückendes Hügelland, über das hinweg, sobald die Sonne zu sinken begann, das Hochgebirg in blauem Dämmer aufragte.

Heute jedoch war der Abend noch fern und beide Freundinnen saßen Frühnachmittags in der Veranda, deren Glasfenster man ausgehoben hatte, weil es nach einer kurzen Regenzeit in den letzten Tagen wieder sehr warm geworden war. Auf einem hart an der Brüstung stehenden Tische lagen Muster, Decken und Wollknäuel umher, und die Tapisserienadel beider Damen, welche Letzteren an einer großen Stickerei beschäftigt schienen, ging hurtig hin und her. Dabei war eine rechte Nachmittagsstille, nichts wach und nur aus dem Garten kamen ein paar gelbe Schmetterlinge, haschten sich und flogen dann weiter die Straße hinunter. Franziska sah ihnen nach, bis sie schließlich über die Dächer hin verschwanden, und war noch in ihrem Sehen und Sinnen verloren, als vom Flur her ein reizender Blondkopf erschien, ein etwa zehnjähriges Mädchen, das an ihnen vorüber in Hast und Sturm auf die Straße zulief, einen Tonnenreifen vor sich, den es mit dem Handgriff

eines allem Anscheine nach sehr eleganten Fächerschlug. An dem Reifen selbst waren kleine Blechstücke befestigt, und bei jedem Schlage gab es einen Klang, als ob ein Tambourin oder Kinderjanitschar geschüttelt würde.

„Lysinka,“ rief die Tragödin und lachte. „Sieh' nur, Franziska, sie hat meinen besten Fächer genommen, ein Geschenk von Graf Pejevics von der letzten Redoute her. Ein wahres Prachtstück, ich meine den Fächer. Und nun hantirt der Unhold damit, als ob es ein Trommelstock wäre .... Lysinka!“

Aber die Kleine hörte nicht mehr, sondern jagte schon die chaussirte Straße weiter hinauf und auf das große mit Oleanderbäumen umstellte Hotel zu, vor dem eben ein paar gelbe Reisewagen mit zurückgeschlagenem Verdeck hielten. Man sah ordentlich, wie das schwarze Leder in der Sonne brannte, während ein paar Hühner, die sich vom Hofe her eingefunden hatten, die Körner aufpickten, die zerstreut umherlagen. Hier machte Lysinka Halt, sah sich inmitten der pickenden Hühner einen Augenblick um und jagte dann in geschickter Biegung und die Veranda, wo Phemi und Franziska saßen, auf's Neue passirend, nach der andern Seite hin die Straße hinunter.

„Ein reizendes Kind!“ sagte Franziska. „Du mußt es sehr lieben. Thust Du?“

„Gewiß thu' ich's. Oder glaubst Du, daß der hohe Stil der Tragödie dergleichen ausschließt? Auch Medea ....“

„Nichts von der. Ich will von Medea nichts wissen. Ich will nur wissen ....“

„Ein Geheimniß.“

„Unter Schauspielerinnen giebt es keine Geheimnisse. Das solltest Du wissen, Phemi. Zudem hab' ich Dir Alles aus meinem Leben erzählt, Abenteuer und Nichtabenteuer.“

„Nun gut; so rathe.“

„Gräflich? Hocharistokratie?“

„Höher.“

„Ah, ich seh' schon, Du willst Dich auf einen Erzherzog hin ausspielen. Aber ehe ich Dir das glaube ....“

Hannah's Erscheinen machte hier dem Gespräch ein Ende. Sie kam mit einem großen Tablett, das sie vorläufig auf die rechtwinklige Brüstung der Veranda setzte, legte dann sorglich ein Tuch und arrangirte den Kaffeetisch.

„Und nun, Hannah, Juwel unserer Krone,“ hob Phemi wieder an, „schaff' uns auch etwas Krausgebackenes oder einen Napfkuchen, oder um auch

in Oeslau gut wienerisch zu bleiben, einen Gugelhupf. Denn Du mußt wissen, ich habe heute den Lammbraten vorübergehen lassen — er hat immer so etwas Ungeborenes — und so klingt es denn in den Tiefen meiner Seele: ‚Was du vom Lamm zu Mittag ausgeschlagen, bringt nur der Gugelhupf zurück‘. O, ein himmlisches Wort, bei dem ich ordentlich fühle, wie's hier mithupft. Und nun geh', Hanning, geh'; ich habe ein drittes Haus von hier etwas appetitlich Braunes im Schaufenster stehen sehen, heute früh, als wir von der Promenade kamen, und die leere Straße sieht mir nicht darnach aus, als ob sich Oeslau mittlerweile daran vergriffen haben könnte .... Hier mein letzter Fünfguldenschein!“

„Ach, Fräulein Phemi, wenn Sie nur nicht immer vergessen wollten, daß wir Krachzeiten haben.“

„Unsereins hat nie Krach, Hannah. Uebrigens wecke keine traurigen Gedanken in mir, denn schließlich und auf einem Umwege bin ich doch daran betheiligt. Und nun geh' ehe es zu spät ist. Wir leben zwar in einer gedankenarmen Zeit, aber die Noth einer Oeslauer Kaffeestunde macht auch den Aermsten erfinderisch. Also vite, vite!“

Hannah ging. Als sie fort war, beugte sich Franziska vor und sagte: „Du kannst Dir gratuliren und stolz sein, Phemi, bei Hannah in solcher Gunst zu stehen. Eigentlich hält sie nicht viel von uns. Ihr Vater war Todtengräber und davon ist ihr 'was geblieben. Und am meisten wundert es mich, daß sie mit dem Blondkopf so gut steht, mit der Lysinka. Sie hat ordentlich einen Narren an dem Kind und erklärt es rund heraus für einen Engel. Und das geht doch schlechterdings nicht, oder das ganze Kapitel von der Erbsünde ...."

„Nichts davon! Um darüber zu sprechen, muß man so studirt sein, wie Du. Das Alles ist nicht mein' Sach'. Aber wenn Du Dich über die Hannah wunderst, weil sie trotz all' ihrer Tugend an dem Kinde hängt und dem Kinde nicht die Mutter und der Mutter nicht das Kind anrechnet, so zeigst Du nur, wie wenig Du die Menschen kennst. Und bist doch an die Vierundzwanzig."

„Eben gewesen," lachte Franziska.

„Nun, siehst Du! Freilich, ich könnte Deine Mutter sein, oder wenn nicht geradezu Deine Mutter, so doch Deine Stiefmutter ...."

„Dazu bist Du wieder zu gut und verwöhnst mich zu sehr.“

„Also Deine Mutter. Und nun höre. Was ich Dir hinsichtlich Deiner Hannah und ganz speziell hinsichtlich ihrer Liebe zu dem Kinde zu sagen habe, das heißt einfach ....“

„Nun?“

„Das heißt einfach: es lebt sich am besten mit der Tugend.“

„Das hat einen Doppelsinn.“

„Ich wollt' ihm den Doppelsinn nicht geben und stünde mir auch schlecht an. Es soll nur heißen: es lebt sich am Leichtesten und am Bequemsten mit guten und unschuldigen Leuten. An Tadel oder Vorwurf ihrerseits ist nie zu denken. Im Prinzipe sind sie streng und streng auch gegen sich selbst. Aber was von anders Geartetem an sie herantritt, dagegen sind sie mild, und es ist fast, als freuten sie sich, eine Bekanntschaft damit zu machen. Es soll sich ja, wie die Katholiken sagen, das Heilige durch Handauflegen fortpflanzen etwa nach Art eines elektrischen Stroms, und so strömt auch vielleicht ein kleiner, prickelnder Strom des Unheiligen von unsereinem aus. Jeder nach seinen Mitteln und Kräften.“

„Ach, Phemi, wie Du nur redest! Du bist ja gar nicht so.“

„Man kann sich nicht unheilig genug machen. Eine durchgängerische Demuth ist das letzte Mittel, sich wenigstens einen Schimmer aus der ewigen Strahlenkrone zu retten .... Aber um's Himmelswillen, Fränzl, sieh' Dich um, da kommt ja Graf Egon.“

Franziska hatte sich vorgebeugt und erkannte nun auch ihrerseits den Grafen, der eben drüben aus dem Hotel getreten war und noch einmal zurücksah, um nach einem Balkon hinauf zu grüßen, der am ganzen ersten Stock entlang lief und durch Holzpfeiler getragen wurde. Sein Gruß selbst aber galt einer alten Dame, der Gräfin.

Egon war allein, nur von einer Ulmer Dogge begleitet, einem prächtigen Thier, das augenscheinlich ungeduldig seinem Herrn auf der chaussirten Straße bis an die Veranda hin vorauflief. Einen Augenblick später aber war auch der junge Graf heran und gewahrte die beiden Damen, die sich anscheinend in ihre Tapisserie vertieft hatten. Er fuhr ganz ersichtlich zusammen, als ob ihm die Begegnung mit ihnen mehr ein Schreck, als eine Freude gewesen wäre,

fand sich aber rasch wieder zurecht und trat an die Brüstung heran, um Beide mit aller Courtoisie zu begrüßen.

Phemi hatte sich zum Gegengruß erhoben und überstürzte den Grafen sofort mit einer Fragefluth, die keine Dämme kennen zu wollen schien, am wenigsten aber den der Diskretion. Endlich schwieg sie.

„Meine Gnädigste," lächelte Graf Egon, „Alles zu beantworten, müßt' ich den letzten Zug abwarten können, was mir leider versagt ist. Aber ein Anfang ließe sich wenigstens machen, immer vorausgesetzt, daß Sie geneigt sind, mir einen Platz an Ihrem Kaffeetische zu gönnen."

Er voltigirte, während er dies sagte, leicht über die Brüstung hin und setzte sich in einen Gartenstuhl, den er selber aus einer Ecke herangeschoben.

„Ehe ich aber beginne," fuhr er fort, „denn Fragen sind einer Gegenfrage werth, bitte ich, mir sagen zu wollen, was Sie nach diesem Erdenwinkel geführt hat?"

„Ich war krank," antwortete Franziska, „viele Wochen lang, und die stillen Tage hier sollen mich wieder gesund machen."

All' dies war in einem durchaus ruhigen

Tone gesprochen, und doch klang ungewollt und ungewußt etwas wie Vorwurf darin. Egon gerieth denn auch in eine leise Verwirrung, an der die Sprecherin erst erkannte, welche Bedeutung er ihren Worten gegeben hatte. Sie fuhr daher rasch und mit so viel Unbefangenheit wie möglich fort: „Es ist erquicklich, die reine Luft hier zu genießen, am erquicklichsten aber ist doch die geistige, darin ich lebe. Wenn ich nicht irre, hat irgend ein alter oder neuer Philosoph ausgesprochen, es mache nichts so gesund wie Heiterkeit, und die Wahrheit dieses Satzes hab' ich hier an mir selbst erfahren. Denn Sie müssen wissen, Graf Egon, es giebt nichts Heitereres und Vergnügteres als eine Tragödin. Nicht wahr, Phemi?"

Diese patschelte die Hand, die Franziska, während sie so sprach, ihr gegeben hatte, zugleich aber nahm sie selber das Wort und sagte: „Was das für Anwandlungen sind! Ich bitte Dich, ich soll mich nicht auf das Archidukale hin ausspielen und Du spielst Dich auf das Sentimentale hin aus. Und nun wirst Du schließlich noch roth und scheinst als ‚Naive' nicht einmal zu wissen, daß mit Hülfe solcher Anspielungen nie und nimmer das Geringste verrathen wird.

Und wenn Graf Egon auch rathen wollte bis an den jüngsten Tag, er erriethe doch nicht, um was es sich hier handelt."

„Ich fürchte wirklich, nein."

„Nun, siehst Du. Zudem soll man an den kleinen Freuden des Lebens nicht ohne Noth vorübergehen, das verübeln Einem die Schicksalsmächte, von denen ich schon von Metier wegen zu reden weiß. Und zu diesen kleinen Freuden des Lebens gehört es auch, in Geheimnissen und Anspielungen zu sprechen. Einige sagen freilich es sei ein schlechter Ton und nicht artig. Aber was ist artig? Eine Beschäftigung für arme Leute."

„Gut es mag so sein, aber Du hast umgekehrt eine zu stark ausgeprägte Neigung, Dich unter Ignorirung der armen Leute mit Deinen Königinnen zu verwechseln. Ist es nicht so, Graf Egon?"

„Im Gegentheil, meine Gnädigste. Bedaure, widersprechen zu müssen. Ich meinerseits bin immer nur überrascht, unsre Freundin in so genialer Weise die Rollengebiete wechseln und aus der Sprache der Königinnen in die der echtesten Weiblichkeit übergehen zu sehen."

„Eine Genialität," lachte Phemi, „die Sie

muthmaßlich überschätzen. Immer, mit Ausnahme der Pastoren, ist es einem Jeden ein Liebes und Leichtes, aus dem Aufgesteiften in das Natürliche zu verfallen. Erinnern Sie sich der mythologischen Gottheiten, und wie begierig dieselben allezeit waren, aus ihrer Göttlichkeit herauszutreten. Und nun gar erst die Götter und Göttinnen dieser Welt! Als Hofmann sollten Sie wissen und wissen es auch, wie schwer arme junge Königinnen an ihrem Hermelin zu tragen haben. Da haben wir beispielsweise die Königin Anna von England, allerdings nur in einem historisch angekränkelten Stück. Aber gleichviel, die Figur soll echt sein. Und nun beobachten Sie, woran hängt sich dieser Königin Anna königliches Herz? An einen Fähnrich. Dabei verwechselt sie die zwölf Millionen Staatsschulden mit den Todten bei Malplaquet. Zwölf Millionen Todte! Viel, sehr viel; aber am Ende warum nicht? Ihr Fähnrich blieb ihr ja, und so rollt ihr die Zahl so gemüthlich von der Lippe, wie wenn's eine Bagatelle wäre. Da haben Sie Königinnen! So sehen wirkliche Königinnen aus, und einer armen Sklavin gleich mir, die nur die Königinnen spielt, sollt' es schwer werden, aus der Szepter- und Kronensprache herauszu-

fallen? Und noch dazu hier, hier in Oeslau. Hier bin ich Mensch, hier will ich menschlich fühlen, ja Graf, auch dann noch, wenn Sie sammt Franziska superior über mich lächeln, weil ich muthmaßlich wieder einmal falsch zitirt habe, was aber Ihre gerechte Strafe dafür sein mag, daß wir immer noch nicht wissen, um was sich's handelt und um was Sie hier waren. Und nun dring' ich allen Ernstes auf eine Generalbeichte."

„Die wir sicherlich längst hätten, Phemi, wenn Du dem Grafen nur einen Zoll breit Raum zum Niederknieen gegönnt hättest."

Egon verneigte sich zustimmend und erzählte nun in Kürze, daß die Tante seit etwa acht Tagen hier in Oeslau sei, drüben im Hotel. Er sei gekommen, ihr Briefe zu bringen, darunter auch Briefe von Graf Adam.

„Und wie geht es dem Grafen?" fragte Franziska.

„Gut. So nehm' ich wenigstens an. Es geht ihm überall gut, wo sich eine große Oper und eine opera comique vorfindet. Freilich fehlt ihm das napoleonische Regiment, und die Regierung im schwarzen Frack ist nicht gerade sein Ideal. Er liebt das Bunte, darin ganz Ungar,

aber zuletzt bleibt doch Paris Paris und spottet jeder Kleiderfrage. Mit der Viardot hat er die Freundschaft erneuert und mit der Sarah Bernhardt dinirt, ein Diner, von dem sich mindestens eine Woche lang in enthusiastischer Erinnerung zehren läßt. Mitte Juni will er nach Trouville, wenn nicht nach Biarritz, er ist aber unberechenbar und hält eigentlich jeden Tag für verloren, den er, etwa Schloß Arpa abgerechnet, außerhalb Wien zubringt."

In diesem Augenblick hörte man aus der Ferne her den Pfiff einer Lokomotive. „Das ist mein Zug, meine Damen, und ich muß eilen."

„O, Sie haben noch sieben Minuten."

Und er setzte sich wirklich wieder. Aber die Dogge, die sich all' die Zeit über vor die kleine Verandathür gelagert und den Kopf zwischen die Pfoten gesteckt hatte, gab jetzt so sichtliche Zeichen von Ungeduld und schlechter Laune, daß ihr Herr unter scherzhaftem Hinweis auf den malcontenten Begleiter sich wieder erhob.

„Ein schönes Thier!" sagte Phemi. „Fast zu schade ..."

„Für sein Coupé?" ergänzte lachend der Graf. „Gewiß. Und würd' es auch sehr übel nehmen, sich darin untergebracht zu sehen, denn

er steckt ganz und gar in Standesvorurtheilen. Ich muß es eben mit dem Schaffner versuchen. Mißglückt es, so macht er die vier Meilen zu Fuß. Apropos, ich darf doch der Tante von Ihrem Hiersein melden? Au revoir.“

Und er ging rasch die Straße hinunter, an deren nahem Ausgange das Bahnhofsgebäude gelegen war. Eben fuhr der Zug ein. Eine Minute darnach aber gab die Glocke schon wieder das Abfahrtszeichen, und beide Damen sahen nur noch die weiße Dampfwolke, die sich verflüchtigend über die letzten Häuser hinzog.

Weder Phemi noch Franziska sprach. Jede hing ihren Gedanken nach.

Sechstes Kapitel.

Graf Egon hielt Wort, und schon den zweiten Tag darnach, als beide Freundinnen von einem Mittagsspaziergang zurückkehrten, fanden sie zwei Karten vor, die von einem Lohndiener abgegeben, während die Gräfin selber in einem zurückgeschlagenen Wagen vor der Veranda gehalten hatte. Phemi drehte die für sie bestimmte Karte hin und her und las mit Betonung jeder einzelnen Sylbe: ‚Reichsgräfin Judith von Gundolskirchen,

geborene Gräfin Petöfy‘. „Wundervoll, und kommt in der Schale, wenn ich erst wieder in Wien bin, obenauf. An Grafen ist kein Mangel bei mir, aber Gräfinnen sind desto seltener. Glaube mir, Fränzl, dergleichen ist nicht nur hübsch, sondern auch nützlich, und man muß jede gute Brise benützen... Und in einem Wagen sagtest Du, Hannah?“

„Ja, in einem Wagen,“ bestätigte Hannah. „Und es war eigentlich nur ein Hotelwagen von drüben, aber Alles herrschaftlich zurecht gemacht und der Kutscher mit Handschuhen. Er sah so feierlich aus, daß mir das Lachen ankam. Und dazu der lange Sepp als Lohndiener und einen Frack an. Und Alles bloß für uns, Fräulein Phemi, wirklich bloß für uns. Denn an der nächsten Ecke sah ich sie Kehrt machen und ehe ich noch bis hundert zählen konnte, hielten sie schon wieder vor dem ‚König von Ungarn‘.“

Franziska war mehr bestürzt als erfreut. Allerdings waren ihr die Winterabende bei der Gräfin in durchaus freundlicher Erinnerung, aber die Beziehungen von damals wieder aufgenommen zu sehen, entsprach wenig ihren Wünschen.

Am andern Tage gaben beide Damen in Abwesenheit der Gräfin ihre Gegenkarten ab, und

Franziska lebte der Hoffnung, daß es dabei sein Bewenden haben werde. Darin irrte sie jedoch, und schon derselbe Tag war dazu bestimmt, eine persönliche Begegnung herbeizuführen.

Es kam dies so:

Zu den kleinen Zerstreuungen Franziska's und Phemi's gehörte namentlich auch der Bahnhofsbesuch, wo sie zu promeniren und das bunte Treiben der ankommenden und abgehenden Züge zu beobachten pflegten. Auch heute hatten sie sich eingefunden und bogen eben aus den Anlagen in den parallel mit der Bahn laufenden Kiesweg ein, als Franziska der Gräfin ansichtig wurde, die von ihrer Kammerjungfer gefolgt, auf dem Perron auf- und abging und ebenfalls den von Wien kommenden Vieruhrzug abzuwarten schien. Es fehlten nur noch einige Minuten. Ein Sich-vermeidenwollen wäre wenig schicklich, außerdem auch undurchführbar gewesen, uud so trat denn Franziska an die Gräfin heran und bat nach den ersten Begrüßungsworten, ihr ihre Freundin Euphemia La Grange vorstellen zu dürfen. Die Gräfin reichte dem Fräulein die Hand und sprach ihr Bedauern aus, den ihr zugedachten Besuch der beiden Damen verfehlt zu haben, zugleich Franziska versichernd, wie sehr sie sich freue, die

so plötzlich unterbrochene Winterbekanntschaft in diesen schönen Maitagen erneuern zu können.

„Ich habe von Ihrer andauernden Krankheit gehört," fuhr sie fort, „und muß mich anklagen, mich dabei so säumig und anscheinend theilnahmlos gezeigt zu haben. Aber ich war gut unterrichtet, erst durch meinen Bruder und später durch meinen Neffen, Grafen Egon. Und nun bitt' ich die Damen, einen Platz für mich suchen oder wenigstens die Promenade wieder aufnehmen zu wollen, denn meine Füße versagen mir im Stehen den Dienst und mahnen mich an die lange Reihe meiner Jahre."

Dabei schritt sie den Damen vorauf auf ein Tempelchen zu, das auf einem künstlich aufgeworfenen Hügel inmitten der Anlagen errichtet war. Ehe sie jedoch die Stufen desselben erreichen konnte, hörte sie schon das Herannahen des Zuges und entschuldigte sich nun, das eben erst begonnene Gespräch auch schon wieder abbrechen zu müssen, aber sie sei hier, um einen lieben Freund zu begrüßen, den sein Weg von Wien aus nach Wiener-Neustadt führe. „Sie kennen ihn ja, mein liebes Fräulein," setzte sie hinzu, „Pater Feßler, ein eifriger Verehrer von Ihnen und als solcher oft der Gegenstand unserer Neckereien. So Sie

mir gestatten, bring' ich ihm Grüße von Ihnen." Und damit empfahl sie sich und ging, von ihrer Jungfer gefolgt, auf dem Perron zurück.

Euphemia sah ihr nach und sagte: „Charmante alte Dame, jeder Zoll eine Gräfin. Ich glaube zwar, trotz aller Liebenswürdigkeit, sehr stolz. Aber es ist mit dem Stolz wie mit der Tugend, worüber ich Dir erst neulich einen kleinen Vortrag gehalten habe; weißt Du noch? Und sieh', Alles, was ich Dir damals von der Tugend und den Tugendhaften sagte, das paßt auch auf die Stolzen. Ich leg' ihre Karte noch mehr obenauf .... Aber wer ist nur der Pater Feßler?"

„Ueberzeuge Dich selbst; eben ist er ausgestiegen und spricht mit der Gräfin."

„Ein schöner Mann."

„Und sehr angenehm im Umgang."

„Er wird Dich am Ende noch bekehren."

„Zweifle."

„Wer weiß? Eine geborene Predigerstochter und gewordene Liebhaberin und Soubrette, nimm mir's nicht übel, Fränzl, aus solchen Zuthaten kann Alles werden."

* * *

Seit dieser Begegnung hatte sich ein Verkehr zwischen hüben und drüben entwickelt, der sich

indessen auf bloße Begrüßungen beschränken zu wollen schien. Jeden Morgen, wenn beide jungen Damen auf ihrer Veranda saßen und Phemi die Zeitung studirte — denn sie war eine Politikerin, ungemein für Freiheit und noch mehr für Aristokratie — erschien die Gräfin auf ihrem Balkon, anscheinend um nach dem Wetter, in Wahrheit aber, um nach den jungen Damen zu sehen, und wenn dann diese sich erhoben, um ihren Respekt zu bezeugen, so nickte sie Beiden ihren Morgengruß zu, bevor sie sich wieder in ihre Zimmer oder am liebsten auf einen nach hinten zu gelegenen Gartenbalkon zurückzog.

Aber dabei blieb es.

„Es wird nicht viel," sagte Phemi, die sich über dies Halbverhältniß ärgerte. „Wir kommen nicht von der Stelle mit ihr, und am Ende wär' es besser gewesen, wenigstens für mich, Graf Egon hätte mir dies Oeslauer Idyll und die Ruhe meiner Seele nicht gestört. Ach, es war so still hier, Franziska, so konflikt- und tragödienlos, und wenn ich vielleicht doch noch Medea war, so war es Medea während der Freundschaftsschließung mit Kreusa, die Zeit vor der Eifersucht und den unliebsamen Gefühlen überhaupt. Wirklich, ich war wie Fridolin in der Ballade so sanft und

rein und natürlich auch glücklich, aber seitdem dieser Maledetto von Egon hier war, ist eine totale Gemüthsveränderung mit mir vorgegangen. Ich habe meine Fridolinrolle vertauscht und könnte mich jeden Augenblick an's Spinnrad setzen. Meine Ruh' ist hin, mein Herz ist schwer. Wirklich, Schatz, ich werde täglich nervöser, und wenn nicht bald etwas geschieht, so reis' ich ab."

„Ich weiß, Du wirst bleiben, Phemi; Du hast ein Zeugniß auf Molkenkur und mußt nun aushalten. Alles straft sich und am meisten das Lügen.... Aber da kommt ja der lange Sepp von drüben, und wenn ich sein Zwinkern und seine Wichtigkeit recht verstehe, so bringt er uns eine Botschaft."

Und wirklich, er kam von der Gräfin und übergab ein an Franziska gerichtetes Billet. Es lautete:

„Vielleicht ist es den Damen genehm, an einer Partie theilzunehmen, die wir heute Nachmittag in die Berge machen wollen. Mein Neffe Egon und mit ihm der junge Graf Pejevics, der Fräulein Phemi zu kennen vorgiebt, sind mit dem letzten Bahnzuge hier angekommen und rechnen auf ein Ja der beiden Damen. Am meisten aber Ihre Judith v. G."

Eine kurze Nachschrift, in der es hieß: „Nicht später als drei," war hinzugefügt, und der Bote brachte die Nachricht zurück, daß sich beide Damen zu festgesetzter Stunde die Ehre geben würden.

Und wirklich um Punkt Drei schritten sie dem „König von Ungarn" zu, vor dessen Freitreppe der heute jeder Galavorrichtung entkleidete Hotelwagen bereit hielt. Auch die Gräfin war schon da, stellte die Herren und Damen einander vor, trotzdem diese sich von kurz oder lang her bereits kannten, und bat, als sie dessen gewahr wurde, ihrer Zerstreutheit halber um Entschuldigung. Endlich aber wandte man sich der wichtigen Frage zu, wie hinsichtlich des Gehens und Fahrens die Rollen zu vertheilen seien und entschied sich nach längerer Debatte dahin, daß die Gräfin und Graf Egon in der Serpentine den Berg hinauffahren, die beiden Damen aber in Begleitung von Graf Pejevics einen näheren Fußweg einschlagen sollten. Oben auf dem Berge werde man sich dann ziemlich a tempo treffen. Und nun trennte man sich, und die wenigstens auf Augenblicke noch zurückbleibende Jugend sah dem mit Egon und der alten Gräfin langsam dahinfahrenden Wagen nach.

„Ich sollte nun wohl Ihren Führer machen," hob Graf Pejevics an, „aber obschon General=

stäbler, erkenn' ich mich doch unfähig dazu. Sie müssen helfen, meine Damen, und mir die nöthigen Direktiven geben. Ein ganz besonderes Vertrauen aber hab' ich zu der Strategie von Fräulein Phemi La Grange."

Phemi war es zufrieden und schlug vor, einen etwas abseits gelegenen Zickzackweg zu benützen, einmal, weil es dabei was Tüchtiges zu steigen und zu klettern gebe, was doch immer die Hauptsache bleibe, vor Allem aber, weil man vorher einen großen Wiesengrund, einen vollkommenen Wurstelprater, zu passiren habe, bei dessen Anblick man sich 'mal wieder wienerisch fühlen, ja vielleicht sogar ein paar Kolleginnen in ihren Geheimnissen der Kunst und des Lebens belauschen könne.

Niemand widersprach, und so traten sie denn aus einem bloß aus Remisen und Stallgebäuden bestehenden Gäßchen, das sich dicht hinter dem Hotel hinzog, auf einen ansteigenden Ackerstreifen hinaus und wurden hier alsbald einer querlaufenden Senkung gewahr, in der sich ein Schützenplatz etablirt hatte. Die Schützen ihrerseits waren auch schon fleißig am Werk, aber das anderweite Fest- und Jahrmarkttreiben ruhte noch oder befand sich doch höchstens in einer verschwiegenen Vor-

bereitung für den Abend. Selbst der Mann in der Würfelbude nickte, denn Niemand in der heißen Nachmittagsstunde war da, der sein Glück hätte versuchen mögen. So war das Budentreiben, das in diesem Augenblick eigentlich kein Treiben war.

Aber der von Phemi beliebte Weg lief auch nur eine kurze Strecke lang in Front dieser Buden hin und bog vielmehr nach fünfzig Schritten schon an einem mehrstöckigen Caroussel vorbei, dessen Fahnen jetzt schlaff in der Luft herabhingen, in einen hinter der Budenreihe hinlaufenden Seitenweg ein.

„Ah, hier fängt es an," sagte Phemi, während sie sich voll augenscheinlicher Befriedigung umblickte. „Hier sind wir hinter den Coulissen."

Und wirklich, es war, wie sie sagte. Der den langen Degen verschluckende Spanier, der magere Feuerkönig, der Herkules, der sich den Ambos auf die Brust packen, und der Pyramidenmann, der sich seine drei Kinder auf die Schultern stellen läßt, — Alle traten Einem hier in schöner Menschlichkeit entgegen, am menschlichsten aber, wie selbstverständlich, die Frauen, die sich, während sie wuschen und plätteten oder ein Kleidungsstück mit einem neuen Flitter besetzten, zu gleicher Zeit

ihren zum Theil weitgehendsten Mutterpflichten unterzogen. Es war nichts Schlimmes, was dabei zu Tage trat; da man indeß nicht wissen konnte, was vielleicht noch komme, so waren beide Damen und sogar Phemi doch schließlich froh, als sie die „Wohnungswagen“ hinter sich und statt ihrer die nun beginnende Reihe der Gepäckwagen zur Seite hatten. Es fehlte hier an all' und jedem Beängstigenden und an Stelle davon traten Genrebilder von durchaus harmlosem Charakter. In einer an vier Ketten hängenden Schoßkelle schlief eine Hundefamilie, während auf dem Rand einer großen Trommel ein ältlicher und etwas fadenscheiniger Rabe saß, in Betreff dessen es zweifelhaft blieb, ob er sich bloß zufällig hier eingefunden, oder aber den Rang eines wirklichen Mitgliedes der Truppe habe. Phemi war natürlich der letzteren Ansicht und betheuerte wiederholt, daß ein Schützenplatz ohne Wahrsagerei gar nicht möglich und die vorhin gesehene schwarze Frau mit dem Kind an der Brust aller Wahrscheinlichkeit nach die Lenormand dieses Kreises gewesen sei. Sie habe durchaus auch die Requisiten dazu gehabt: einen stechenden Blick und einen falschen Scheitel. Und das Dritte sei eben dieser Rabe. Uebrigens käme die Wahrsagerei wieder in Mode, was auch gut und er=

klärlich sei, denn je freier der Mensch werde, desto nöthiger werd' ihm der Hokuspokus.

Graf Pejevics, der gerade vornehm genug war, um ungestraft liberalisiren zu können, wollte demgemäß widersprechen, aber Phemi ging mit Hilfe von Spiritismus und Amerikanismus, zwischen denen sie gleichzeitig auch allerlei natürliche Zusammenhänge finden wollte, sofort zu Beweisen über und zeigte sich dabei so beredt und zeitungsbelesen, daß man den ansteigenden Thalweg bereits halb hinauf war, als der Anblick des jetzt in gleicher Höhe mit ihnen fahrenden Hotelwagens ihren Vortrag momentan unterbrach.

„Ah, die Gräfin!“ Und sie grüßte mit ihrem Tuch über die tiefe, mit Tannen besetzte Schlucht hinweg.

„Phemi!“ sagte Franziska.

Phemi nahm aber den Tadel, der sich darin ausdrückte, nicht an und sagte nur lachend: „Ich weiß schon, was ich thu'. Frage nur Graf Pejevics. Man muß die vornehmen Leute nicht immer daran erinnern, daß sie vornehm sind.“ Und dabei winkte sie ruhig weiter. „Uebrigens laß Dir sagen, Schatz, daß das Alles nur uraltes Sommerfrischen- und Badevorrecht ist. In der Stadt rückt sich's leicht wieder zurecht.“

Eine Viertelstunde später waren unsere drei Fußgänger glücklich oben, und als gleich danach auch der Wagen erschien, hatte Phemi bereits einen Platz gefunden, der jeden erdenkbaren Vorzug in sich vereinigte: temperirte Sonne, Schutz vor Wind und Zug und einen wundervollen Blick in die Landschaft.

„Wie schön!“ sagte die Gräfin, und Franziska gab ihr ein Mäntelchen um, während Egon ein Kissen aus dem Wagen und Graf Pejevics eine Fußbank herbeiholte. „Hier bleiben wir, nicht wahr, und schonen unsere Kräfte? Wenn man das Gute hat, muß man das Bessere nicht auf allerlei Gefahr hin haben wollen. Und nun, Egon, mache den Wirth; oder besser noch, Fräulein Phemi. Zu der hab' ich ein Vertrauen und bin ganz sicher, daß sie nicht bloß den artigsten und rascheſten Kellner, sondern auch den besten und frischesten Kuchen für uns entdecken wird.“

Und nun kamen heitere Stunden oben auf dem Aussichtspunkte, schön und heiter auch für Franziska, die das Berg- und Burgenpanorama noch nicht kannte, darunter Schlösser und Thürme, die seit der Türkenzeit in Trümmern lagen. Am meisten interessirte sie die Ruine von Schloß Merkenstein, und Graf Egon, der landeskundig

war, erzählte von einer räthselvollen Buchstaben-inschrift „O. H. I. N. N.“, die sich bis diesen Tag an dem stehen gebliebenen Portal der Burgruine befinde. Phemi, die sich mitunter auf die Wissenschaftlichkeit hin ausspielte, wollte die Bedeutung davon für ihr Leben gern errathen und ruhte nicht eher, bis ihr Egon die Buchstaben in's Notizbuch geschrieben und schließlich, als alles Rathen umsonst geblieben, die Versicherung gegeben hatte, daß nur der Wiener Witz bis dato die Deutung dafür gefunden habe.

„Welche?“ fragte das Fräulein neugierig.

„Oesterreich Hinkt Immer Noch Nach.“

Und nun gab es ein norddeutsch übermüthiges Lachen von Seiten der beiden jungen Damen, das erst schwieg, als sie halb erschrocken einen spöttisch superioren Zug um den Mund der beiden Grafen spielen sahen. Aber Phemi witzelte rasch die kleine Verstimmung fort, und Graf Pejevics, der erst wenige Tage wieder aus England zurück war, wohin er sich der Rennen halber begeben hatte, wurde jetzt eindringlich gebeten, über seine Reise zu berichten, ganz besonders auch von Seiten der alten Gräfin.

„Ich bin halb von englischer Extraktion,“

sagte diese. „Meine Mutter war eine Howard und meiner Mutter Mutter eine Talbot.“

„Eine Talbot!“ wiederholte Phemi mit einem beinahe komisch wirkenden Ernste, dem man es deutlich anhörte, daß die halbe „Jungfrau von Orleans“ an ihrem inneren Auge vorüberzog.

„Aber trotz dieser nahen und nächsten Beziehungen,“ fuhr die Gräfin fort, „war ich nie dort. Ich hab' eine Scheu vor der Ueberfahrt und höre jedesmal zu meinem Troste, daß es keinen schlimmeren ‚Pas‘ geben soll als den Pas de Calais. Indessen, wenn ich auch niemals dort war, ich höre doch gern davon. Alles ist interessant und eigenartig und zeigt uns das Leben von einer neuen Seite. Wie fanden Sie London?“

„Vor Allem ohne Londoner und beinahe auch ohne Engländer. Es ist dasselbe wie mit Wien, wie mit allen großen Städten. Sie werden zum Rendezvous für die Provinzen oder die Welt überhaupt. In London ist Alles ‚irish‘ und ‚scotch‘, und wollte man die Deutschen zählen, so fände man wahrscheinlich mehr als in unserem guten Wien. Im Uebrigen, um auch das noch zu sagen, ich kann mich mit einer Lebensweise nicht befreunden, die den Tag mit Speck und Ei

beginnt und ihn mit Cognac abschließt. Kardinal Antonelli soll denn auch ausgerufen haben: ‚Ich mag kein Volk, das vierzig Sekten und eine Sauce hat.‘ Er hätte nach meinen Erfahrungen auch noch hinzusetzen können: Alles sei schwer und massig in diesem Lande, sogar die Träume. Wenigstens spreche sie selber von plumpudding dreams.“

Es fehlte, wie sich denken läßt, nicht an Opposition dagegen, am meisten von Seiten Phemi's, die nicht müde wurde, vom Großen Freibrief an, über Milton und Shakespeare weg bis zu Scott und Thackeray hin Alles zu loben und zu preisen. Egon und Graf Pejevics amüsirten sich ersichtlich und stimmten mit ein oder widersprachen auch, je nach Laune.

So schwanden die Stunden, und erst als die Sonne gesunken und statt ihrer die Mondsichel sichtbar geworden war, erhob man sich, um den Rückweg anzutreten.

Auch die Gräfin zog jetzt vor zu gehen und sprach nur den Wunsch aus, daß der am wenigsten abschüssige Weg eingeschlagen würde. Graf Pejevics bot ihr den Arm, und Phemi plauderte nebenher, während Egon mit Franziska folgte.

Man ging anfänglich sehr vorsichtig, vor-

sichtiger noch als nöthig; als man aber die Kuppe passirt und die breiteren Gelände gewonnen hatte, machte sich's, daß man nicht nur in aller Bequemlichkeit, sondern auch in einem beflügelten Marschtempo marschiren konnte. Denn das bunte Treiben auf dem Schützenplatz unten hatte mittlerweile begonnen, und die festen Takte von Trommel und Pauke drangen bis hoch an den Abhang hinauf. Um jedes Caroussel her waren Lichter und Lampions, und inmitten eines eingefriedigten Platzes, auf dem trotz der Mondhelle noch viele Pechfackeln brannten, erkannte man nicht nur Pierrot und Harlekin, sondern hörte ganz deutlich auch das Gelächter, das die Kapriolen und Witze Beider begleitete.

„Wir kommen gerade zu guter Zeit," wandte sich Egon an seine Begleiterin. „Und ich freue mich darauf. Können Sie sich denken, daß ich ein wirkliches Vergnügen an diesen Dingen habe?"

„Gewiß," antwortete Franziska, „das dürfen Sie, das ist Ihr gutes Recht. Und wenn ich an Ihrer Stelle wäre, so würd' ich es auch haben. Aber unsereins ist doch mehr oder weniger genirt und empfindet leicht eine Verwandtschaft heraus, die schließlich bedenklich ist."

„Sie scherzen," sagte der Graf, „oder wenn es wirklich Ihr Ernst ist, so möcht' ich fast von Empfindelei sprechen dürfen."

„Empfindelei vielleicht. Aber Scherz, nein. Ich nehm' es ganz ernsthaft. Auch glaub' ich kaum, daß ich damit vereinzelt dastehe."

„Phemi?" lachte der Graf.

„Nein, Phemi nicht. Aber Andere, wobei mir eine kleine, dasselbe Gefühl ausdrückende Lenaugeschichte wieder in Erinnerung kommt, die mir Bauernfeld letzten Winter erzählte."

„Darf ich sie wissen?"

„Gewiß. Ich habe die Namen und näheren Umstände vergessen, aber gleichviel. In irgend einem Wiener Restaurant, in dem Lenau verkehrte, befand sich eine junge Person, die nicht bloß die Gäste bediente, sondern auch Verse machte. Diese Verse nun wurden bei bestimmter Gelegenheit an Lenau gegeben, der sie las und sofort in eine befangene Stellung zu der neu entdeckten Dichterin gerieth. Alles, was sie geschrieben hatte, war unter mittelmäßig, aber sich auch fernerhin von ihr bedienen zu lassen, erschien ihm nichtsdestoweniger unmöglich oder doch im höchsten Grade peinlich. Er sah in ihr die Kollegin, die Mitschwester und wußte sich schließ-

lich nicht anders zu helfen, als daß er fortblieb. Es hat das, als mir Bauernfeld davon sprach, einen großen Eindruck auf mich gemacht, und ich würd' es einen feinen und liebenswürdigen Zug an Lenau nennen, wenn ich mir nicht selber damit eine Schmeichelei sagte."

„Die Sie sich mit gutem Gewissen sagen dürfen," antwortete der Graf und nahm einen Augenblick ihre Hand. „Uebrigens freut es mich aufrichtig, Sie so lenaubegeistert zu finden. Heute schon zum zweiten Male."

„Wie das? Zum zweiten Male?"

„Nun, meine Gnädigste, Sie werden doch allen Ernstes nicht glauben wollen, daß ich das schöne ‚Nach Süden'-Lied, wie Sie's damals nannten, und seine Schlußstrophe vergessen haben könnte?"

„Welches?"

„‚Hörbar rauscht die Zeit vorüber an des Mädchens Einsamkeit' .... Ich glaube, so hieß es. Es hat mich damals in seiner melancholischen Schönheit eigenthümlich ergriffen und war der erste Plauderabend bei der Tante. Nur Feßler war zugegen und draußen Schnee gefallen. Entsinnen Sie sich noch?"

Franziska war betroffen, aber es gelang

ihr, ihre Verlegenheit zu verbergen, und in einem immer lebhafter werdenden Gespräche schritten Beide die Berglehne hinunter und auf die Budengasse zu.

„Sollten wir nicht lieber einen Umweg machen?"

„O, nicht doch," antwortete die Gräfin, an die sich seitens Franziska's diese Frage gerichtet hatte. „Mein Leben verläuft viel zu still und einsam, als daß es mir nicht eine Freude sein sollte, von ungefähr unter Menschen zu kommen. Ich such' es nicht auf, aber wenn es sich giebt, so heiß' ich es jedesmal willkommen."

Und so mündete man denn wirklich in das bunte Fest- und Jahrmarkttreiben ein.

Eine Menge großer Schaubuden war da, Panoramen, an denen sie, dem Menschenzuge folgend, rasch vorübergingen, bis ihnen zuletzt ein kleines Zelt auffiel, über dessen Eingang in Transparent die Worte standen: „Einzige Verkündigung der Wahrheit" und darunter in kleiner Schrift: „Fünfzig Kreuzer".

„Ah!" sagte Phemi, „da muß ich hinein. Oft ist mir die Wahrheit umsonst gesagt worden, aber sie war auch darnach. Nichts ist umsonst, nicht einmal die Wahrheit."

Und sie schickte sich wirklich an, in das Zelt einzutreten.

Aber Franziska zog sie wie mit Gewalt zurück und sagte: „Du bleibst!“

Eine momentane Verlegenheit trat ein und schwand erst wieder, als man aus der Budengasse heraus war.

„Ich war überrascht, Sie so heftig zu sehen,“ nahm endlich Egon das Gespräch wieder auf. „So heftig und so bestimmt.“

„Und noch dazu gegen Phemi,“ setzte Franziska lachend hinzu. „Phemi selbst aber wird mir am ehesten verzeihen. Ich konnte nicht anders und habe nun 'mal einen tiefen Widerwillen dagegen. Unser ganzes Leben ist eine Kette von Gnaden, aber als der Gnaden größte bedünkt mich doch die, daß wir nicht wissen und nicht wissen sollen, was der nächste Morgen uns bringt. Und weil wir's nicht wissen *sollen*, sollen wir's auch nicht wissen *wollen*.“

„Auch nicht einmal im Scherz, im Spiel?“

„Auch nicht einmal im Spiel. Denn es ist ein Spiel mit Dingen, die nicht zum Spielen da sind. Ich muß es wiederholen, ich hasse jede Neugier, die den Schleier von dem uns gnädig Verborgenen wegreißen will; aber am meisten

widerstreitet mir doch die Neugier, die nicht einmal ernsthaft gemeint ist. Es giebt der tückischen Mächte genug und ihre listig lauernde Feindschaft auch noch durch Spiel und Spott herausfordern zu wollen, thut nie gut und ist der Anfang vom Ende."

Der Graf schwieg.

Bald darnach aber trennte man sich vor Phemi's und Franziska's Veranda, bis wohin die Gräfin in Artigkeit gegen die jungen Damen diese begleitet hatte.

Siebentes Kapitel.

Am andern Morgen saßen beide Freundinnen eine halbe Stunde früher als sonst in der Veranda, deren Leinwandvorhänge nach der einen Seite hin halb zurückgezogen waren, während gegenüber, wo die Vorhänge fehlten, eine Hängematte hing, in der sich Lysinka schaukelte.

Sie war in ein Bilderbuch vertieft und überließ deshalb, ohne wie sonst wohl zuzuhorchen, die beiden Damen ihrem Gespräche, das sich selbstverständlich um die Partie vom Tage vorher drehte. Dann aber entstand eine Pause, bis Franziska plötzlich und mit einiger Befangenheit

fragte: „Sagtest Du nicht, daß die Belmonti geschrieben habe?"

„Ja."

„Und daß sie sich Lysinka zurückerbeten?"

„Ja."

„Und willst Du nicht darauf eingehen? Offen gestanden, ich glaube, daß die Belmonti Recht hat und daß Du diese Ferien länger ausdehnst, als dem Kinde gut ist."

Phemi lachte herzlich, dann aber sagte sie: „Ja, Fränzl, es hilft Dir nichts, Du mußt nun schon deutlicher mit der Sprache heraus. Denn Du wirst mir doch nicht wirklich und ernsthaft einreden wollen, daß Du Lysinka's halber Erziehungssorgen hättest. Ich würde glauben, Du wolltest sie los sein, wenn ich nicht umgekehrt wüßte, daß Du sie fast so gern hast wie Hannah. Also beichte."

Franziska sah verlegen vor sich hin, und Phemi, der ihre Verlegenheit leid that, setzte deshalb ohne Weiteres hinzu: „Nun, laß nur, ich brauche Deine Beichte nicht und will Dir sagen, was es ist. Sieh', ich bin lange nicht so gescheidt wie Du, hab' aber bessere Augen und sehe gleich, wie's steht und im Herzen aussieht. Auch in Deinem. Und deshalb weiß ich, es kommt Alles

nur daher, weil Du wieder Reputationsanfälle hast und einfach fürchtest, die ‚Nichte' könnte Dich über kurz oder lang in Verlegenheit bringen, die ‚Nichte', die mir wie aus dem Gesicht geschnitten ist und an deren Nichtenschaft deshalb Niemand glaubt."

„Sieh', fuhr sie fort, „Du bist ein so guter Kerl, daß ich Dir nichts übel nehme, schon lange nicht. Empfindeleien sind ohnehin nicht meine Spezialität, und so begnüg' ich mich denn in dieser Dir Sorge machenden Lysinkasache mit dem geflügelten Wort: ‚Es ist mein Kind, es bleibt mein Kind, ihr gebt mir nichts dazu', noch dazu klassisches Citat. Und sogar vom alten Goethe, der immer Recht hatte."

„Nicht immer."

„Aber doch in solchen Dingen. Er verstand sich zu gut darauf. Jedenfalls hab' ich vor, mich nach diesem Spruche zu richten und Madame Belmonti noch eine Weile warten oder meinetwegen auch sich ängstigen zu lassen."

Franziska schwieg. Endlich sagte sie: „Verzeih', Phemi, daß ich davon sprach. Es war nicht recht. Aber ich dachte, man könne nicht gleichzeitig zwei Dinge wollen, die sich einander ausschließen. Es liegt Dir selber an dem Um=

gange mit drüben und muß auch so sein, denn es ist eine herrliche Frau, diese alte Gräfin, ganz von jener Feinheit, Nachsicht und Milde, die, wie Du mit Recht sagtest, immer nur bei den Frommen und Vornehmen zu finden ist. Aber man darf ihr umgekehrt, auch nicht zu viel zumuthen, und wenn wir wirklich einen auch nur oberflächlichen Verkehr mit ihr unterhalten wollen, so müssen doch Fragen ausgeschlossen sein, die, wenn sie wie zufällig in Gegenwart Graf Egon's zur Sprache kämen, unzweifelhaft zu Verlegenheiten und hinterher zu Witzeleien und allerhand Medisance führen würden."

„Du bist ein Kindskopf," lachte Phemi. „Lehre mich doch die vornehme Welt kennen. Ich stecke länger darin und will Dir sagen, wie's liegt. Auch die Besten nehmen uns bloß so hin. Sie lassen sich's gefallen, daß wir ihnen die Zeit vertreiben, und sind auch wohl dankbar dafür, aber von unserer Tugend und Sitte zu hören, ist ihnen nur langweilig. Denn sie glauben nicht daran, und weil sie nicht daran glauben, erscheint ihnen unser Tugendanspruch einfach prätentiös. Wir sollen nicht bloß thatsächlich anders sein wie sie, nein, sie wollen sich dieses Unterschiedes auch bewußt werden. Und so glaube mir denn, es wird

ihnen gar nicht schwer, uns zu pardonniren, aber uns zu respektiren, ist ihnen lästig und unbequem. Du hast keine Vorstellung davon, in wie vielerlei Kleider sich der menschliche Hochmuth steckt. Und auch die Gräfin drüben, so sehr ich sie verehre, wird schließlich keine Ausnahme machen .... Aber sieh' nur, wer ist denn der alte Herr, der sich drüben im Hotel eben über die Balkonbrüstung lehnt und hieher lorgnettirt, als kenn' er uns? Ist das nicht?"

Und im selben Augenblick erkannten Beide den alten Grafen und erwiderten seinen Gruß.

Wirklich, er war es, und ehe sich beide Damen noch in ihren Verwunderungen und Mittheilungen erschöpft hatten, erschien er bereits in Person, um ihnen einen Morgenbesuch zu machen. Er war unbefangen, auch Franziska gegenüber, und lächelte nur, als Phemi genau so, wie sie damals Egon bestürmt hatte, halb in wirklicher und mehr noch in erkünstelter Neugier mit hundert Fragen auf ihn einzudringen begann. Es habe verlautet, wenn auch nur gerüchtweise, daß er den Sommer in Trouville zubringen werde; statt dessen habe, wie der Augenschein lehre, Wien oder doch Oeslau gesiegt, woraus sie den Schluß ziehe, daß das entkaiserte Frankreich

auch zugleich ein entzaubertes Frankreich für ihn gewesen sei.

Der Graf in seiner Antwort schwankte zwischen Zugeben und Bestreiten und versteckte dabei den eigentlichen und wahren Grund seiner Rückkehr hinter allerlei Scheingründen, in deren übermüthiger und etwas grotesker Ausmalung er sich gefiel. Es sei wirklich sein Plan gewesen, während der heißen Monate nach Trouville zu gehen, aber weil die Saison erst Mitte Juli beginne, habe er zuviel Zeit gehabt, sich in seiner Phantasie mit dem Badestrand und seinen Bildern zu beschäftigen, eine Beschäftigung, an der schließlich die ganze Reise gescheitert sei; was übrigens Niemanden in Verwunderung setzen werde, der das Uebergewicht der Vorstellung über die Wirklichkeit irgend einmal an sich selbst erfahren habe. Das fait accompli bedeute gemeinhin nicht viel, aber in der Erwartung der Dinge liege Himmel und Hölle. Das habe sich ihm in den Tagen seiner Phantasiebeschäftigung mit dem Trouviller Badestrand auch wieder recht fühlbar gemacht. Er habe nichts gegen Urzuständlichkeit, und das Letzte, woran er kranke, sei Prüderie, ja das Paradiesische, das Mittelafrikanische, das Mythologische, gleichviel, welcher Ausdruck seitens der

Damen bevorzugt werde, werde niemals von ihm beanstandet werden; aber er hasse die Mischgattungen und müsse statt ihrer auf Einheit und Reinheit des Stiles dringen. Jeder ehrlich gemeinte Versuch, das alte Theatervorhangthema: Neptun und Arion sammt dem ganzen Corps de Ballet der Weltmeere zu neuem, wirklichen Leben erblühen zu lassen, dürfe seiner Zustimmung ein- für allemal sicher sein, aber verschämte Halbzustände, Zustände, die nicht Fisch und nicht Vogel seien, hätten diese seine Zustimmung mit gleicher Entschiedenheit nicht. Und so dürfe er sich denn allerdings berühmen, ausschließlich unter der Wucht ästhetischer Bedenken einen fluchtartigen Rückzug aus Frankreich angetreten zu haben.

Während er so sprach, war Lysinka neugierig aus ihrer Hängematte herausgekrochen und stellte sich ohne jede Spur von Verlegenheit mit an den Tisch, ganz so, wie verwöhnte Kinder zu thun pflegen. Ihr Auge ging dabei beständig umher und sah jeden Einzelnen wie fragend und doch auch wieder halb verständnißvoll an. Es war ersichtlich, daß sie dem alten Grafen, der unwillkürlich seine Hand über ihr langes blondes Haar hingleiten ließ, ungemein gefiel; ehe er aber eine Frage zu thun im Stande war, sagte Phemi, die

mit Franziska's aufsteigender Verlegenheit ein Mitleid haben mochte: „Das war nun also Trouville, Herr Graf. Und nun Paris, Paris, von dem ich so gerne höre, das mein Ideal und meine Sehnsucht war von Kindheit an und das ich schon um meiner Kunst willen so gern gesehen und befragt und studirt hätte. Ja, wirklich, um meiner Kunst willen. Eine reizende junge Kollegin von mir, natürlich Liebhaberin, phantasirte neulich sogar von der Heiligkeit ihrer Kunst. Es war komischer als Tewele. Doch ich verirre mich von der Hauptsache von Paris, über das wir, nicht wahr, Fränzl, um so lieber berichten hören, als uns Graf Pejevics gestern erst von London erzählt hat."

„Und wie fand er London?"

„Er klagte, daß Alles zu schwer sei, sogar die Träume."

„Je nun," lachte der Graf, „die sind heuer auch in Frankreich gerade schwer genug. Es sind Rüstungs- und Waffenträume, Vierundzwanzigpfünder mit der Aufschrift ‚Revanche'. Ja, die Franzosen sind und bleiben Kinder. Aber so schwer ihre Träume sind, so leicht ist ihr Leben nach wie vor, und ich habe keinen Unterschied entdecken können, zwischen sonst und jetzt. Das

entkaiserte Frankreich, um Fräulein Phemi's Wort zu wiederholen, ist nicht entzaubert. Und warum nicht entzaubert? Weil es zu den Vorzügen oder meinetwegen auch zu den Schwächen dieses Volkes gehört, im steten Wechsel der Dinge sich selbst immer gleich zu bleiben. Ich habe es nun unter einem halben Dutzend widerstreitender Regierungen im Wesentlichen ohne jede Veränderung gesehen und möchte mich fast verwetten, daß es auch dasselbe war, als die Tricoteusen um die Guillotine herum saßen und schnupften und plauderten und Strümpfe strickten. Es ist ein Phantasievolk, dem der Schein der Dinge vollständig das Wesen der Dinge bedeutet, ein Vorstellungs- und Schaustellungsvolk, mit einem Wort, ein Theatervolk."

„Wie die Wiener?"

„O nicht doch, meine Gnädigste. Die Wiener sind ein Vergnügungsvolk und gehen in's Theater, um unter Lachen und Weinen sich etwas vormachen zu lassen, aber auch der Passionirteste fühlt sich schließlich auf seinem Parket- oder Parterreplatz immer noch wie zu Gast. Anders der Franzose. Der ist da zu Hause, füllt die Hälfte seines Daseins mit Fiktionen aus, und wie die Stücke sein Leben bestimmen, so bestimmt das Leben seine Stücke. Jedes ist Fortsetzung

und Konsequenz des andern, und als letztes Resultat haben wir dann auch selbstverständlich ein mit Theater gesättigtes Leben und ein mit Leben gesättigtes Theater. Also Realismus! Auf der Bühne gewiß, aber auch weitergehend in der Kunst überhaupt. Welche Lust, ein französisches Schlachtenbild zu sehen, auf dem die Säbel nicht angeklebt sind, sondern wirklich geschwungen werden. Elan auch da, Leben und Wirklichkeit. Und nun gar erst der Roman!"

„Ah, Sue; Balzac."

„Ueberholt."

„Flaubert?"

„Ueberholt."

„Nun, wer denn?"

„Eine neue Größe. Zola. Emile Zola."

„Was sehr unfranzösisch klingt."

„Und es auch ist. Italiener von Abstammung, wie die meisten berühmten Franzosen."

„Und was will er?"

„Ja, das ist schwer zu sagen, meine Gnädigste, weil er sehr Vieles will und dies Viele zu gleicher Zeit. Er hat jedenfalls seine ‚Wahlverwandtschaften' gelesen und sieht in dem, was wir das Seelische zu nennen gewohnt sind, also zu meinem lebhaften Bedauern auch in der ganzen Macht-

sphäre der Liebe nur sehr äußerliche, sehr natürliche Prozesse. Die Blutmischung spielt eine Rolle von Bedeutung und natürlich auch die Nerven. Aber das ist nicht die Hauptsache. Bis jetzt war es, wenn ich mich nicht irre, das Auge, was in dem bekannten und entscheidenden großen Romanmomente den Ausschlag zu geben hatte; der neue Romancier mit dem italienischen Namen aber geht weit, weit darüber hinaus und zieht nicht mehr und nicht weniger als die Gesammtheit aller Sinne heran. Gambettistische Levé en masse, wenn Sie wollen. Es hat unleugbar Manches für sich, und ich breche nur ab, so gern ich fortführe, weil das Thema zu delikat und voll ganz besonderer Schwierigkeiten ist. Einer seiner Romane heißt beispielsweise ‚Der Bauch von Paris'."

„Ah," sagte Phemi. „Sehr interessant. Das verspricht etwas. Und das Neueste?"

„Das Neueste? Nun, das las ich in dem Feuilleton einer Zeitung, und der Titel lautete, so mir recht ist: „La faute de l'Abbé Mouret." Der Herr Verfasser beschwört darin den Sündenfall, also ein immerhin interessantes Thema, noch einmal herauf und läßt ihn sich in einem modernen Blumenurwald vollziehen, dem er in

offenbar gewolltem Anklang an das altehrwürdige Paradies den Namen ‚Paradoux' gegeben hat."

„Und wie führt sich Adam ein?"

„Vollkommen dezent."

„Auch vor dem Fall?"

„Auch da, meine Gnädigste. Denn der Adam, um den es sich in dem Romane handelt, ist eben kein wirklicher Adam, sondern in jedem Sinn ein Kostüm-Adam und in Wahrheit niemand Anderes, als der Abbé Mouret selbst, ein schöner und liebenswürdiger junger Herr, der sich, wie's einem Abbé geziemt, mit Händen und Füßen sträubt und wehrt und die Frucht vom Baume der Erkenntniß mit ihrer von Minute zu Minute röther und verführerischer werdenden Backe gern wegbeten möchte. Doch umsonst. Er fällt!"

„Natürlich."

„Natürlich?" wiederholte Franziska. „Warum natürlich? Ich verlange, daß Gebete helfen .... Und wie straft sich seine Schuld?"

„Er geht leer aus."

„Comme toujours. Und Eva?"

„Stirbt. Aber selbstverständlich nicht auf dem herkömmlichen Wege, sondern trägt sich höchst eigenhändig ihr Sterbelager aus der Gesammt-

flora des Paradoux zusammen, schläft ein und chloroformirt sich mit Blumenduft zu Tode."

„Das möcht' ich aber doch wirklich lesen."

„Einen Entschluß, in dem ich Sie nur bestärken kann. Und seien Sie versichert, daß jede Seite Sie fesseln wird, aller Einwendungen unserer kritischen Freundin unerachtet. Ueber das Anfechtbare hilft schließlich die fremde Sprache hinweg. Ich werde mich mühen, Ihnen die Blätter zu verschaffen. Und nun lassen Sie mich meinen ersten, ohnehin über Gebühr ausgedehnten Besuch rasch abbrechen. Auf gute Nachbarschaft, meine Damen. Bis Morgen."

Und damit erhob er sich, um seinen Morgenspaziergang in der Richtung auf den Bahnhof hin fortzusetzen. Als er eben die Veranda passirt hatte, lief ihm Lysinka, die draußen Federball spielte, nach, nahm seine Hand und sagte: „Guten Tag. Ich werde Dich begleiten."

Franziska war es nicht recht, aber Phemi lachte nur und sagte: „Sieh' doch, er freut sich, das Kind an der Hand zu haben. Ach, Fränzl, Du glaubst gar nicht, wie gleichgültig Legitimitätsfragen sind. Natürlich den Erbschaftspunkt abgerechnet."

Achtes Kapitel.

In derselbe halben Stunde saß die Gräfin drüben vor einem an ihrem Balkonfenster stehenden Schreibtisch, um einen Brief an Feßler zu richten. Aber das entzückende Bild, das sich vor ihr ausbreitete, machte, daß sie die Feder, die sic vor einer Weile schon zur Hand genommen hatte, wieder niederlegte. Hoch über die mit Wein und Laubholz besetzten Berge hin zog ein silberglänzendes Gewölk, während unten im Thale schon die mit jedem Augenblicke bedrücklicher werdende Hitze des Tages lag. Ein Fähnlein, das die Schützenplatzstelle bezeichnete, hing schlaff am Mast herab und regte sich immer nur, wenn ein Luftzug ging. Plötzlich aber klang ein Paukenschlag vereinzelt und wie zufällig herüber, und die Gräfin, ihrem Sinnen dadurch entrissen, nahm die Feder wieder auf und schrieb:

„Lieber Freund!

„In meinem Leben hier hat sich seit voriger Woche manches geändert und seit gestern ist es ein Saus und Braus. In aller Frühe kam Egon Asperg und mit ihm der junge Pejevics, der, wie Sie vielleicht wissen, einige Wochen der Rennen halber in England war. Ich freute mich

aufrichtig und beschloß, den Tag in aller Heiterkeit mit ihnen zu verbringen, würd' aber damit gescheitert sein, wenn ich nicht die beiden jungen Damen, deren ich neulich schon Ihnen gegenüber Erwähnung that, als Hülfstruppe hätte heranziehen können. Ein paar junge Schauspielerinnen interessiren eben lebhafter als eine Tante von beinahe Siebenzig. Und heute mehr denn je. Denn die Dinge, die für uns das Leben ausmachen, erscheinen mir in den Herzen der gegenwärtigen Generation um noch Vieles erstorbener als in dem der vorigen. Mein Bruder hat wenigstens noch Spott für diese Dinge, Graf Egon aber nur Schweigen und Gleichgültigkeit. Indessen ich will nicht anklagen, sondern berichten.

„Ein Ausflug in die Berge ward also verabredet. Egon und ich zu Wagen, alles Andere zu Fuß, so brachen wir in zwei Partieen auf, um oben auf der Kuppe von Heiligenkreuz wieder zusammenzutreffen. Die beiden jungen Damen waren allerliebst, was Sie, der Sie der jüngeren von Anfang an Ihre Sympathieen entgegenbrachten, nicht überraschen wird. Ich meinerseits möchte fast der älteren, dem Fräulein Phemi, wie sie kurzweg genannt wird, den Vorzug geben.

In Fräulein Franz steckt allerdings ein bedeutenderer Fonds, aber eben weil sie bedeutender ist, ist sie zugleich auch minder bequem und stellt uns, als übe sie Kritik, unter eine beständige Kontrole. Wie ganz anders dagegen das ältere Fräulein! Von einer gewinnenden Offenheit und Schelmerei, vergißt sie, die Worte zu wägen, oder will es vielleicht auch nicht und überhebt uns dadurch der Nothwendigkeit, auf uns selber in jedem Augenblick ängstlich achten zu müssen. Auf uns achten ist freilich Pflicht, aber ängstlich auf uns achten, wird leicht zur Pein.

„Gegen neun Uhr waren wir von unserer Partie zurück, Egon und Graf Pejevics verließen mich gegen Zehn, und ich hoffte, die nächsten vierundzwanzig Stunden in einer vollkommenen Ruhe, nach der ich mich sehnte, zubringen zu können, da wirbelte heute mit dem Frühesten mein Bruder, Graf Adam, in mein Zimmer und meine Stille hinein. Auf wie lange, steht dahin. Er sprach anfangs von einem halben Tag nur, aber seine Pläne haben sich rasch geändert. Sehr begreiflich. Er ist eben drüben bei den jungen Damen, was Ihnen genug sagt, und gönnt mir durch diesen seinen Besuch die Muße zu diesen Zeilen an Sie.

„Ja, daß ich es Ihnen gestehe, mein lieber Freund, ich bin in Sorgen, in denselben Sorgen, die mich diesen Winter erfüllten und deren äußere Veranlassung Sie so gut kennen, wie die tiefere Charakterbegründung. Und dies Letztere wiegt am schwersten. Er hat es versäumt, sich zu rechter Zeit seiner Jahre bewußt zu werden, ist der ewig Jugendliche geblieben, unstät und rastlos, und hat zum Ueberfluß auch noch eine Neigung ausgebildet, gegen all' das anzustreben und unter Umständen auch anzustürmen, was er ‚Vorurtheile des Standes und der Gesellschaft' nennt. In ewiger Fehde hab' ich diese seine Rastlosigkeit bekämpft, und doch fühl' ich jetzt, daß gerade sie das Korrektiv und der Schutz seines Lebens war, so sehr, daß ich seit Kurzem oder doch seit heute vor dem Moment bange, der dieser seiner Rastlosigkeit ein Ende machen und ihn umgekehrt mit einer plötzlichen Sehnsucht nach einem Ruhehafen erfüllen könnte. Denn er wird auch dabei wieder, um das Mindeste zu sagen, unherkömmlich verfahren und seinem Thun den Stempel des Aparten und Adoleszenten aufdrücken. Es entspricht das seiner Eitelkeit, von der ich ihn trotz all' seiner Vorzüge nicht freisprechen kann. Und alle diese Dinge, fürcht' ich,

sind nahe, sehr nahe. Der Umstand, daß er in dem Momente seiner Rückkehr nach hier eben das vorfand, was er, als er nach Paris ging, zu fliehen gedachte, wird nicht ohne Wirkung auf sein Gemüth und seine Handlungsweise bleiben. Denn er ist abergläubisch und glaubt an Zeichen. Er ist jetzt sicher, daß ihm ein solches Zeichen gegeben wurde.

„Schreiben Sie mir, lieber Freund, wie Sie sich persönlich zu dieser Frage stellen und seien Sie dabei rückhaltlos offen. Ich habe zu lange gelebt und zu viel vom Leben gesehen, um mich schließlich nicht in Allem zurechtfinden zu können. Es verwundert mich nichts mehr oder nur Weniges noch. Zudem geschieht nur, was geschehen soll, und unerschütterlich bleibt mir nur der Glaube, daß Denen, die Gott lieb hat, alle Dinge zum Besten dienen. Vor Allem auch die Prüfungen. Ich verharre, lieber Freund, als Ihre herzlich ergebene

Judith von G."

„Nachschrift. Im Begriff, die vorstehenden Zeilen zu couvertiren, kommt Ihr Brief, auf den ich mich beeile, wenigstens in einer kurzen Nachschrift noch Antwort zu geben. Ich bin ganz Ihrer Meinung, daß für die total ver-

waiste Gemeinde von Amrathskirchen etwas geschehen muß, um so mehr, als unsere Regierung solcher doch naheliegenden Pflichten sich überhoben glaubt. Es fehlt ihr niemals an Mitteln, wenn es neue Regimenter oder Uniformen, aber immer an Mitteln, wenn es eine Kirche gilt. Und doch ist Oesterreich auf ihr erwachsen. Felix Austria nube. Gewiß; aber jeder andern Vermählung ging die mit der Kirche voraus. Ich vertraue, daß die Zeiten nahe sind, wo sich die Machthaber dieser Thatsache wieder erinnern werden. Es ist das Verderben unserer Tage, daß wir, losgelöst vom Göttlichen, Alles aus unserer Kraft und Weisheit herausgestalten, Alles uns selbst und nicht der ewigen Gnade verdanken wollen. Es giebt keine neue Weisheit, und Der ist der Weiseste, der dies weiß und darnach handelt. Ich bitte Sie, fünfhundert Gulden für mich zeichnen und meinen Namen an die Spitze der Liste stellen zu wollen. Mit mehr öffentlich herauszutreten, erscheint mir nicht thunlich, aber es ist mir recht, wenn wir unter der Hand die Summe verdoppeln.

J. v. G."

Neuntes Kapitel.

Phemi war am letzten Tag ihrer nie begonnenen Kur und zwar unter Citirung einer gefühlvollen Stelle von Oeslau nach Wien zurückgekehrt, aber das Leben auf der Veranda blieb unverändert dasselbe: der alte Graf erschien täglich, um seinen Besuch zu machen, und nur die Gräfin zeigte sich wieder etwas zurückhaltender.

Franziska, so sehr sie von Anfang an und mehr noch bei Wiederaufnahme der Bekanntschaft zu der liebenswürdigen alten Dame sich hingezogen gefühlt hatte, nahm nichtsdestoweniger diese Wandlung wie schon die während der Wintermonate leicht und ruhig hin und fand sich darein, ohne der Ursache irgendwie neugierig nachzuforschen. Es erschien ihr von alter Zeit her als das Vorrecht vornehmer Leute, launenhaft zu sein und auf Sonne bedeckten Himmel und auf bedeckten Himmel wieder Sonne folgen zu lassen.

Dieser Zeitpunkt von „wieder Sonne“ kam denn auch rascher noch als erwartet und war das Resutat eines Pater Feßler'schen Briefes, an dessen Schlusse sich folgende Worte fanden:

„Alles in Allem, meine gnädigste Gräfin, würde der Eintritt dessen, was Ihnen als sorgenvolle Möglichkeit vorschwebt, nicht gerade das

Schlimmste bedeuten und zwar deshalb nicht, weil es Befürchtungen abschlösse, die beständig in Sicht zu haben beinahe unerfreulicher und jedenfalls beunruhigender ist, als sie sich erfüllen zu sehen. Es rechnet sich eben besser mit Thatsachen, als mit Möglichkeiten. Außerdem, so mich nicht Alles täuscht, ist die Wahl in mehr als einem Stück gut getroffen, und die Seele der jungen Dame von einer Legirung, aus der eine Glocke werden kann, die klingt."

Bei der Abhängigkeit, in der die Gräfin seit so manchem Tag und Jahr von ihrem Beichtvater stand, schuf dieser Brief einen beinahe sofortigen Stimmungsumschlag und stellte Franziska gegenüber den Ton freundlichen Entgegenkommens wieder her, der seitens der alten Dame bis zu dem Eintreffen Graf Adam's geherrscht hatte. Ja, sie war dieser Wandlung insoweit geradezu froh, als sie sich überhaupt ungleich mehr durch Pflichterwägungen und Klugheitsrücksichten als durch den Zug ihres Herzens zu Zurückhaltung und Kühle hatte bestimmen lassen. Dabei hing sie, Nächstliegendes überspringend, allerlei Lieblingsplänen, am meisten aber dem ihr ein besonderes Wohlgefühl schaffenden Gedanken einer Konversion nach. Und dieses Wohlgefühl steigerte

sich noch, als eine halbe Woche später Pater Feßler selber in Oeslau eintraf, um, wie seine Sommergewohnheit war, große Fußpartien in die Berge zu machen „aus Naturschwärmerei," wie die Gräfin „aus dem Wunsche, wieder schlanker zu werden," wie der Graf behauptete.

Regelmäßig auf diesen Partieen sah sich der Pater von Graf Adam, der selber noch ein guter „Steiger" war, begleitet, und während sie so halbe Tage lang in den Bergen umherkletterten, war Franziska drüben bei der Gräfin und mühte sich, ihr durch Vorlesen oder Plauderei die Stunden der Einsamkeit zu verkürzen

* * *

Ein solcher Tag war auch heute wieder. Der Lehnstuhl der alten Dame war, als der Sonnenball eben zu sinken anfing, auf den Balkon geschoben worden, und von den Bergen her klang die Vesperglocke.

Beide horchten hinüber und sahen dabei still auf den Glutstreifen, der noch über den Tannen hing. Als aber die Glocke eine Weile schwieg, sagte die Gräfin: „Ist es nicht schön? All' das habt ihr nicht in eurem protestantischen Nebellande."

„Doch, gnädigste Gräfin, wir haben es auch. Wir nennen es nur anders."

„Und das wäre?“

„Wir nennen es die ‚Betglocke läuten‘, und ich habe selber unzähligemal an dem Glockenseil gezogen. Ueberhaupt möcht' ich doch sagen dürfen, wir sind nicht voll so heidnisch, wie die gnädigste Gräfin glauben. Wir haben auch den Gekreuzigten, und jede Kirche hat sein Bild, zu dem wir andächtig aufblicken.“

Die Gräfin lächelte halb ungläubig, aber doch halb auch wie freudig überrascht und sagte dann: „Ich habe mir erzählen lassen, in euren Kirchen hinge nur immer der Wittenbergische Doktor, den ihr den Reformator und Wiederhersteller der reinen Lehre nennt, und in mancher Gemeinde ginge man noch einen Schritt weiter und verehre bloß den preußischen König. Ich meine den König Friedrich den Zweiten. Und man hat mir sogar gesagt — ich zögere freilich es nachzusprechen — es gäbe Bilder, auf denen er wie Gott selber im Himmel säße mit seinen Generalen rund um sich her, und jeder Preuße glaube mehr oder weniger ernsthaft, daß sein großer König von dort aus regiere bloß in der Absicht, sein Land immer größer zu machen.“

„Ja, solche Bilder giebt es, gnädigste Gräfin, aber doch nicht in unseren Kirchen. In unseren

Kirchen haben wir außer dem Christusbilde, von dem ich schon sprach, nur Kriegsdenkmünzen und große schwarze Holztafeln, auf denen mit weißer Schrift die Namen Derer stehen, die für König und Vaterland gestorben sind. Und wenn uns die Predigt oder das oft sehr vielstrophige Lied, das gesungen wird, zu lange dauert, so lesen wir diese Namen, und es ist dann mitunter ein Glück, daß sie da sind."

„Und keine Jungfrau Maria?"

Franziska lächelte.

„Sie lächeln, mein liebes Fräulein, und haben ein Recht, es zu thun. Es ist wirklich ein großes Unrecht, daß wir so wenig von einander wissen und uns gegenseitig verurtheilen ohne Kenntniß dessen, das wir zum Gegenstand unserer Herzensfeindschaft machen. Ich habe mitunter ein rechtes Verlangen, aus dieser Unkenntniß herauszukommen, und Sie, liebe Franziska, sollen mir dazu helfen. Sie müssen mir alle norddeutschen Sitten und Gebräuche schildern und wenn das Erzählte nicht aus der protestantischen Kirche sein kann, nun dann so lassen Sie's aus dem protestantischen Leben sein. Aus dem Leben kann ich dann Rückschlüsse ziehen auf den Glauben, weil das Leben ein Kind des Glaubens ist. Ich

denke mir, meine liebe Franziska, wir beginnen am besten gleich, oder Sie geben mir, wenn nicht mehr, so doch wenigstens einen Vorschmack. Erzählen Sie mir von Ihrer Stadt an der Ostsee. War es nicht an der Ostsee?"

Franziska nickte.

„Nun denn, da muß ja die Stelle ganz in der Nähe sein, wo der König von Thule seinen Becher in's Meer geworfen. Ohne die Ballade wüßt' ich nichts davon, und so hat auch das allerweltlichste Gedicht immer noch sein Gutes. Ich denke mir Ihre kleine Stadt auf einer Sandbank gelegen und immer in Gefahr, vom Meere verschlungen zu werden. Ist es so?"

Franziska hatte mit ihrer Antwort auf die verschiedenen Fragen und Wünsche der Gräfin eben begonnen, als Graf Adam und Feßler eintraten und nach kurzer Begrüßung der Damen ihre Stühle bis ebenfalls an die Balkonthür rückten.

„Stören wir?"

„O, nicht doch," sagte die Gräfin. „Im Gegentheil, wie gerufen. Unsere liebe Freundin war eben im Begriff, mir etwas von ihrer nordischen Heimath vorzuplaudern, einer kleinen Hafen- oder Badestadt an der Ausmündung der Oder."

„Ah, an der Oder," wiederholte Feßler. „Ein gut katholischer Strom."

„Ja," warf Franziska rasch ein. „Aber doch nur zu Beginn, nur in der Enge des Gebirges. Sobald er in's Freie tritt, wird er protestantisch und immer protestantischer, je mehr er sich dem freien Meere nähert."

„Um endlich darin unterzugehen," schloß Feßler mit übrigens verbindlicher Handbewegung.

„O nur keine Neckereien auf diesem Gebiet," beschwor der Graf. „Ich plaidire für Schluß dieser Kriegsführung und will lieber von dem Ostseestädtchen hören, darin unsere Freundin das Licht der Welt erblickte. Das interessirt mich mehr. Ich denk' es mir wie Vineta, poetisch, gruselig und ewig gefährdet. Hab' ich Recht?"

„Je nach der Jahreszeit, wo Sie den Fuß auf unsere Schwelle setzen. Kommen Sie zur Sommerzeit, so sieht es aus wie dies Oeslau, nur noch bunter und aparter und eigentlich auch noch hübscher und heiterer."

„Das ist unmöglich."

„O, Sie sollen selbst entscheiden. Da haben wir zunächst unsern Strom, dessen breite Wasserfülle schon die Nähe des Meeres ahnen läßt. Und keine tausend Schritte vor seiner Mündung

da wächst die Stadt auf und zieht sich einreihig an einem Pfahlwerk entlang, an dessen steil abfallender Wasserseite die Schiffe liegen, groß und klein, mit ihren vergoldeten Namen am Spiegel und einer über lebensgroßen, in Holz geschnittenen Figur am Bug. Auf dem breiten Damm aber, der dem Schlängellauf des Flusses folgt, bewegen sich Handel und Verkehr wie unter einem Walde spalierbildender Maste. Denn zu beiden Seiten erheben sich diese Maste, sowohl auf den Schiffen wie vor den Häusern gegenüber."

„Und wie sind diese Häuser?"

„Oft so niedrig, daß man die Hand auf's Dach legen kann. Aber immer frisch geweißt. Und auf dem hohen Dache, das meist dreimal höher ist als das eigentliche Haus, auf diesem Dach erhebt sich ein Giebel und auf dem Giebel eine Flaggenstange, daran ein langes schmales Band oder auch eine sich bauschende Flagge weht. Und keine Flagge dieselbe; denn in jedem dieser Häuser hat ein anderes Land seinen Sitz und seinen Schutz und während über dem einen der österreichische Doppeladler flattert, flattert über dem andern der türkische Halbmond oder der chinesische Drache. Es giebt nichts Bunteres und Lachenderes als das Flaggen einer solchen Hafen-

und Handelsstadt. Und je kleiner, desto mehr. Denn gerade diese Kleinheit unterstützt den Effekt. Ueberall da, wo hohe gothische Giebel in ihrem finstern historischen Ernst aufragen, da verschwindet der heitere Flaggenschmuck in dem umherliegenden Dunkel; in den kleinen und kaum hundert Jahre alten Städten aber, die keine Geschichte haben und in ihrer Kleinheit und Sauberkeit fast aussehen, als wären sie gestern erst aus der Spielschachtel genommen, in ihnen ist die Flagge die Hauptsache, das flatternde Band am Hut, das dem Ganzen erst Ansehen und Charakter giebt."

„Und wie geht nun das Leben in solcher Flaggenstadt?"

„So heiter wie die Flaggen, die drüber wehen. Ach, mir schlägt das Herz, wenn ich an die Tage zurückdenke, wo wir, Hannah und ich, mit Mappen unterm Arm von der Schule her den Weg nach Hause machten. Es war immer ein weiter Weg und ging am Strom entlang, an dem die Schiffe schräg oder auch wohl mit ihrem Rumpfe nach oben lagen, um sie desto bequemer mit Werg ausstopfen und die Fugen mit Schiffstheer ausgießen zu können. Am Bollwerk hin aber und um geschwärzte, dreibeinige Grapen herum hockten Arbeiter und alte Matrosen und

unterhielten das Feuer oder rührten in dem brodelnden Pech, dessen Qualm die Luft erfüllte."

„Hätte mir's appetitlicher gewünscht."

„Auch derlei gab es. Denn nicht überall wurde kalfatert, und viele Schiffe waren da, darauf außer dem Schiffshund nur noch ein Koch und ein Junge die lange Winterwache hielten. Und auch die hantirten um die Mittagsstunde, nach Art der Anderen, um ein Uferfeuer her. Aber statt des Grapen waren nur zwei Ziegelsteine da mit einer Bratpfanne darauf, in die jedesmal, wenn wir vorübergingen, eben Kartoffeln und Speck und große Zwiebelstücke hineingeschnitten wurden. Und nun zog der Wrasen davon durch die Luft. Ach, welche Wonne! Vor nichts in meinem Leben hab' ich je wieder mit so viel Begehrlichkeit gestanden und die beste Mahlzeit hätt' ich drum hingegeben, wenn ich mich auf der Stelle bei diesem primitiven Gerichte hätte mit niederhocken und zu Gaste laden können."

„Glaub's," lachte der alte Graf. „Kommt mir doch bei der bloßen Beschreibung ein kleines Gelüst darnach. Aber das ist Alles Idyll und Genre; wo bleibt Vineta? Wo bleibt der Schrecken der Elemente?"

„Auch der kam gelegentlich, aber immer erst

um die Novemberzeit. Und wir saßen dann, ohne der Gefahr zu gedenken, oder vielleicht auch uns getröstend, daß sie gerade diesmal nicht kommen werde, still um unsern Arbeitstisch her und überlegten, den Griffel oder die Feder aus der Hand legend, was wir uns wohl zum Christfest wünschen sollten. Und wenn wir dann einen Scheffel Wünsche durchberathen hatten, dann hieß es: ‚Zu Bett!‘ und wir nahmen die Weihnachtsbilder, wie wir sie von frühester Kindheit an kannten, mit in unsern Traum und sahen die Krippe mit dem Kindlein und den Stern überm Haus. Und auch Joseph und die Jungfrau Maria.“

„Und die Jungfrau Maria,“ wiederholte die Gräfin und lächelte. „Aus euren Kirchen habt ihr sie verbannt aber an eurem Heerde lebt sie fort. O, sie stirbt nicht aus, die Gebenedeite!“

„Lassen wir die Jungfrau,“ sagte der alte Graf, „ich dürste jetzt nach Vineta.“

„Nun, denn also, wir nahmen die Bilder mit in unsern Traum und sahen den Himmel offen und die Engelschaaren herniedersteigen. Aber mit einem Male gab's einen unheimlichen Stoß uns zu Häupten, ein Rütteln und Schütteln begann und wir fuhren aus unserem Kinderschlaf in die Höhe und sahen erschreckt und blaß einander an,

denn wir wußten nun, daß der Nordwester doch gekommen sei, derselbe gefürchtete Nordwester, von dem wir gehofft hatten, er werde diesmal wenigstens an uns vorübergehen, und von dem uns die Kindermuhme von Jugend auf erzählt hatte: der könn' uns wegschwemmen und eines Tages werd' er's auch, denn er sei der eigentliche Herr hier, und wir lebten nur von seiner Gnade, und wenn er wolle, so wär' es mit uns vorbei. Ja, dann beteten wir, aber wir wußten nicht, was wir sagten, denn wir dachten nicht an Gott und Glauben, sondern bloß an unsere Noth und Gefahr und unsere Seele war nichts als Angst und Aufhorchen auf den Sturm. O, noch jetzt überrieselt's mich, wenn ich an jene Schreckensnächte denke. Die vom First abgerissenen Hohlsteine klinkerten über das Dach hin, in dem Rauchfang ging ein Geheul, alle Läden und Thüren klappten oder klapperten, und wenn dann mit eins eine Pause kam, so war es am schlimmsten und zitterten wir am meisten, denn dann hörten wir durch das tiefe Schweigen hin das Gebrause des Meeres draußen, das an die Dünen und Dämme schlug und die großen eingerammten Steine wie Kiesel aus der Westermoole wusch. Am Bollwerk aber trotz der Ziegel- und Fahnenstangen, die nieder-

stürzten, war Alles Geschäftigkeit, und wir sahen durch unsere Giebelfensterscheibe, deren kleine Gardine wir ängstlich zurückgestreift hatten, wie sie drunten die Schiffe fester an die Pfähle banden, aber doch zugleich auch die Boote von Bord her an's Ufer brachten, um eine letzte Rettung zu haben für den Fall, daß es zum Schlimmsten käme. Denn der Nordwester staute nicht nur den Strom zurück, sondern trieb auch das Fluthwasser mit solcher Gewalt von draußen her in den Strom hinein, daß es am Kai hin oft nur noch zollbreit unter der obersten Balkenlage stand. Und einmal — ich seh' es, als ob es gestern gewesen wäre — stieg es drüber hinaus und im Nu war die niedriger liegende Stadt ein See von einem Punkte zum andern und in unsern Flur hinein stürzte die Welle. Da schrieen wir auf, denn nun erfüllte sich unser Schicksal und wir mußten untergehen, wie Vineta untergegangen war."

„Aber der Herr, der den Wind gebietet ...."

„Gebot ihnen auch diesmal wieder und was in der Nacht unser Entsetzen gewesen war, das war Tags darauf unsere Lust und unsere Wonne. Die flott gemachten Boote fuhren jetzt hin und her: unser Nachbar, der Bäcker, landete mit seinen Wecken und Semmeln, und als es Tag geworden

und ein klarer blauer Himmel über der Stadt war, waren wir glücklich, uns zu Schiff abholen und zu Schiff in die Schule fahren zu können. Und glücklich wie wir, war die ganze Stadt. Ueber Tonnen und Bretter hin ging der Verkehr, bis nach abermals einer Woche die große Sintflut verlaufen nnd ein dichter Schnee gefallen war.

„Und unter Schellengeläute ging's nun durch die verschneite Stadt hin, über deren Schneedächern die Wimpel und Flaggen jetzt wieder flatterten und beinahe lustiger noch flatterten, als um Johannistag und die Sommerzeit."

Zehntes Kapitel.

An diese Schilderungen hatte sich noch eine ziemlich lebhafte Plauderei zwischen Feßler und Franziska geknüpft. Er ließ sich aus dem Gesellschaftsleben der kleinen norddeutschen Stadt erzählen und that Fragen über Fragen. Am meisten interessirten ihn die Bilder aus dem lutherischen Pfarrhause: der reiche Kindersegen, das Whistspiel und die Pastoralkonferenzen. Alles begegnete sowohl von seiner wie von der Gräfin Seite der unverkennbarsten Theilnahme, jede Miene verrieth es, und nur Graf Adam, der doch sonst

der lauteste Bewunderer solcher Schilderungen und Gespräche zu sein pflegte, war auffallend still geworden. Er sann offenbar anderen Fragen und Dingen nach, antwortete zerstreut und spielte mit der Gardinenquaste, die neben seinem Stuhle herabhing. Er war deshalb auch einverstanden damit, daß man früher aufbrach als gewöhnlich, und gefiel sich weder in Neckerei noch Widerspruch, als Feßler um die Ehre bat, Franziska bis an ihre Wohnung begleiten zu dürfen. Ja, er lächelte kaum und zog sich, als Beide gingen, in sein Zimmer zurück, das unmittelbar über dem Salon seiner Schwester gelegen war.

Diese war daran gewöhnt, die nervöse Lebhaftigkeit ihres Bruders ohne besondere Veranlassung in ihr Gegentheil umschlagen zu sehen, und verwunderte sich deshalb erst, als er am nächsten Morgen ohne weitere Grundangabe sein Ausbleiben beim Frühstück entschuldigen ließ. Zugleich hörte sie, daß er in seinem Zimmer auf- und abschritt, wie Jemand, der von einer schweren inneren Unruhe gequält wird. Was mocht' es sein? Was war vorgefallen, daß ihn hätte verstimmen können? Sie sann darüber noch nach, als der alte Graf in ihren Salon eintrat, eleganter gekleidet als gewöhnlich und überhaupt in einer

Haltung wie Jemand, der zur Audienz erscheint oder einen ernsthaften Vortrag halten will.

Er ging auf die Schwester zu, begrüßte sie mit besonderer Artigkeit und nahm einen Stuhl. Aber er kippte mit demselben nur hin und her, während er sich über die hohe Lehne desselben vorbeugte.

„Habe mit Dir zu sprechen, Judith. Bist Du bei Laune?“

Die Gräfin war ersichtlich unruhig geworden. „Ich glaube, Du weißt, Adam, daß ich das nicht kenne, was man Laune nennt. Aber vor allen Dingen bitt' ich Dich, Platz zu nehmen.“

„Nein, nicht Platz nehmen; ich kann dann nicht sprechen; es wird dann Alles wie Staatsaktion. Laß mich hier stehen oder doch lieber auf- und abgehen; der Teppich wird ohnehin Sorge dafür tragen, es nicht allzu störend für Dich zu machen. Und nun ist wohl das Beste, mit der Thür in's Haus zu fallen: ich habe vor, mich zu verheirathen.“

Judith erschrak heftig, aber sie war doch andererseits auch so vorbereitet darauf, daß es ihr gelang, ihre Ruhe rasch wieder zu gewinnen. Und so sagte sie denn: „Warum solltest Du nicht? Es war einst der Wunsch meines Lebens.“

„Einst,“ wiederholte der Graf mit einem Anfluge von Bitterkeit oder doch Ironie.

Die Gräfin aber achtete des ironischen Tones nicht und fuhr ihrerseits einfach fort: „Und wen? Aber wozu frag' ich noch?“

„Und wie stellst Du Dich zu meiner Wahl?“

„Nun, sie hat Chik.“

„Und Du Mißtrauen?“

„Nein. Ich habe sogar eine Vorliebe für sie.“

„Gut. Dann bin ich Deiner schließlichen Zustimmung sicher, obschon ich, um offen zu sein, vom Allerweltsstandpunkt aus, mancherlei Schwierigkeiten und Hindernisse keinen Augenblick verkenne: Geburt und Stand und Konfession.“

„Ja,“ sagte Judith, „das trennt euch, Geburt und Stand und Konfession. Aber, mein lieber Adam, was euch eigentlich trennt, das hast Du nicht genannt. Geburt und Stand sagtest Du. Nun wohl, in kleinen Verhältnissen bedeuten sie viel und schaffen vielleicht unübersteigliche Schwierigkeiten; aber das Haus Petöfy darf sich freier bewegen, und in dem Augenblicke, wo das Ja gesprochen ist, ist auch ausgeglichen, was Geburt und Stand vermissen ließen.“

Er war ersichtlich erfreut, sie so sprechen zu hören, und nickte zustimmend.

„Also nicht das," fuhr die Gräfin fort. „Und auch die Konfessionsfrage nicht, die Frage nach der Rechtgläubigkeit, die mich viel weniger ängstigt, als Du vielleicht glaubst. Ich habe das Vertrauen zu der Macht unserer Kirche, der Macht meiner Gebete zu geschweigen, daß sie den mir wünschenswerthen Ausgleich, wenn nicht schaffen muß, so doch schaffen kann. Aber Eines kann sie nicht ausgleichen: den Unterschied der Jahre."

„Welches Wunder auch ungefordert bleibt."

„Und doch wäre es gut, es vollzöge sich. Ich wollte Du wärest weniger blind, oder es schärfte sich doch Dein Auge."

„Blind?" nahm er jetzt erregt und mit einem Anfluge von Ueberlegenheit das Wort. „Blind. Bin ich es denn? Du verkennst mich beständig, Judith, indem Du meine Fehler entweder übertreibst oder sie vielleicht auch in aller Aufrichtigkeit größer siehst, als sie sind. Sieh', ich habe lange den Eitelkeiten dieser Welt gelebt und dabei Vieles nicht gesehen, was ich nicht sehen wollte. Wer aber sein Auge schließt, ist noch nicht blind. Ich weiß genau, was siebenzig Jahre bedeuten, und daß sie der Cypresse näher stehen als der Rosenlaube. Der Sprosser im Flieder-

busch hat für mich ausgeschlagen. Ich weiß das. Glaube mir, Judith. Und weil ich es weiß, so bitt' ich Dich aufrichtig, erspar' es mir, mich in meinen alten Tagen noch auf irgendwelchen Liebesweg oder wohl gar in Erwartung ausstehender Zärtlichkeiten ertappen zu wollen. Laß Dir sagen, wie's liegt. Ich habe das Einsamkeitsleben satt und habe vor Allem auch die Mittel satt, die sonst dazu dienen mußten, dieser Einsamkeit Herr zu werden. Es ist mir klar geworden, daß man die Leere nicht mit Leerheiten ausfüllen oder gar heilen kann, und so steh' ich denn vor einem neuen und nach einer sehr entgegengesetzten Seite hin liegenden Ausfüllversuche. Du hast es gut gehabt und hast unter Feßler's Assistenz Dein Lebensmanna in der Kirche gefunden, und etwas von wirklicher Himmelsfreude hat Dein irdisch Dasein durchleuchtet. Ich weiß wohl und weiß es alles Ernstes, daß dergleichen ein Glück ist; aber ich habe nicht das Talent dafür und muß mich mit etwas Irdischerem und Alltäglicherem behelfen. Jeder sucht das Glück auf seine Weise ...."

„Und findet es doch nur da, wo es wirklich liegt ...."

„Ich bitte Dich, Judith, nicht das; nichts

aus diesem Tone .... Begreiflicherweise liegt es mir sehr fern, Dich gerad' in diesem Augenblicke herausfordern zu wollen, denn ich bedarf Deiner Unterstützung, aber was Du da für mich hast und mir hinwirfst, das sind Münzen, die der Bettler aufsucht, nicht ich. Es giebt nichts, das mich so nervös machte, wie Gemeinplätze, darüber, um ihre Dürftigkeit zu verbergen, irgend ein Segen mit irgend einem Aplomb ausgesprochen wurde. Viel, viel mehr als derartig abständige Christlichkeiten bedeuten mir in diesem Augenblick ein paar heidnische Gottheiten dritten Ranges, kleine Göttinnen, in Betreff deren ich nicht einmal weiß, ob sie mythologisch verbürgt und nicht vielleicht bloß Geschöpfe meiner eigenen Erfindung und Ernennung sind."

„Und die wären?"

„Erst die Göttin der Zerstreuung, dann die der Beschwichtigung und Einlullung und endlich die der Plauderei. Das wären so drei, die meiner Noth am meisten entsprechen und mir vielleicht aufhelfen würden. Glaube mir, Judith, ich sehne mich nach Rast und Ruhe seit Jahren schon, aber jedesmal, wenn ich sie zu haben vermeinte, summt mir eine Fliege durch's Zimmer und störte mich. Und sieh', diesen Stören=

fried meiner Ruhe, der in beständiger Metamorphose heute diese und morgen jene Gestalt annimmt, diese böse Fee möcht' ich mir durch eine gute Fee verscheuchen, am liebsten aber wegplaudern lassen. Und das kann Niemand besser als sie. Sie hat den guten Verstand der Norddeutschen und übt die Kunst der Erzählung und Causerie wie keine Zweite. War es nicht gestern erst, als gingen wir mit ihr an dem Bollwerk entlang und sähen die Giebel und Mastspitzen und die hereinbrechende Flut! Und dazu welche Stimme! Mein Ohr horcht auf jedes Wort, das sie spricht, und Du mußt Dir's vorstellen, als hätt' ich eine beständige Sehnsucht nach einer Melodie."

Die Gräfin lächelte. „Weißt Du, wie Du sprichst, Adam? Ganz nach Art eines Prinzen, der einen Vorleser oder, wenn's hoch kommt, einen Cellospieler sucht."

„Und doch such' ich weder den Einen noch den Andern, und der Fehler in Deinem Vergleiche, Judith, ist einfach der, daß Du den tiefen und geheimnißvollen Unterschied übersiehst, der in dem Gegensatz der Geschlechter liegt. Auch für den noch, der mit Hülfe seiner Jahre mit dem kleinen, pausbackigen Gott und seinem Gefolge

längst abgeschlossen hat. Ein klug schwatzender Vorleser, den ich herbeiklingle, wäre mir rund heraus ein Greuel, eine Gräfin Petöfy aber, die mir ein Romankapitel vorliest oder ein Chopinsches Notturno vorspielt, der küss' ich die Hand."

„Und wie glaubst Du nun, daß sich Franziska zu solchem Antrage stellen wird?"

„Das sollst Du von ihr erfahren. Eben deshalb mache ich Dich zu meiner Vertrauten."

„Und wenn sie nun Ja sagt, was glaubst Du, daß daraus wird?"

„Mein Glück."

„Erkauft durch das ihre. Denn junges Blut will junges Blut, und was sie Dir bringt, ist ein Opfer."

„Ein Opfer? Wer verlangt es? Ich nicht. Du verkennst mich beständig, auch hier wieder, auch wieder in diesem Punkte; denn Alles, was Dir bloß egoistische Laune dünkt, ist ein Kalkül, der auch das Recht des Andern scharf mit in Berechnung zieht. Opfer! Es soll umgekehrt ein Verhältniß werden, das sich auf vollkommener Freiheit aufbaut, ein Ehepakt, der statt der Verklausulirungsparagraphen ein einziges weißes Blatt hat. Carte blanche. Ja, Judith, laß mich das Wort wiederholen. Wir sind unter uns und dürfen

uns vielleicht um unserer Stellung und unserer Jahre willen gestehen, daß wir über Alltagsbegriffe, die schließlich doch immer nur Lüge verdecken, einigermaßen hinaus sind."

Judith lächelte.

Der alte Graf aber übersah es oder nahm es auch wohl als Zustimmung und fuhr deshalb immer lebhafter werdend, fort: „Ich habe mich zu Feierlichkeitsbetrachtungen angesichts dieser Dinge nie heraufschrauben können. Es hänge die Welt daran, versichern Einige mit Emphase, was mir immer nur ein Beweis sein würde, daß die Welt an etwas sehr Inferiorem hängt. Rund heraus, all' das sind Erwägungen und Betrachtungen aus der Sphäre von Gevatter Schneider und Handschuhmacher. In der Obersphäre der Gesellschaft bestimmt die Politik und unter Umständen auch die bloße Lebenspolitik, die Heirathen und Bündnisse, Bündnisse, bei deren Abschluß es noch jederzeit ferne gelegen hat, dem Herzen seine Wege vorschreiben zu wollen."

„Aber doch der Pflicht."

„Nun wohl, der Pflicht. Aber was ist Pflicht? Was wir so kurzweg als Pflicht bezeichnen, zerfällt wieder in Einzelpflichten, in Be=

treff deren es Sache des Uebereinkommens bleibt, welche gelten sollen und welche nicht. Ich habe nicht vor, auf alle zu verzichten, aber doch auf viele. Weiß ich doch, daß sie jung ist. Und sie soll jung sein und Freude haben und jede Stunde genießen. Oder glaubst Du, daß ich jemals Lust bezeigen könnte, zu den Traditionen der eingemauerten Nonne zurückzukehren? Umgekehrt, es würde mich glücklich machen, sie von unseren besten Kavalieren umworben und unser altes Schloß Arpa zum Minnehof à la Wartburg erhoben zu sehen. Ja, Judith, meine Phantasie schwelgt in solchen Bildern und Vorstellungen. Ich höre schon den Marsch aus dem Tannhäuser und sehe Perczel oder gar den alten Szabô sich als Wolfram von Eschenbach vor ihr verbeugen. Ein heiteres Leben will ich um mich haben, ein Leben voll Kunst, voll Huldigung und Liebesfreude. Was daneben zu wahren bleibt, das heißt Decorum. Nichts weiter. Anstoß geben oder geben sehen ist mir gleich unerträglich; mais c'est tout. Diskretion also, Decorum, Dehors."

„Und mit diesen Vollmachten ausgerüstet soll ich die Frage thun und die Verhandlungen führen?"

„Ja, willst Du's?"

„Ich will es, weil ich es wollen muß und weil mein Widerspruch in Deinen Entschließungen nichts ändern würde. Gegentheils. Widerspruch hat Dich immer nur gereizt und Dich eigenwilliger gemacht in dem, was Du wolltest. Also noch einmal, ich will. Ich weiß auch sehr wohl, es sind solche Verbindungen, wie sie Dir in diesem Augenblick als ein Ideal vorzuschweben scheinen, jederzeit geschlossen worden; die Kirche verbietet sie nicht. Die Kirche betont nur die Heiligkeit der Ehe, nicht das Glück der Ehe. Was ich Dir also noch zu sagen habe, kommt nicht aus Prinzip oder Dogma, sondern einzig und allein aus dem Herzen einer Schwester, die Dich liebt. Und als solche rufe ich Dir zu: gehe nicht diesen Weg, halte vielmehr inne, wenn Du noch innehalten kannst. Ich prophezeie Dir ....“

„Ich glaube nicht an Prophezeiungen.“

„Nun denn, so sollen sie Dir auch nicht werden, und nur einem Worte noch öffne Dein Ohr und Deine Seele. Sieh', Du theilst die Pflicht in Pflichten und die Pflichten selbst wieder in solche, die Dir je nach Gefallen unerläßlich oder aber auch erläßlich erscheinen. Und zu den unerläßlichen rechnest Du vor Allem die Diskretion und das Decorum und die Dehors. Aber

das sind vage Begriffe. Wo ziehst Du scharf die Grenze zwischen dem, was statthaft und unstatthaft ist? Was liegt innerhalb Deiner ‚Dehors‘ und was liegt außerhalb?“

Es war ersichtlich, daß er hier unterbrechen wollte. Judith aber nahm seine Hand und fuhr, immer eindringlicher werdend, fort: „Und zu dem einen Worte, Bruder, noch ein zweites. Du glaubst allerpersönlichst Deiner wenigstens sicher zu sein, sicher in dem, was Du Drüberstehen und Anschauungsfreiheit und Vorurtheilslosigkeit nennst. Aber auch darin irrst Du. Du bist weder Deines Herzens, noch Deiner Meinungen sicher, und was Dir heut ein Nichts bedeutet, kann Dir morgen eine Welt bedeuten. Schwankend ist Alles, und fest allein ist Gottes Gebot. Auch das ungesprochene, das still und stumm in der Natur der Dinge liegt. Ich beschwöre Dich, Bruder, überleg' es. Es leitet mich nur die Liebe zu Dir.“

„Und der alte Erziehungshang.“

„Ein Wort, aus dem ich sehe, daß es zu spät ist und daß Du's unabänderlich willst. Und so werd' ich denn das Gespräch mit Franziska haben. Aber nicht hier; erst wenn wir Alle wieder in Wien sind.“

Er war es zufrieden, nahm Hut und Stock und verließ das Zimmer, indem er ihr zerstreut einige Worte des Dankes sagte.

Sie sah ihm nach und griff in ihrer Angst und Unruhe nach einem Andachtsbuch, um darin zu lesen. Aber es wollte nicht gelingen.

„In welche Lagen uns doch das Leben führt! Ich eine Freiwerberin. Und in einer Sache, die mich betrübt und erschreckt!“

Elftes Kapitel.

Eine Woche später hatte man sich wieder in dem alten Petöfy'schen Palais eingerichtet und schon den Tag darauf empfing der Graf durch Andras, der den Verkehr zwischen den beiden Flügeln unterhielt, einige Zeilen, in denen ihm Judith in aller Kürze mittheilte, daß sie Franziska gesprochen habe. Dieselbe sei dem Anschein nach nicht allzu sehr überrascht oder doch wenigstens vollkommen ruhig gewesen und erwarte seinen Besuch.

Es war elf Uhr, als ihm diese Zeilen zu Händen kamen und vor Ablauf einer Stunde schon war er auf dem Wege nach der Salesiner-gasse. Das Leben in der Ringstraße kam ihm

heute noch heiterer vor als gewöhnlich, und das Haus selbst, das in mittäglichem Sonnenschein dalag, schien ihm, als er von der Innenstadt her in die Vorstadt einbog, nur Glück und Freude bedeuten zu sollen.

Oben traf er Hannah, die mit einem Anfluge von Verlegenheit ihn einzutreten bat. Das Fräulein sei zur Probe, müsse jedoch sehr bald wieder da sein.

Das Zimmer, in das er von Hannah geführt worden, war dasselbe, in welchem Franziska nach ihrem ersten Plauderabend bei der Gräfin eine Schilderung des cercle intime versucht hatte. Nichts darin, das im geringsten an ein Boudoir erinnert hätte, vielmehr herrschte statt alles russisch-Patchoulihaften, das sonst wohl den Zimmereinrichtungen junger Schauspielerinnen eigen zu sein pflegt, eine norddeutsche Schlichtheit und Ordnung und eine beinahe holländische Sauberkeit vor. Auf dem Sophatische stand eine Marmorschale mit Weinlaub und Erdbeeren darin und daneben ein Schmuckständerchen, das hier wie zufällig oder vielleicht auch in der Hast einer etwas zu spät beendeten Toilette stehen geblieben war. Ein Kettenarmband lag auf dem Tische daneben, an dem Ständerchen selbst aber hing ein einfaches, nur aus zwei Gold-

drähten zusammengelegtes Ringelchen, das statt eines Steins nichts als eine Goldplatte mit einem emaillirten Vergißmeinnicht zeigte.

Der Graf hing eben noch seinen Betrachtungen über das Ringelchen nach, das augenscheinlich ein Geschenk aus der Schul- oder Konfirmandenzeit her war, als Franziska durch eine Seitenthür eintrat und ihn, unter Ausdruck ihres Bedauerns über eine Verspätung auf der Probe, mit leichter Handbewegung aufforderte, seinen Platz auf dem Fauteuil wieder einzunehmen.

Er seinerseits hatte sich einige Worte zurechtgelegt, Worte, darin sich der „Graf" und der „Liebhaber" ziemlich genau die Wage hielten. Aber ihr Erscheinen änderte sofort seinen Entschluß und ließ ihn umgekehrt empfinden, daß es gerathen sein würde, das erste Wort ihr zu lassen.

Auch Franziska schien es von dieser Seite her anzusehen und das „erste Wort" als ihr gutes Recht in Anspruch zu nehmen. Sie sagte deßhalb, während sie sich auf das Sopha niederließ: „Ihr Vertrauen zu meinen Erzählungskünsten, Graf ...."

Er drohte scherzhaft mit dem Finger, aber Franziska ließ sich nicht stören und fuhr in leichtem und beinahe übermüthigem Tone fort:

„Ja, Graf, wir Frauen bleiben immer dieselben und wollen schließlich um unseres Ichs willen adorirt werden. Und nur um unseres Ichs willen. Darin bin ich wie andere. Statt dessen erscheint Graf Petöfy mit einem allerschmeichelhaftesten Antrage, der aber alles Schmeichelhaften unerachtet doch schließlich auf nichts Anderes hinausläuft als darauf, eine Märchenerzählerin, eine Redefrau haben zu wollen, etwa wie Louis Napoleon einen Redeminister hatte. Werbung um eine Plaudertasche. Vielleicht der einzige Fall in der Weltgeschichte, die nach dem Maße meiner allerdings vorwiegend aus dem historischen Lustspiel herstammenden Geschichtskenntniß immer nur das Umgekehrte zu verzeichnen hatte. Nämlich: mulier taceat . . . .“

„. . . . in ecclesia,“ lachte der Graf. „Und zwar *nur* in ecclesia. Sie dürfen nicht halb zitiren, Franziska. Gleichviel indeß, ich weiß nun Alles; Sie würden anders zu mir sprechen, wenn Sie vorhätten, mir mit einem ‚Nein‘ entgegenzutreten. Ich bin unendlich glücklich darüber, und wenn Sie das Ohr für die Stimme des Herzens haben — und Sie haben dies Ohr — so wird es Ihnen auch gesagt haben, daß ich, um Ihre Worte zu wiederholen, keine Redefrau,

keine Plaudertasche will, die mir Geschichten erzählt und mich abwechselnd durch Drolerieen und Anekdoten unterhält. Allerdings will ich unterhalten sein, aber auch das Unterhaltlichste, das Beste, das Sie mir aus Ihrer Gaben Fülle zu bieten im Stande sind, wenn ich es loslöste von Ihnen, von Ihrer Person, so wäre das Beste das Beste nicht mehr. Der Zauber Ihrer Rede sind schließlich doch Sie selbst. Und so komme ich denn noch einmal mit diesen meinen ausgestreckten Händen und bitte Sie, dem, was mir vom Leben noch bleibt, einen Inhalt und mit dem Inhalt einen Glanz, ein Glück und eine Freude geben zu wollen."

Es schien, daß Franziska nach einer Antwort suchte, der alte Graf aber fuhr fort:

„Ich lese deutlich, was in Ihrer Seele vorgeht. ‚O dieser Selbstling, der im Grunde nur einen gefälligen Ton für sein Ohr oder ein sich einschmeichelndes Bild für sein Auge sucht und doch zugleich einen Lebenseinsatz fordert, ein Leben und ein Herz'. Aber nein, Franziska, kein Herz oder doch nicht das, was die Welt, die Jugend, ein Herz zu nennen beliebt. Ein Anderes, das nichts weiter bedeutet als Sympathie. Meine Wünsche, dessen bin ich gewiß, halten sich inner=

halb des Erfüllbaren. Worauf bin ich aus? Ich kann keine trüben Gesichter sehen und liebe Licht und Lachen und Esprit und Witz. Das ist Alles und nur darauf bin ich aus. In meiner Jugend galt ein Champagnerleben als ein Ideal. Aber auch das ist mir zu schwer. Es giebt eine Luft, unter deren Einathmung die Freude kommt und heitere Bilder aus der Seele sprießen. Nach der Luft dürst' ich, und ich habe sie, wenn ich in Ihrer Nähe bin. Um diese Nähe werb' ich, Franziska, nicht um mehr. Sie sollen frei sein und die Grenzen Ihrer Freiheit selber ziehen; Ihr feiner Sinn ist mir Bürge, daß Sie sie richtig ziehen werden."

Franziska lächelte leise vor sich hin, und eine Verlegenheit, die sie, während sie sich ähnlicher Worte der Gräfin erinnerte, wenigstens momentan beschlichen hatte, fiel rasch wieder von ihr ab. „Ich glaube, Graf," sagte sie, mit Geflissentlichkeit einen halb scherzhaften Ton anschlagend, „Sie verkennen mein Geschlecht. Ich sehe Schwierigkeiten, aber ich sehe sie nicht da, wo Sie sie sehen. Unser Erbtheil ist Neugier, nichts weiter, und was sich aus der ewig beargwohnten Welt der Gefühle mit einmischt, das wiegt nach meiner Erfahrung nicht allzu schwer. Ich kenne die Skala

dieser Gefühle, habe die Mittelgrade selbst durchmessen und bin ohne rechten Glauben an die Hoch- und Siedegrade der Leidenschaft. Also nicht das, Graf .... Und auch nicht die Kunst. Es gab freilich einmal eine Zeit, in der ich ehrlich und aufrichtig des Glaubens war, ohne Kunst nicht leben zu können. Aber auch das liegt hinter mir. Um in diesem Glauben zu verharren, dazu muß man eine Thörin oder ein Genie sein. Und ich bin weder das Eine noch das Andere."

„Und doch ...."

„Nein, kein ,Doch'; nur einfach ein Geständniß meiner Furcht. Ich fürchte mich vor dem kleinen Kriege, der meiner harrt, vor dem Neid auf der einen und dem Hochmuth auf der andern Seite, vor den Kränkungen und Nadelstichen, die mir nicht erspart bleiben werden."

„Und ich meinerseits wüßte Niemand, der sich zu diesen Nadelstichen versucht fühlen könnte, Niemand. Und kämen sie doch, nun so giebt es Mittel, ihnen zu begegnen. Das mag meine Sorge sein. Frisch auf denn, Franziska, Muth und Hoffnung! In mein altes Schloß Arpa soll wieder das Leben einziehen, und das Ungarn der Wirklichkeit soll Sie das Ungarn Ihrer Kinderphantasie, so denk' ich, für immer vergessen lassen."

Zwölftes Kapitel.

Als der Graf sich erhoben und in herzlicher Weise verabschiedet hatte, trat Franziska vom Sopha her an's Fenster. Die frisch eindringende Luft that ihr wohl und sie setzte sich an die Brüstung und sah auf das Straßentreiben. Aber an ihrem inneren Auge zogen sehr andere Bilder vorüber: ein Schloß und ein See, Freitreppen und Korridore, Jagdzüge, Wald und Steppen und dazu Kavaliere mit ihren Damen, die flüsterten und kicherten. Und ihre Blicke maßen sich, und sie begegnete dem Hochmuth, den man für sie hatte, mit gleich hochmüthiger Miene.

Sie hing solchen Bildern noch nach, als Hannah von der Thür her auf sie zukam, ihr zutraulich das Haar zurückstrich und dann sagte: „So soll es nun also doch sein."

„Hast Du gehorcht?"

„Nein. Ich horche nie. Mein Vater selig litt es nicht und sagte, das sei von den kleinen Sünden eine der großen. Was nicht für einen gesprochen wird, das darf man auch nicht hören und wissen wollen. Ich sah den Grafen, als er ging, und las es ihm von der Stirn."

„Und was sagst Du?"

„Ja, Fränzl, was soll ich sagen?“

„Alles, was Du denkst.“

„Nun, ich denke Vielerlei.“

„Halte mit nichts zurück. Daß Du's nicht billigst, das seh' ich, und so kannst Du gleich mit dem ‚Warum‘ anfangen. Oder sind der Gründe so viele?“

„Ja, viele sind es, Fränzl.“

„Offen gestanden, das ist mir lieb; denn viele sind nicht so schlimm wie einer. Viele bringen sich unter einander um, und was dann übrig bleibt, bedeutet nicht viel. Also nenne sie nur; je mehr je besser.“

„Er ist alt und Du bist jung.“

„Gut.“

„Er ist ungrisch-wienerisch und Du bist preußisch-pommerisch.“

„Gut.“

„Er ist katholisch und Du bist protestantisch.“

„Gut.“

„Er ist ein Graf und Du bist eine Schauspielerin.“

Franziska nickte. „Wohl, Hannah, Alles wahr. Aber zuletzt trifft doch das zu, was ich Dir eben schon gesagt habe. Sage selbst. Er ist gerade Wiener genug, um den Katholiken,

und auch wieder Ungar genug, um den Wiener in Ordnung zu halten. Und so bleibt denn wirklich nichts übrig, als ein alter Graf und eine junge Schauspielerin."

„Und glaubst Du, daß die gut zu einander passen?"

„Ich will es nicht als Regel aufstellen. Aber es giebt Ausnahmen, und unter den Ausnahmen ist es eine der gewöhnlichsten und der zulässigsten. Und erklärt sich auch. Im Allgemeinen, darin hast Du ja Recht, gehört zu einem Grafen eine Gräfin; wer wollte das bestreiten? Aber wenn es keine Gräfin sein kann, so kommt nach der Gräfin gleich die Schauspielerin, weil sie, Dir darf ich das sagen, der Gräfin am nächsten steht. Denn worauf kommt es in der sogenannten Oberschicht an? Doch immer nur darauf, daß man eine Schleppe tragen und einen Handschuh mit einigem Chik aus- und anziehen kann. Und sieh', das gerade lernen wir aus dem Grunde. So Vieles im Leben ist ohnehin nur Komödienspiel, und wer dies Spiel mit all' seinen großen und kleinen Künsten schon von Metier wegen kennt, der hat einen Pas vor den Anderen voraus und überträgt es leicht von der Bühne her in's Leben."

„Ich will es gelten lassen, Fränzl. Aber dann bleibt immer noch alt und jung.“

„Hältst Du das für so schlimm?“

„Nein. Oder wenigstens nicht immer. Ich könnt' es. Aber man muß seiner sicher sein.“

„Ich glaube, meiner sicher zu sein. Und über diesen Punkt, über den ich jetzt so viel hören muß, auch von Dir, muß ich Dir 'mal ein ernstes Wort sagen. Aber Du mußt auch aufmerksam sein. Denn ich weiß wohl, wenn Dir etwas nicht paßt, so hast Du Wachs in den Ohren und antwortest, ohne gehört zu haben.“

„Sprich nur; ich höre schon.“

„Ob ich meiner sicher sei! Ja, liebe Hannah, wer ist schließlich seiner sicher, ganz sicher? Aber sicher oder nicht, Du darfst mir nicht immer mit Betrachtungen und einer Angst und Sorge kommen, als ob ich Sechzehn wäre, mit anderen Worten also, Du darfst nicht sprechen, gerade Du nicht, als ob ich wenn nicht direkt in Passionen steckte, so sie doch jeden Tag zu gewärtigen hätte. Du mußt schließlich am besten wissen, wie's steht. Oder müßtest es wenigstens wissen. Ein- für allemal also, ich habe keine großen Passionen, ganz gewiß nicht, und wenn ich sie vor Jahr und Tag vielleicht hatte — vielleicht

sag' ich, denn ich habe nicht Lust und Muth, jedes Bagatellgefühl für eine große Passion auszugeben — so liegen sie hinter mir."

„Du mußt Dich nicht so hineinreden, Franziska; das zeigt nur, daß ich doch vielleicht Recht habe. Wenn aber auch nicht, denn wer sieht in's Herz, so hab' ich doch in dem Einen Recht, um das sich's hier überhaupt nur handelt. Es ist etwas mit dem Jung und Alt, und dabei bleibt es. Und nun gar in der Ehe."

„Gewiß ist es 'was damit. Aber aus einem ganz andern Grunde, wie Du glaubst."

„Und der wäre?"

„Weil die Jahre, wenn sie doppelt und dreifach auftreten, auch das Maß der Unfreiheit verdoppeln und verdreifachen, jener Unfreiheit, in die man sich ohnehin in jeder Ehe begiebt. Und da liegt es. Nur da. Früher, als ich noch in meines Vaters Hause war, hab' ich viele Traureden mit angehört, und immer war es dasselbe Thema: ‚Begrabt euer eigen Ich.' Immer Unterordnung, immer Opfer um des Anderen willen. Davor, meine liebe Hannah, erschreck' ich. Zu dem Grafen konnt ich in diesem Sinn nicht sprechen und sprach ihm deshalb von Kränkungen und Nadelstichen, die meiner vielleicht harren würden

und gewiß auch harren werden, aber der eigentliche Grund ist doch der, den ich Dir eben genannt habe, die Freiheitsfrage. Jetzt beherrsch' ich ihn. Ob ich ihn als Gräfin auch noch beherrschen werde, dünkt mir zweifelhaft, ohne daß ich deshalb an einen Oger oder Blaubart denke. Durchaus nicht. Er ist innerlich viel zu fein und vornehm und nebenher auch viel zu sehr von mir eingenommen, um jemals den launenhaften Tyrannen zu spielen; er wird mir immer zuliebe leben und meine Wünsche belauschen und erfüllen. Aber je mehr er das thut, je weniger frei werd' ich sein und mich auch meinerseits schicken müssen. Ich weiß wohl, daß man das soll. Aber ob ich's auch immer können werde? Nimm eine Kleinigkeit. Du weißt, ich liebe Nelken, und hätt' ich mir nicht eben erst all' und jede Passion abgesprochen, so hätt' ich nicht übel Lust, mir eine regelrechte Nelkenpassion zuzuschreiben. Und nun stelle Dir vor, daß er vielleicht Nelken nicht leiden oder wenigstens den Geruch davon nicht ertragen kann. Was würde geschehen? Ich würde natürlich sofort auf meine Lieblingsblume verzichten, aber doch zugleich den Wunsch und das Verlangen darnach nie mehr los werden. Und so könnt' es sich ereignen, daß ich aus Sehnsucht

nach einer Blume krank und unglücklich würde. Lache nicht, solche Thorheiten kommen vor. Alles in Allem, ich bin zu lange meinen eigenen Weg gegangen; Unterordnung und Ehe sind immer schwer, aber sie werden schwerer, wenn zu der eheherrlichen Autorität auch noch die der Jahre kommt."

„Und warum willst Du's, wenn Du so denkst? Warum thust Du's?"

„Weil unser Herz ein komplizirtes Ding ist, ein Ding mit vielen und oft widerstreitenden Wünschen, und weil die Freiheit, so hoch ich sie stelle, doch schließlich nicht Alles in der Welt bedeutet. Es giebt eben auch Anderes noch, Dinge, die gelegentlich noch mehr bedeuten oder wenigstens bedeuten können."

„Ja, bei gewöhnlichen Leuten."

„Auch bei sehr nicht-gewöhnlichen. Umgekehrt; je höher hinauf, je mehr hab' ich Recht. Oder glaubst Du beispielsweise, daß es leicht sei, der Freund eines Prinzen oder Erzherzogs zu sein? Du schüttelst den Kopf. Nun gut, also nicht leicht. Und nun sieh' Dir den Grafen Pejevics an, den Du ja kennst und gern hast und der mir ganz wundervoll hierher paßt, wie gerufen. Wie steht es nun mit dem Grafen? Er

ist ein großer Magnatensohn, einer der Allerreichsten und Vornehmsten, also natürlich auch der Freiesten, und wenn er auf seine Güter geht, so küßt ihm Alles den Rockschoß und, wenn er will, auch die Steigbügel. Und doch ist er hier und spielt den Erzherzogsadjutanten und Galopin. Und warum das Alles? Einfach, weil die Abhängigkeit von einem Erzherzog ihm schließlich doch noch mehr bedeutet als seine ganze Magnatenfreiheit, Rockschoß- und Steigbügelkuß mit eingeschlossen. Und ähnlich ergeht es mir. Offen gestanden, ich hätt' es vor Kurzem noch nicht gedacht und mich anders taxirt. Aber tritt erst 'mal die Versuchung an uns heran, so merken wir bald, daß wir nicht anders sind als Andere; die Weltlust reißt uns hin und nicht zum wenigsten der Ehrgeiz. Ja, der Ehrgeiz ist ein großer Versucher."

„Aber nicht der größte."

„Welcher andere?"

„Sag' es Dir selbst."

In diesem Augenblick hörten Beide, daß draußen die Glocke gezogen wurde, zweimal, aber nicht stark, und Hannah ging, um nachzusehen. Ein Diener gab ohne weitere Bemerkung ein Bouquet ab, in das eine Karte gesteckt war.

Auf der Karte selbst aber stand: „Egon Graf Asperg.“

Franziska wurde roth. Wußte der junge Graf schon von dem Geschehenen? Oder war es ein Spiel des Zufalls?

Dreizehntes Kapitel.

Die Nachricht von einer stattgehabten Verlobung zwischen dem Grafen und Franziska machte viel von sich reden; als aber einen Monat später erst in der Augustiner- und dann in der protestantischen Kirche der Gumpendorferstraße die Doppeltrauung stattgefunden hatte, beruhigte man sich um so rascher, als Alles, was von medisanten Bonmots in Kurs gesetzt werden konnte, schon in den Tagen vorher verausgabt worden war. Unter allen Umständen kam nichts davon zur Kenntniß des gräflichen Paares, das sich unmittelbar nach der Trauung, nur in Begleitung von Andras und Josephinen, einem neu engagirten und echt wienerischen Kammermädchen, zu mehrwöchentlichem Aufenthalte nach Oberitalien begeben hatte. Von dort aus sollte dann die Rückreise direkt nach Schloß Arpa hin angetreten werden, wohin Hannah in Begleitung einiger anderen Diener-

schaften schon gleich nach der Hochzeit aufgebrochen war. Franziska hatte sich schwer von ihr getrennt, aber gerade bei der Vertraulichkeit, die zwischen ihnen herrschte, diese Trennung doch auch wieder als nöthig angesehen.

Der Aufenthalt in Oberitalien begann am Gardasee, woran sich dann ein Besuch von Venedig schloß, von Venedig, das Franziska noch viel schöner fand, als sie gedacht und geträumt hatte. Nichtsdestoweniger war sie, nachdem sie zehn Tage lang alles Gefrorene durchgekostet und eine Legion von Erbsendüten an die Markusplatztauben verfüttert hatte, am elften Tage froh, den Aufenthalt abgebrochen zu sehen, und zwar um so mehr, als der Graf Willens war, auf der Rückreise noch Etappen zu machen, vor Allem in Verona, das vor länger als einem halben Jahrhundert sein Garnisonsort und der Schauplatz seiner ersten Triumphe gewesen war. Franziska hatte lachend eingewilligt, aber doch nur unter dem Zugeständniß, daß ihr das Haus und Grab der Julia Capulet gezeigt werde, „weil Liebesgeschichten mit tragischem Ausgange nun 'mal ihre Passion seien.“ Und nach diesem Programm war die Rückfahrt auch wirklich angetreten und ausgeführt worden, erst in kleinen, oft unter-

brochenen Tagereisen, bis man endlich, von Station Botzen aus den Eilzug benützend, in zwölfstündiger Fahrt die Südspitze des großen Arpasees erreicht hatte. Hier an der Südspitze lag Nagy-Vasar, ein Flecken, von dem aus dreimal täglich ein Dampfschiff bis zu dem am Nordufer des Sees und zugleich zu Füßen von Schloß Arpa gelegenen Städtchens Szegenihaza ging.

Das Schiff hatte sich eben in Bewegung gesetzt, denn die Abfahrtszeit, zwei Uhr, war schon vorüber; als aber der auf seiner Kommandobrücke stehende Kapitän des Schiffes des Grafen ansichtig wurde, gab er Contredampf, legte noch einmal an und empfing respektvoll die Herrschaften. Franziska sah auf der Stelle, wie beliebt der Graf war und welches Ansehen er bei Hoch und Niedrig genoß.

Es war ein glühheißer Tag, aber das ausgespannte Zeltdach und mehr noch der Wind, der ging, ließen die Hitze nicht unangenehm empfinden. Am wenigsten empfand sie Franziska, die nicht müde wurde, die prächtigen Bilder, die der See bot, in sich aufzunehmen. Wohl war der Gardasee schöner gewesen, aber Alles interessirte sie hier mehr, weil sie berufen war, zu dem Allem in eine nähere Beziehung zu treten.

Der alte Graf las nicht eigentlich, was in ihrer Seele vorging, aber er freute sich doch lebhaft ihrer aufrichtigen und ganz unverkennbaren Theilnahme.

„Nun glaub' ich," hob er an, „wird es an der Zeit für mich sein, den Cicerone zu machen. Sieh', das da drüben ist Szent-Görgey. Und dies hier unten am Abhang mit den zwei Windmühlen, das ist Mihalifalva."

„Mihalifalva! Wie schön das klingt!"

„Und ist doch das Prosaischste von der Welt. Was meinst Du wohl, was sich hinter diesem Mihalifalva verbirgt? Mihalifalva heißt Michelsdorf. Alles hier herum ist falva, sehr natürlich; denn falva heißt Dorf. Und damit hast Du den Schlüssel, der Dir den ganzen poetischen Zauber aufschließt. Das da mit dem Schindelthurm ist Iwanifalva. Wundervoll, denkst Du. Nicht wahr? Aber bei Lichte besehen heißt es Hansdorf."

Unter allerlei Fragen, die Franziska that, wurde der Graf immer beredter und begleitete die Namen der umherliegenden Dörfer und Städte bald auch mit Anekdoten, unter denen einige nicht nur pikant genug, sondern auch ganz darauf berechnet waren, Franziska die Gesellschaftskreise

kennen zu lernen, in die sie nun binnen Kurzem eintreten sollte.

Gegen Sechs legte das Dampfschiff an der weit vorgebauten Landungsbrücke von Szegeni-haza an, das Endstation und für die Nordhälfte des Sees genau dasselbe wie Nagy-Vasar für die Südhälfte war. Etwas landeinwärts erhob sich Schloß Arpa steil und mächtig und überblickte den See.

„Sieh',“ sagte der Graf und wies hinauf.

Andras und Josephine blieben des Gepäcks halber zurück, und in einem leichten Korbwagen, dessen Trittbrett sich nur handhoch über der Erde befand, fuhren jetzt Graf und Gräfin von der Landungsbrücke her auf das Schloß zu. Die Sonne stand hinter einem alten, halb abgebrochenen Steinthurm, an dem anscheinend zwei nach außen hin an einem Balken oder einer Welle hängende Glocken gezogen wurden und sich schattenhaft hin und her bewegten, während ihr immer mächtiger werdender Klang die Luft erfüllte. Der Weg war wie eine Tenne, zu beiden Seiten stand der Mais über mannshoch und dazwischen dehnten sich große Beete mit Wassermelonen, die durch einen vom Schloßberg herabkommenden Bach bewässert wurden. Im Fluge

ging es daran vorüber, die kleinen Pferde schüttelten ihre Mähnen, und in das tiefe Geläut der Glocken klang der Ton ihrer Glöckchen.

Aber nun kam die Steigung und die Pferde fielen wie von selbst aus dem Trab in den Schritt. Auch das Läuten oben wurde schwächer und schwieg endlich ganz, so daß der Graf den Kutscher auf Ungrisch fragte, was es sei. Bevor dieser aber antworteten konnte, begann das Läuten wieder; es waren indeß nicht zwei Glocken mehr, die gingen, sondern nur eine.

Franziska ihrerseits hatte bei der Fülle von Bildern, die sich ihr boten, des Zwischenfalles nicht Acht. Alle hundert Schritte waren Laubguirlanden gezogen, an denen die Petöfy'schen Farben flatterten, und auf einzelnen Felsvorsprüngen standen Männer und Frauen und schwenkten ihre Tücher und Hüte. So kamen sie bis an das Thor und fuhren unter seinem Wappenstein fort in den Schloßhof ein.

Der Graf sprang aus dem Wagen, bot Franziska den Arm und führte sie von der Rampe her in die große dunkle Flurhalle. Hier hatten zahlreiche Dienerschaften Spalier gebildet und grüßten und knixten, während Graf und Gräfin an ihnen vorüber in den oberen Stock

hinaufstiegen, in dem eine Reihe Zimmer für Franziska hergerichtet war. Der Graf, wie wenn sie sein Gast gewesen wäre, verneigte sich vor der Entréethür und sagte mit einem ihm sonst uneigenen Ernste: „Gesegnet sei Dein Ein- und Ausgang! .... Ich schicke Dir nun Hannah .... Sie hat sich, seh' ich, nicht vordrängen wollen, aber Du wirst ihrer bedürfen." Und nach diesen Worten empfahl er sich und ging in das Erdgeschoß zurück, wo die von ihm bewohnten Räume gerade unter den ihrigen lagen.

In Franziska's Zimmer dämmerte das Licht des scheidenden Tages. Was sie zunächst sah, war ein Muttergottesbild über ihrem Schreibtisch. Es gab ihr im ersten Augenblick einen Schreck und als Hannah gleich darnach eintrat, ging sie rasch auf diese zu und umarmte sie.

Hannah ihrerseits machte sich los, um ihrer Freundin, die sie jetzt verlegen und doch zugleich auch mit einem Anfluge von Schelmerei „ihre liebe Gräfin" nannte, die Hand zu küssen. Aber Franziska schloß ihr den Mund und sagte: „Was Gräfin! Gräfin bin ich vor den Leuten. Hier bin ich Deine Franziska. Wie's war, so bleibt es .... Gott, liebe, liebe Hannah, wie Du mir gefehlt hast! Jede Stunde. Sieh', der Graf ist

so gut gegen mich, zu gut.... Aber erst nimm mir den Mantel ab und dies noch, und nun gieb mir ein Glas Wasser, damit will ich anfangen im schönen Ungarland. Ich bin so benommen, so verschmachtet.... so, das hat mich erquickt.... verschmachtet von der Hitze, von dem vielen Sehen und der Aufregung und Fremdheit. Sieh' doch nur." Und sie wies auf das Muttergottesbild.

„Ich mußt' es lassen, Fränzl, und auch den Rosenkranz, den sie dem kleinen Christus über den Arm gehängt haben. Aber das große weiße Lilienbouquet, das drunter stand, das hab' ich dem alten Gärtner wieder abdisputirt und ihm gesagt, die Gräfin kriege Kopfweh."

„Da hast Du recht gethan. Und nun geh' vorauf und zeige mir die Räume, darin ich wohnen soll."

Es waren nur wenige Zimmer. An das Wohnzimmer, darin sich Beide zunächst befanden, schloß sich ein Toiletten- und Schlafzimmer. Dann aber kam ein Treppchen, nur drei, vier Stufen, das zu Hannah's Gelaß, einem eingebauten Alkoven, hinaufführte.

„Das ist nun also mein neues Heim," sagte Franziska. „Weißt Du, Hannah, es gefällt mir und gefällt mir auch namentlich um deshalb, weil

es nicht größer ist, als es ist; nicht so endlos. Und nun zeige mir auch, was wir nach der andern Seite hin haben. Oder sage mir's wenigstens."

„Da haben wir erst den Saal mit dem großen Balkon und hinter dem Saal ein Billardzimmer und die Bibliothek. Und hinter der Bibliothek die Bildergalerie."

Hier wurde Hannah durch das Eintreten eines alten und kränklich aussehenden Dieners unterbrochen, der mit vieler Förmlichkeit meldete, daß der Graf die Frau Gräfin erwarte, so's der Frau Gräfin genehm sei .... Auf der Veranda.

„Wer war der Alte?" fragte Franziska.

„Das war Herr Koloman Czagy, des Grafen erster Kammerdiener. Er kränkelt seit einiger Zeit und war deshalb letzten Winter nicht mit in Wien, sonst hätten wir seine Bekanntschaft schon früher machen müssen. Ja, Herr Koloman ist mit dem Grafen jung gewesen und gilt fast noch mehr als der Andras."

„Ah, ich versteh'. Aber nnter allen Umständen will ich den Grafen, seinen Herrn, nicht warten lassen! Arrangire mir nur das Haar ein wenig, es ist so zerzaust vom Wind, und erzähle mir dabei. Du mußt ja während dieser drei Wochen eine ganze Welt von Dingen erlebt haben

und wenn ich Dich so stehen sehe, kommst Du mir schon halb ungrisch vor. Bring' mir nun ein paar Worte bei, daß ich wenigstens ‚Guten Tag' oder ‚Wie geht es Ihnen?' sagen kann. Ich will dem Grafen eine Freude machen. Er ist so dankbar für Kleinigkeiten."

* * *

Der Thee ward auf der Veranda genommen und dabei lebhaft und in heiterem Tone geplaudert.

„Ich hoffe, daß nichts fehlt," sagte der Graf.

„Im Gegentheil," scherzte Franziska. „Mehr ist da, als ich erwarten durfte, selbst eine Mutter Gottes über dem Schreibtisch."

Er lachte.

„Ja, Fränzl, ohne das thun wir's halt nit, und a bissel für's Haus ist auch in alle Wege gut, wie Riechsalz oder Melissengeist. Ehe man's sich versieht, braucht man's und fragt nicht lang, ob es aus einer Klosterapotheke stammt oder aus einer andern. Konfession! Bah, das bedeutet nicht viel. Es giebt so Vieles, was drüber steht und sich unmittelbar an den Menschen wendet, er sei so oder so. Sieh', ich glaub' eigentlich nichts und überlaß es meiner Schwester-Gräfin, mich aus dem Fegfeuer oder auch noch von wo andersher frei zu beten, aber unsere schwache

Natur ist doch schließlich immer stärker als unser stärkster Unglaube, der au fond bloß renommirt und keine Courage hat, das weiß ich von mir selbst, und sowie was auf dem Spiele steht, oder auch bloß eine Gicht oder ein Zwicken kommt, so schiel ich nach meinem heiligen Stephan hinüber, der über meinem Schreibtisch steht, gerad' so wie das Muttergottesbild über dem Deinen, und sage: ‚Nun hut' Dich und sput' Dich, Stephanerl, und thu' was für einen Magyar und ehrlichen Christenmenschen.' Und sieh', Fränzl, ich denke mir, so was steckt in Jedem und am End' auch in einer kleinen, lieben Ketzerseele."

So ging das Gespräch, ganz wie der Graf es liebte, pointirt und an Klippen hin, aber so munter und gut gelaunt es zu sein trachtete, der Ton voller Unbefangenheit wollte doch nicht aufkommen. Ihn beschäftigte die Frage, wie sie sich in dieser ihr fremden Welt wohl zurecht finden werde, während sie von der Sorge beherrscht blieb, daß eine tiefe Verlegenheit, die sie fühlte, sich doch vielleicht in ihrem Auge verrathen haben möchte.

Der Abend brach endlich herein, und ein kühlerer Luftstrom kam vom See her, aber es war kein Wind, die Lampe flackerte nicht, und der lang herabhängende Schleier derselben bewegte sich

nur, wenn sich einer der Nachtschmetterlinge darin verfing. Endlich wurde der Mond über dem Gebirge sichtbar und stand so licht und klar da, wie wenn er den Frieden besiegeln wolle, der drunten ausgebreitet lag. Franziska blickte still und tief aufathmend hinauf, und auch der Graf schwieg, als er sah, wie das Bild sie berührte.

Dann erhob sie sich und bot ihm eine gute Nacht.

* * *

Oben fand sie Hannah, die die Fenster geöffnet hatte.

„Wonach siehst Du?"

„Nach dem Gießbach, der hier links vom Schloßberg kommt. Er sickert jetzt bloß so hin und wartet auf die Regenzeit. Da soll's dann eine Pracht sein."

„Ist aber doch besser so. Der Regen macht immer trüb und sperrt Alles ein. Ich bin für Sonne, Licht und freie Bewegung, nur freilich heute nicht mehr. Es war doch ein anstrengender Tag, der mich müde gemacht hat. Komm', kleide mich aus und erzähle mir; ich hab' ohnehin noch allerlei Fragen. Sage, spukt es hier?"

„Ich habe noch nichts gesehen."

„Das beruhigt mich nicht ganz. An Dich

können sie nicht heran, Du bist wie das leibhaftige Vaterunser. Aber jedes alte Schloß hat nun 'mal einen Spuk. Ich weiß es aus unserer Gegend, und es wird hier nicht anders sein. Auf jede hundert Jahre kommt ein Gespenst."

„Aber wie Du nur sprichst. Da müßten wir hier ja zwei haben."

„Und haben wir gewiß auch."

„Ein schwarzes und ein weißes," lachte Hannah. „Und Du willst eine Protestantin sein und eine Pastorstochter? Nein, das hat mir mein Vater selig mit dem Stock ausgetrieben. Und ich dank' es ihm noch. Das ist so für Wilde. So wie hier."

„Wilde? Das darfst Du nicht sagen; ich werde Dich beim Grafen verklagen. In Ungarn ist Alles gut und hohe Kultur. Aber nun geh', ich werde sehen, was ich träume; was man in der ersten Nacht träumt, das bedeutet was."

„Schlafe nur überhaupt, das bedeutet Dir das Beste."

Damit trennten sie sich, und nur die Thüren bis zu Hannah's Schlafzimmer hin sollten offen bleiben. Franziska hörte noch, wie Hannah die Stufen zu dem Alkoven hinaufstieg; dann wurd' es still.

Aber nicht auf lange. Rechtshin, im Gebirge, mocht' es gewittert haben, und heftige Windstöße, die jetzt über den See kamen, umlärmten das Schloß so heftig, daß Franziska trotz aller Müdigkeit davon geweckt wurde. Was sie besonders erschreckte, war ein Rasseln wie von Eisenstäben, und so stand sie denn auf und trat in den ihrem Wohnzimmer vorgelegenen großen Saal ein, um hier nach der Ursache zu sehen. Alsbald bemerkte sie, daß es ein weit vorgebauter alter Balkon sei, dessen vom Winde gerütteltes Gitterwerk solchen



unheimlichen Ton gab. Ihre Beängstigung schwand jetzt, aber zu noch weitere Beruhigung ging sie doch bis zu Hannah's Alkoven und horchte hier auf das Athemholen der fest und ruhig Schlafenden.

„Ein gutes Gewissen," sagte sie. „Warum bang' ich mich? Ich war doch sonst nicht so furchtsam."

Und sie tappte sich wieder zurück und schlief endlich ein.

Vierzehntes Kapitel.

Franziska war früh wach, setzte sich an das offene Fenster und sah auf den See hinaus, den

von rechts her hohe Berge, von links her Hügelzüge mit Dörfern und Weingärten einfaßten. Einer aus der Reihe dieser Hügel aber, der höchste war der Schloßberg dessen steiler Abfall ihn, in der Front wenigstens, noch höher und stattlicher erscheinen ließ, als er war. Er bezeichnete genau die Stelle, wo die Hügellandschaft in das gebirgige Terrain überzugehen anfing. Am Fuße wand sich ein Bach, und Franziska, die gerne sehen wollte, woher er komme, bemerkte, nachdem sie seinen Lauf auch nach aufwärts hin verfolgt hatte, daß es derselbe von der Schloßberghöhe herabkommende Gießbach sei, nach dem Hannah am Abend vorher ausgeschaut hatte.

Sobald sie sich in dem Allem zurecht gefunden, wandte sie sich wieder in das Zimmer zurück, um sich hier allmälig und mußevoll mit dem Raum vertraut zu machen, darin sie nun leben sollte. Die Möbel waren alt, aber wohl erhalten, und jedes Stück interessirte sie, zumeist eine Rokokokommode, die mit Schildpatt und großen goldenen Griffen reich ausgestattet war. Ueber dieser Kommode befand sich eine Bücheretagère von Nußbaumholz, auf deren obersten Bord allerlei Meißner nnd chinesisches Porzellan stand, links und rechts zwei kleine Pagoden.

Sie setzte dieselben in Bewegung und sah ihrem gravitätischen Kopfnicken zu. Dann aber nahm sie neugierig einige Bände.

„Was mag man nur früher hier gelesen haben?“

Es waren deutsche, französische, namentlich aber englische Bücher in buntester Reihenfolge. Werther's Leiden und Thomas a Kempis' Nachfolge Christi standen friedlich neben einander; dann kamen die Canterbury Tales in einer illustrirten Prachtausgabe, zuletzt aber Rousseau, mehrere Bände. Nichts war da, was auf einen bestimmten Geschmack hingedeutet hätte, nur auf jene literarisch gebildete Theilnahme, wie sie während der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts in der Mode war.

Um neun Uhr wurde das Frühstück eingenommen, und Franziska begab sich auf die Veranda. Der Graf, als er sie kommen sah, warf die Morgencigarette fort, legte die Zeitung aus der Hand und erhob sich aus seinem Schaukelstuhl, um die neue Schloßherrin zu begrüßen. Sie trug ein Morgenkleid von weißem Kaschmir und empfing Schmeicheleien und Huldigungen von Seiten des Grafen, der einen ausgebildeten Sinn für Toilettendinge hatte. Sie setzte sich

ihm gegenüber und keinen Augenblick im Zweifel, welcher Ton anzuschlagen sei, begann sie von ihrer ausgestandenen Angst und Unruhe zu berichten.

„Und nun sage mir, Petöfy, habt ihr wirklich keine Gespenster?“

„Nein, Fränzl, in dem einen Stücke sind wir durchaus modern. Ein paarmal hat uns der Toldy dergleichen aufreden wollen; aber es kam nicht. Ich vermuthe, aus Respekt vor meinen Pistolen.“

„Und doch glaub' ich an Spuk und dergleichen.“

„Ich auch. Aber es muß was vorausgegangen sein, und dies alte Schloß Arpa, soweit ich seine Geschichte zurückverfolgen kann, ist einfach nur aus Stein und Mörtel aufgebaut worden und ist nichts dazwischen. Und sieh', wo die Dinge so schlicht und alltäglich liegen, da fehlen die Vorbedingungen für den Spuk. Ich möchte sagen, die Petöfy's haben der Gespensterwelt nicht genug zu Gefallen gethan und sich viel zu sehr als prosaisch ordentliche Leute gerirt.“

„.... So daß ich also behaupten darf, in eine durchaus respektable Familie gekommen zu sein.“

„Darfst Du," lachte der Graf. „Und wirklich, ein paar Kleinigkeiten, ein paar ‚sehr läßliche Sünden' abgerechnet, wie Schwester Judith sagen würde, sind wir über das Hausbackenste nicht hinausgekommen. Eigentlich nie. Mein Urgroßvater ließ sich anfänglich gut an und entführte von Brüssel her eine Comtesse Damremont, aber es hielt nicht lange vor, er heirathete sie gleich nach der Entführung und strich also die Schuld aus seinem Schuldbuche wieder aus. Darnach kam mein Großvater, der in der Struenseezeit als Gesandter in Kopenhagen einen Grafen Schimmelmann im Duell über den Haufen schoß. Aber das ist auch Alles."

„Und am End' auch gerade genug."

„Vielleicht. Nur nicht genug, um Dir oder mir oder irgend wem anders durch Erscheinung einer Dame blanche die Nachtruhe zu stören. Und nun erlaube mir, Dir von dieser Lachsforelle vorzulegen, eine Delikatesse, neben der selbst die Felchen im Bodensee verschwinden. Natürlich Spezialität von Schloß Arpa. Aber nun Pardon, wenn ich Dich schon verlasse; meine Leute graben mir im Park einen artesischen Brunnen und sind schon, glaub' ich, über den Mittelpunkt der Erde hinaus. Alles, was Magyar

ist, ist eigensinnig und will sein Ziel und Glück allemal da finden, wo er's zu suchen angefangen hat. Und wenn's eine Handbreit daneben liegt, so läßt er's liegen."

„Was mir, beiläufig, gefällt. Man muß das Glück zu zwingen wissen."

„Gewiß, aber seine Launen auch zu respektiren verstehen. Und nun au revoir."

Auch Franziska erhob sich und ging in ihr Zimmer zurück.

Oben fand sie Josephinen. „Ach, laß es heut, Josephine; Hannah soll kommen."

Josephine knixte verdrossen und einigermaßen pikirt darüber, sich durch eine Rivalin verdrängt zu sehen, gleich darnach aber erschien Hannah mit dem Toilettenmantel und stellte sich hinter den Stuhl ihrer Herrin.

„Weißt Du, Hannah, mir ist, als hätt' ich Dich fünf Jahre lang nicht gesehen, und doch ist es, laß mich rechnen, erst neunzehn Tage, daß wir von Wien nach Italien abreisten. Ich hätte Dich so gerne mitgehabt. Und dann dacht' ich auch wieder, es sei besser so."

„Das war es auch."

„Vielleicht. Aber jede Stunde hast Du mir gefehlt."

„Und doch soll es in Italien so wunderschön sein und so viel zu sehen, daß man gar nicht weiß, wie man damit zu Ende kommt.“

„Das ist es ja, Hannah, und eben deshalb ist es am besten, man fängt gar nicht erst an. Du hast keine Vorstellung, wie müd' ich immer war. Und dabei mußt' ich in Einem fort bewundern und Alles schön finden und glücklich sein.“

„Ja, glücklich sein; warst Du's denn nicht?“

„O, gewiß war ich's. Er ist ja so gut gegen mich und überschüttet mich mit Aufmerksamkeiten und Freundlichkeiten. Und auch mit Geschenken. Aber sieh', es ist ein Unglück, ich hänge nicht an Geschenken; ich finde sie beschwerlich und langweilig. Und nun denke Dir, immer Ketten und Gehänge, daraus man sich nichts macht, und zehntausend Bilder, die man nicht versteht.“

„Zehntausend?“

„Oder sage die Hälfte, meinetwegen, aber das macht gar keinen Unterschied. Einer von den berühmten Malern hat das ‚Paradies‘ gemalt, auf dem tausend Figuren sind; ich glaube, so viele kommen gar nicht in's Paradies hinein. Der Graf war auch der Meinung und freute sich, als ich's sagte, denn ich muß es Dir wieder-

holen, er ist von einer beständigen Güte gegen mich und findet Alles hübsch und reizend, was ich sage, so daß es mich geradezu beschämt. Aber während ich das von dem Paradiese so scherzhaft und zu seiner wirklichen Erheiterung hinsagte, war er doch zugleich auch ein wenig ärgerlich auf mich, und warum? Weil es wie Kritik klang und er in Einem fort immer nur Bewunderung, immer nur Kunstbewunderung von mir verlangte."

„Du bist doch aber selbst eine Künstlerin."

„Eben weil ich es bin oder es zu sein mir wenigstens einbilde, gerade deshalb bin ich so sehr gegen Ueberspanntheiten auf diesem Gebiet. Immer nur Die, die von Kunst wenig wissen und verstehen, finden Alles himmlisch und göttlich. Auch der Graf hat mehr Begeisterung als Verständniß. Erinnere Dich nur, genau genommen, wußt' er auch vom Theater nicht viel, trotzdem er die Wolter elfmal als Messaline gesehen hatte. Das sieht wie Studium aus, bedeutet aber wenig oder nichts. Er kennt eigentlich nur Personen, die ihm gefallen, und solche, die ihm mißfallen. Und das nennt er dann Kunst und Kritik! Und nun gar Bilder .... Aber stelle Dich hierher, daß ich den Blick auf den See frei habe .... Nun also, Bilder sagt' ich. Ja, was that er?

Er nannte die Namen, und diese Namen gingen ihm glatt genug über die Lippen, denn er spricht recht gut italienisch. Aber das ist auch Alles. Und weil er zufällig viele Jahre lang in Verona gestanden hat, so sprach er am liebsten .... Aber kennst Du Paul Veronese?"

„Gott, Franziska, wir sind doch aus einem gebildeten Lande."

„Nun gut also. Da hättest Du nun hören sollen, was er mir Alles vorschwärmte von Kolorit und pastos und satten Farben. Ja, Du lachst, aber wirklich von satten Farben. Und das Alles, wenn man elend und hungrig ist und kaum noch stehen kann, denn sie haben nirgends Stühle, bloß Bilder und immer wieder Bilder. Ach, da hieß es dann, sich zusammennehmen, und mir war oft das Weinen nahe. Und doch ist er so gut, und ich muß und will ihm zuliebe leben, auch in kleinen Dingen. Denn an kleinen Dingen hängt ja das Glück und in der Ehe erst recht. Und ich bin doch nun in der Ehe."

„Versteht sich, bist Du."

Franziska erröthete. Dann faßte sie sich wieder und sagte: „Ja, Hannah, da hast Du mir gefehlt und bei hundert anderen Gelegenheiten. Denn die Josephine dalberte nur immer,

erst mit dem Zimmerkellner und dann mit dem Andras, trotzdem er noch ein halbes Kind ist und erst sechzehn wird .... Aber, o Gott, was schwatz' ich da von Venedig und Josephinen, all' das bedeutet ja nichts und nur das bedeutet was, wie Dir's ergangen ist, Dir, meiner lieben Hannah. Denn darin spiegelt sich mein eigenes Leben und wie mir's in Zukunft ergehen wird. Und nun sage mir, wie die Leute hier sind. Alles, was Du mir gestern erzählt hast, war lange nicht genug und nur so nothdürftig drüber hin. Ich will aber Alles wissen, Alles, ob sie freundlich und entgegenkommend sind oder zurückhaltend, offen oder verschlagen, gewitzt oder abergläubisch, mit einem Wort, gut oder böse. Verschweige mir nichts. Und nun sprich und stelle sie mir vor, Einen nach dem Andern, als ob sie leibhaftig vor mir stünden."

„Also der alte Czagy ...."

Franziska nickte.

„Der ist der Erste, daran ist kein Zweifel. Er hat mehr Einfluß, als alle Anderen zusammengenommen. Aber wichtiger für Dich ist doch eigentlich der kleine Kaplan."

„Ein Kaplan? Hier im Schloß?"

„Nein, unten in der Stadt. In Szegeni-

haza. Wenn Du das Glas nimmst, kannst Du sein Haus sehen."

„Und dann?"

„Nun, dann haben wir noch den Toldy, den alten Toldy."

„O, den kenn' ich. Das ist des Andras Vater."

„Ja. Aber außer dem Andras hat er noch elf andere Kinder. ‚Je mehr Magyar, je mehr Freiheit', ist einer von seinen Sätzen und Glaubensartikeln."

„Also wohl überspannt?"

„Ich weiß es nicht sicher. Nur das weiß ich, er war Honvedfähnrich und hat einen Hieb über den Kopf von Anno Neunundvierzig her. Es kann also wohl sein. Ist immer ungrisch rabiat und haßt Alles, was kaiserlich ist. Aber ehrlich und kreuzbrav und kann erzählen und Geige spielen und hat nicht bloß den Garten und das Treibhaus unter sich, sondern auch die Galerie. Da weiß er gut Bescheid und kennt jeden Petöfy."

„Gut. Aber als ich gestern hier ankam, hab' ich nicht Drei, sondern Dreißig gesehen oder doch nicht viel weniger. Ich erschrak ordentlich. Ein paar sahen aus wie Zigeuner."

„Und sind es auch, und sind eigentlich Alle wie Zigeuner oder Mäusefallenhändler. Alle

schlank und braun und langes Haar und gutmüthig und lachen immer. Aber ich trau' Keinem nicht. Wutsch, ist ein Löffel weg. Es ist Alles wie in einer Verschwörung."

Fünfzehntes Kapitel.

Bald darnach war die Toilette beendet, und Franziska, während sich Hannah noch im Zimmer um sie her zu thun machte, nahm auf gut Glück eins der Bücher vom Bücherbord und setzte sich in das Nischenfenster, um zu lesen. Aber sie war zerstreut, der Sinn stand ihr nach anderen Dingen, und so legte sie das Buch wieder beiseite und sagte:

„Es geht nicht, Hannah. Ich möchte lieber etwas sehen, den Park oder den Garten. Sage, was bedeutet der große Saal hier nebenan, der jetzt wahrscheinlich zu seiner eigenen Verwunderung nichts weiter ist, als ein Entrée zu meinem Zimmer."

„Das ist der Eßsaal aus der Türken- oder der Prinz Eugen-Zeit her, wo der Neubau des Schlosses eben fertig geworden war. Und Toldy zeigte mir auch die Stelle, wo Prinz Eugen leibhaftig gesessen hat."

„O, das interessirt mich. Prinz Eugen! Komm', das will ich sehen. Du mußt mich überhaupt im Schlosse hier umherführen und mir Alles sagen, was Du weißt. Ich habe dann auch Stoff für den Grafen und kann ihm Konversation machen. Er hat es so gern. Bis jetzt kenn' ich ja nur meine drei Zimmer."

Unter diesen Worten war Franziska von Hannah gefolgt in den großen Saal eingetreten. Dieser lief durch die ganze Schloßtiefe, weshalb er auch zwei Balkone hatte, von denen der eine weit über den See hin in's Land hinaus sah, während sich der andere mit einem Blick auf den Schloßhof begnügen mußte. Hohe Glasthüren führten auf beide hinaus. Der Saal selbst war von hellgelbem, polirtem Stuck, desgleichen der Plafond, an dessen vier Ecken ebensoviel Engel in den Saal herniederhingen und in die Tuba bliesen.

Franziska sah hinauf und sagte: „Die Wahrheit zu gestehen, Hannah, ich freue mich, diese vier Engel nicht beständig über mir zu haben. Sie blasen den Petöfy'schen Ruhm in die Welt hinaus, und das ist gut, aber unter ihnen zu sitzen, ist gefährlich. Zeige mir lieber, wo Prinz Eugen gesessen hat."

„Ich weiß nur, was ich von Toldy weiß: der Prinz habe die Balkonthür gerade im Rücken gehabt."

„Welche?"

„Die dort, die nach dem Hofe hin."

Und nun suchten Beide die Stelle, wo der Prinz nothwendig gesessen haben müsse, lachten, als sie sie gefunden hatten oder doch gefunden zu haben glaubten, und traten endlich wie zum Lohn für ihre Mühe durch die Glasthür auf den Balkon hinaus.

Aber nicht auf lange. Die Vormittagssonne fiel von der Seite her blendend auf den Schloßhof und zwang sie, wieder zurückzurückzutreten, um im Schatten der Thürpfeiler besser sehen zu können."

„Ah, das ist schön," sagte Franziska, während sie den Hof mit ihrem Lorgnon musterte. „Du hast mir nur von Türkenzeit und von zweihundert Jahren erzählt, aber das, was hier drüben steht, ist ja viel, viel älter. Und daß es so dicht eingesponnen daliegt, das lieb' ich am meisten. Sieh' doch nur hier, eine pure Wildniß." Und dabei wies sie nach rechts hin auf ein niedriges und halb zerbröckeltes Mauerstück, das in seiner Front von Weinlaub halb über-

wuchert war, während von der Rückseite her allerlei Hollunder- und Ebereschenbäume mit ihren schwarzen und rothen Beeren in den inneren Schloßhof hineinwuchsen. „Und dies hier," fuhr sie fort, „dies hier mit dem niedrigen Rundbogen, das muß die Kapelle sein, vielleicht nicht mehr im Gebrauch, aber doch in alter Zeit gewesen, viele hundert Jahre zurück. Versteht sich, da sind ja die zwei Nischen, wo die Heiligen gestanden haben und der überhängende Thurm. Und sieh' nur, da ist auch das Glockenseil.... Ach, Hannah, es bleibt dabei, das waren doch unsere besten Tage, wie wir noch mit dem Kirchenschlüssel in den Thurm gingen und an dem Glockenseil zogen und den Abend einläuteten."

Franziska, während sie so sprach, war wieder auf den Balkon hinausgetreten, und schützte sich jetzt, so gut es ging, mit der Hand gegen die Sonne. Dabei sah sie nach dem Glockenthurm hinauf, der im Wesentlichen nichts war, als eine vom Giebel her vorgeschobene Holzwelle mit einem hölzernen Schrägdach darüber. Auf dem Wellbaum aber, ganz wie segelreffende Matrosen auf eine Raae liegen, lagen ein paar Arbeiter und zogen ein starkes Tau durch eine der Glockenösen, während ein paar andere von Dach und Giebel

her ihre Kameraden bei der Hantirung unterstützten. Und wirklich nicht lange mehr, so sah Franziska, wie sich die größere Glocke zu senken begann, langsam und allmälig bis sie das starke Bohlenbrett einer mit vier kleinen Pferden bespannten Schleife berührte, die mittlerweile von dem Thorbogen her unter den Thurm gefahren war.

Alles ging lautlos von Statten, ohne daß irgend einer der Schloßbewohner durch Neugier herbeigelockt worden wäre, vielleicht weil die Sonne so glühend heiß auf den Hof fiel. Endlich aber erkannte Franziska den Kutscher, der sie gestern vom Dampfschiff her abgeholt hatte.

„Was giebt es,“ fragte sie hinunter.

„Kaput, Gräfin gnädigste.“

„Gestern?“

„Gestern,“ klang es zurück. Und ehe sie weiter fragen konnte, setzte sich der Zug auch schon in Bewegung und bog vom Hof her in den Schlängelweg ein, den man unter dem Portal hin noch eine Strecke weit verfolgen konnte.

Franziska war blaß geworden und zitterte. „Hast Du's gehört?“

„Was?“

„Du fragst noch? Als man zu meinem Einzuge läutete ....“

„.... Hatte die Glocke schon einen Sprung. Das ist es und weiter nichts. Glaube mir, ich versteh' mich auf Glocken, und wenn Du durchaus was von Zeichen und Auslegung haben willst, so sag' ich Dir, es heißt: ‚Alles, was hier nichts taugt oder einen Sprung hat, das muß jetzt an's Licht und offenbar werden. Ein neues Leben unter der neuen Gräfin!‘ Ja, Fränzl, das heißt es.“

„Ach, Hannah, das sagst Du so, weil Du mir ansiehst, daß es mir einen Stich in's Herz gegeben hat, und weil Du mich trösten willst. Aber Du redest es mir nicht fort. Es giebt eben Zeichen und Träume.“

„Für die, die daran glauben. Ich habe meinen lutherischen Katechismus und das Gesangbuch. Und das ist besser als Traumbuch und Aberglauben.“

* * *

Eine Stunde später war der Graf zurück und ließ fragen, ob die Gräfin eine Spazierfahrt mit ihm machen und darnach die Bildergallerie besichtigen wolle. Der alte Toldy habe schon

Ordre, die Vorhänge zurückzuziehen und für Luft und Licht zu sorgen.

Franziska war froh — an ein „Nein" war ohnehin nicht zu denken — und in halb wiedergewonnener guter Laune bestieg sie gleich darnach den Korbwagen, in dem sie schon gestern die Fahrt vom Dampfschiffe bis zum Schloße gemacht hatte. Der Graf fuhr selbst, war sehr aufgeräumt und fragte viel und rasch, schwieg aber beharrlich über den Zwischenfall, trotzdem die Geräthschaften und Taue noch umher lagen, deren man sich bei dem Herabholen der Glocke bedient hatte.

Der Park war eine Schöpfung aus des Großvaters Tagen her und überdeckte den halben Schloßberg, der nach rückwärts hin ebenso sanft und allmälig wie nach vorne hin steil und plötzlich abfiel. Auf der allmälig abfallenden Seite waren fünf große Terrassen angelegt, die zunächst durch Treppenstufen, aber nebenher auch durch in der Serpentine gebaute Fahrwege miteinander Verbindung hielten. Innerhalb dieser Wege ging jetzt die Fahrt. Auf der zweiten Terasse befand sich die Stelle, wo der artesische Brunnen gegraben wurde, dann kamen gespannte Teiche mit Hängeweiden, bis endlich eine schon ganz am Fuße des Berges gelegene Hütten- und Häuserreihe folgte,

darin Alles wohnte, was man trotz seiner Zugehörigkeit zu Haus und Herrschaft oben im Schloß nicht haben wollte: Slowaken und Walachen und der alte Zigeunerkönig Hanka, der von hier aus seinen meist auf der Wanderschaft begriffenen, ziemlich zahlreichen Clan regierte. Zuverlässig war nur Klaus Ambronn, ein deutscher Schmied aus den Rheinlanden her, der, soweit es ging, nach dem Rechten sah und das Amt eines Vogts oder Schultheißen verwaltete.

Der Graf freute sich der Theilnahme, die Franziska sichtlich bewies und die noch wuchs, als sie wahrnahm, daß unter des Schloßherrn Passionen auch die Parkpassion eine Rolle spielte. Geschickt raffte sie zusammen, was ihr von Sanssouci, Wörlitz und dem Dresdener Großen Garten her noch in Erinnerung war, und zog allergewagteste Parallelen, die jedoch dadurch eher gewannen als verloren, indem sie dem Grafen, was er sehr liebte, Gelegenheit zu Berichtigungen und Erklärungen boten.

Ausgangs der Hütten- und Häuserreihe stand eine Gruftkapelle, wenig über hundert Jahre alt, durch deren Gitterstäbe Franziska die großen Metallsärge stehen und eine, so schien es, von der Wölbung herunterhängende Lampe mit mattem

Schimmer brennen sah. Sie wollte fragen, was es sei, bezwang sich aber und schwieg und beglückwünschte sich gleich darnach zu diesem Schweigen, als sie von der Kapelle her in einen entzückenden Wiesengrund einbogen, darin ein von einem Nachbarberge herabkommender Bach schäumte. Zahlreiche Birkenbrücken führten von einem Ufer auf's andere hinüber und herüber und an eben diesem Bache hin ging jetzt eine halbe Stunde lang die Fahrt, bis der Graf, eine Kurve nach rückwärts hin beschreibend, einen breiten Plantanenweg erreichte, der in seiner Verlängerung allmälig wieder auf die Schloßhöhe hinauf führte.

Franziska war sehr glücklich. Namentlich die Wiesengrundpartie hatte sie wirklich erquickt, und ein leises Unbehagen kam ihr erst wieder, als sie bei der Rückkehr in den Schloßhof des Glockenthurms und der offenen Dachstelle darüber ansichtig wurde. Doch es ging rascher vorüber, als sie dachte, vielleicht weil ihr Hannah's Bild wieder in Erinnerung kam. „Ja, diese Bibel- und Gesangbuchleute," sagte sie, „sie sind doch beneidenswerth und nicht bloß besser, sondern auch klüger als wir. Wirklich, es verlohnte sich nicht, eine Stunde zu leben, wenn ein Menschenloos daran hinge, ob eine Glocke springt oder nicht."

Sechzehntes Kapitel.

Der alte Toldy, der den Gärtner inzwischen abgelegt und den Galeriediener angezogen hatte, wartete schon auf der Rampe. Mit ihm Andras.

„Alles in Ordnung, Toldy?“ fragte der Graf.

Toldy nickte.

„Gut. Aber wir wollen nicht hier hinauf, nicht die große Treppe; ich will der Gräfin den alten Thurm zeigen.“

Unter diesen Worten nahm er Franziska's Arm und führte sie, während Andras vorauflief und Toldy folgte, bis an einen alten, an den neueren Schloßbau sich anlehnenden Eck- und Feldsteinthurm, in dem eine Wendeltreppe zwei Stock hoch hinaufstieg. Alles Licht kam durch schmale, nur handbreite Scharten, die von fünf Schritt zu fünf Schritt das dicke Mauerwerk durchbrachen. An einer dieser Oeffnungen hielt der Graf und wies auf die Landschaft, die sich gerade von hier aus in einer besonderen Schönheit zeigte: weithin sichtbar flimmerte der See, rechts daneben aber stieg ein hoher und scharf profilirter Felskegel auf, der „der Bischof“ hieß, weil man den Stab und die Bischofsmütze deutlich erkennen zu können glaubte.

Wieder einige Stufen höher war an Stelle der Scharten eine niedrige, mit dem Neubau Verbindung haltende Spitzbogenthür, und hier stand Andras, um durch eine tunnelartige Passage hin den Weg zu zeigen. Der Graf bückte sich und reichte von rückwärts her Franziska die Hand.

Als diese glücklich aus dem Defilé heraus war, war sie frappirt von der Anmuth des unmittelbar dahinter gelegenen Zimmers, das in diesem Augenblicke nach der eben passirten Enge beinahe geräumig wirkte, trotzdem es nur ein einziges erkerartig vorspringendes Fenster, ein sogenanntes bow-window, hatte. Dies Zimmer hieß das Howardkabinet und enthielt ausschließlich Landschaften, die der englischen Mutter des Grafen, der schönen Arabella Howard, bei Gelegenheit einer Erbschaft zugefallen waren. Einige dieser Landschaften waren von Gainsborough, andere von Everdingen oder doch aus seiner Schule. Franziska, trotz Allem, was sie vor wenig Stunden erst über Galeriebesuch gesagt und geklagt hatte, hatte doch Verständniß für Bilder und erkannte leicht, daß es sich hier um etwas Besonderes und Hervorragendes handle, was eine sorgliche Musterung nicht nur verlohne, sondern sogar fordere; der Graf aber verrieth augenscheinlich Ungeduld

und wollte weiter, weil er sich auf den Eindruck freute, den der Ahnensaal auf Franziska machen würde.

Diese Freude blieb ihm aber aus, denn in demselben Augenblick, wo man unter Zurückschlagung einer Portière von dem Kabinet her in den Bilder- und Ahnensaal eingetreten war, erschien auch schon Herr Koloman Czagy mit der Meldung, daß Besuch gekommen sei.

„Wer?“ fragte der Graf ungehalten und beinahe barsch.

„Oberst Szabô mit Baron Perczel und Graf Devaviany.“

„Ah Szabô,“ rekolligirte sich der Graf. „Unsere medisanteste Zunge! Die Herren sind offenbar neugierig, Dich kennen zu lernen und warten auf den Augenblick, um mit ihrer Klatsch- und Lügenpost um unsern See herumfahren zu können. Aber meinetwegen. Komm', laß uns abbrechen, Fränzl; ich werde Dich vorstellen.“

„Ist es so Dein bestimmter Wunsch und Wille?“

„Wille? Was Wille? Der Deine gilt; Du bestimmst.“

„Dann zieh' ich es vor, hier zu bleiben und die Neugier der drei Herren noch ein Weniges warten zu lassen.“

„Einverstanden. Man soll es den Klatschbasen beiderlei Geschlechts nicht allzu bequem machen. Und nun sieh' Dich um in der Galerie. Toldy kennt sie besser als ich."

Damit ging er, und Franziska blieb mit Toldy zurück. Dieser, so wenig er von Bildern verstand, war doch in dem Einen ein guter und geschulter Galeriediener, daß er sich die schwere Kunst, „nicht zu stören," all' seiner sonstigen Plauderhaftigkeit zum Trotz angeeiguet hatte. Klug hielt er sich zurück, auch heute wieder, -immer abwartend, ob Franziska nach ihm verlangen würde.

Diese trat ohne Weiteres an eine der Längswände heran, an der sich in stattlicher Reihe die lebensgroßen Bilder der Familie Petöfy befanden. Ueber Alles, was noch Rüstung und hohe Reiterstiefel trug, ging sie schnell hinweg und verrieth erst Aufmerksamkeit, als sie bei Bildnissen angekommen war, die diesem Jahrhundert angehörten. Alle hatten Inschriften, entweder unmittelbar auf der Unterleiste des Goldrahmens, oder aber auf kleinen Täfelchen, die, so schien es, neuerdings erst angehängt worden waren. Eine Rothblondine mit einem Rembrandthut und einer Straußenfeder darauf fesselte sie ganz be-

sonders. Sie zweifelte keinen Augenblick, wer es sei, befragte aber doch das Täfelchen und las: „Arabella Howard, geb. 9. März 1785 auf Arundel Castle, Sussex; vermählt 21. März 1803 mit Graf Michael Petöfy; gest. 11. Februar 1837 auf Schloß Arpa.“

Des Grafen Mutter also, wie sie gedacht hatte. Das Bild schien bereits Jahr und Tag vor der Verheirathung, trotzdem diese schon mit achtzehn Jahren stattgefunden hatte, gemalt worden zu sein und ließ die Lady jugendlicher als ihre zwei Töchter erscheinen, unter denen nur die Züge der jüngeren an die der Mutter erinnerten. „Eveline Gräfin Petöfy, geb. 10. November 1816, vermählt mit Graf Aribert Asperg 1841, gest. den 13. August 1845 zu Wien.“ Das Täfelchen trug einen Flor, und Franziska sagte, während sie die beiden letzten Zahlen verglich: „Ein kurzes Glück, wenn es ein Glück war.“

Das letzte Bild, das in der Reihe hing, war das des Grafen, etwa vor zehn Jahren erst gemalt. Er trug Frack und Ordensstern; das Haar war noch voll, aber schon beinahe weiß.

Zwischen diesem Bild und dem abschließenden Eckpfeiler war noch ein Platz frei. Franziska blickte fest auf die leere Stelle, bis sie sich selbst

zu sehen und das Täfelchen zu lesen glaubte. „Franziska Franz, geboren ....“ Und ein banges Gefühl überkam sie plötzlich, wie wenn sie hier doch nur eine Fremde sei, nur durch Laune geduldet und zugelassen. Aber dies Gefühl währte nicht lange. Sie hatte zu viel von vornehmer Welt gesehen, um sich durch bloße Namen auf länger als einen Augenblick imponiren zu lassen. Und so wandte sie sich von den Ahnenbildern fort und trat an die Längswand gegenüber.

Hier befanden sich große Tableaux mit viel Roth und Gelb, über deren Roth und Gelb noch mehr Grau schwebte. „Schlachtenbilder also.“ Gleich das erste — die Täfelchen fehlten hier — war unverkennbar ein Bild aus der Zeit der Türkenkriege: Halbmond und Roßschweife füllten das Feld, und in der Mitte sprang eine Festung in die Luft.

„Zriny,“ sagte sie lächelnd. Aber mit diesem Zrinybilde, mit dem das Türkische begann, schloß es auch wieder, und was weiter kam, waren neuere Schlachten, die nicht weiter zurückgingen als bis Groß-Aspern oder Marengo. Sie sah flüchtig drüber hin und sammelte sich erst wieder, als sie bei dem letzten angekommen war, auf dem sich zwei feindliche Heere gegenüberstanden, von

denen das eine, so schien es, eben die Waffen gestreckt hatte. Die Waffen lagen aber nicht am Boden, sondern waren zu Pyramiden zusammengestellt, an denen bunt und malerisch Czakos, Säbel und Patronentaschen hingen. Im Vordergrunde blickten einige der gefangenen Führer finster schmerzlich zur Erde, während sich auf den Gesichtern der Soldaten abwechselnd Wuth und Verzweiflung spiegelten. Was war es? Auch hier fehlte das Täfelchen, aber in dem Rahmen selbst war eingeschrieben: „Vilagos, 13. August 1849."

Siebenzehntes Kapitel.

Diese Kapitulation von Vilagos war augenscheinlich das beste Galeriebild, aber sich in dem, was Porträt darauf war, zurecht zu finden, wollte Franziska trotz aller Anstrengung nicht gelingen. Und so sah sie sich schließlich doch gezwungen, Toldy heranzuwinken. Für diesen ein langersehnter Moment.

„Ich finde mich nicht zurecht, Toldy," sagte sie. „Hier links, so viel erkenn' ich an den grünen Uniformen, ist Alles russisch und das hier seid ihr. Aber ich kenne Niemand. Wer ist Der hier, der Graubart?"

„Ist Kiß; General."

„Todt?"

„Todt. Piff, paff!" Und er hob beide Arme, wie zum Gewehranschlag.

„Und Der hier?"

„Ist Nagy Sandor; General."

„Todt?"

„Todt." Aber statt der Bewegung des Gewehranschlages machte er jetzt die des Gehenktwerdens. „Und," fuhr er nunmehr, ohne weitere Fragen abzuwarten, in immer lebhafter werdendem Tempo fort, „hier Leiningen, General; todt. Und hier Aulich, General; todt. Und hier Rüdiger, General, aber russischer General. Und hier Görgey, Hund."

„Das darfst Du nicht sagen, Toldy."

„Darf ich sagen, Gräfin gnädigste. Görgey Verräther, und Verräther .... Hund." Und dabei funkelten ihm die alten Augen und ein ungrisch unverständlicher Redestrom kam von seinen Lippen, dem Franziska nichtsdestoweniger mit Hülfe zahlreich eingestreuter Namen entnehmen konnte, daß vom Grafen Ludwig Batthiany, ganz besonders aber von den Galgenexekutionen vor Arad die Rede war.

Als er endlich schwieg, dankte sie dem Alten,

ohne seinen Haß gegen Oesterreich und Görgey noch irgendwie weiter rektifiziren zu wollen, und verließ den Bildersaal, um unter Vermeidung der Wendeltreppe durch das Billardzimmer in ihre Wohnräume zurückzukehren.

* * *

Als sie diese betrat, heimelte sie das überaus Behagliche darin an, aber die Fahrt und mehr noch die Galerie hatten sie müde gemacht, und so streckte sie sich auf eine dem Fenster gegenüberstehende Chaiselongne und schlief ein.

Als sie wieder erwachte stand Hannah in der Thür.

„Ich wollte Dich nicht stören, denn Du brauchst Schlaf; aber der Graf schickt eben schon zum zweiten Male: die Herren würden zu Tisch bleiben. Er erwartet Dich also."

Franziska fühlte sich wenig angenehm von dieser Meldung berührt und erschrak fast. Es war ihr nicht zu Sinn, eine Konversation mit ungrischen Edelleuten zu führen, mit Kavalieren, deren Ton und Ausdrucksweise sie von ihren Wiener Tagen her nur zu gut kannte. Mit wachem Auge weiter zu träumen, wäre ihr das ungleich Liebere gewesen. Es galt aber, sich dieser Stimmung so rasch wie möglich zu entreißen, und

so setzte sie sich an den Spiegel, um ihrer Toilette den Abschluß zu geben.

„Gieb mir noch das venetianische Collier, Hannah; ich glaube, der Graf freut sich, wenn ich es trage. So. Und nun noch den Fächer. Ach, Hannah, ich wollte, ich säß' erst wieder an diesem Tisch hier und hätte nichts um mich und nichts über mir als die Mutter Gottes und den kleinen Christus, der mir den Rosenkranz entgegenhält. Ich wollt' ihn lieber zwölfmal abbeten, als von Oberst Szabô zwölf Artigkeiten hören. Ich empfinde doch nur Gêne dabei."

„Sei nur erst im Feuer, so kommt Dir der Muth. Es ist gerade wie beim Theater."

„Ja, Du hast Recht, ganz so. Sie sind auch wirklich nur gekommen, mich als Gräfin auftreten zu sehen. Und haben nebenher noch das Vergnügen, selbst mitspielen zu dürfen."

* * *

Vorstellung und Begegnung waren ganz so verlaufen, wie Hannah prophezeit hatte. Nach Ueberwindung einer ersten Scheu war Franziska gesprächig geworden, und bei Schluß der Tafel stand es außer Frage, daß man sich gegenseitig gefallen hatte. Nur Eines war ihr unbequem gewesen: ein gewisses Uebermaß von Zurück-

haltung und Respektsbezeugung, das augenscheinlich vorher verabredet worden war. Aber sie war andererseits zu klug und zu billig denkend, um nicht den Unmuth darüber verhältnißmäßig leicht zu verwinden. „Die goldene Mitte zu halten ist unter allen Umständen schwer, und die vornehme Welt kann es am wenigsten. Es dünkt ihr das Bequemste, sich in Extremen zu bewegen.“

Der Kaffee war nicht auf der Veranda, sondern auf der obersten Parkterrasse genommen worden, von der aus sich das Landschaftsbild weniger großartig als in der Front, aber dafür auch um so lieblicher präsentirte. Das, was voll künstlerischen Sinnes von Seiten des Grafen an dieser Stelle geschehen war, steigerte nur diesen Eindruck und so konnte es denn kaum ausbleiben, daß Huldigungen über Huldigungen gegen ihn laut wurden, am meisten im Hinblick auf den Teich und die Trauerweiden, über die mehrere hohe dunkle Cypressen von der unteren Terrasse her hinwegragten. In der That, es war ein entzückendes Bild und der Abend ohne Luftzug und ohne Schwüle. Nur dann und wann kam von den Rosenbeeten her ein leiser Hauch herüber.

* * *

Es war kurz vor Sonnenuntergang, als die drei Herren aufbrachen. Ihr Wagen verfolgte von Terrasse zu Terrasse denselben Schlängelweg, den Graf und Gräfin auf ihrer Vormittagsfahrt innegehalten hatten, und Beide sahen jetzt dem im schnellsten Trabe dahinjagenden Gefährte nach, bis es die letzte Biegung bei der Gruftkapelle gemacht und sich in dem Wiesengrunde, darin es bereits dunkelte, verloren hatte. Aber noch in dem Dunkel verfolgten sie die Spur.

Als Franziska nach einer Weile wieder Platz genommen, nahm der Graf ihre Hand und sagte:

„Du hast Dich tapfer gehalten, Fränzl, und auf den alten Szabô kannst Du nun rechnen. Devaviany bedeutet nicht viel, er ist von alter Zeit her ein Narr und denkt an nichts, als an seine Handschuhe. Sahst Du wohl, wie kokett er sie strich und streichelte? Bleibt also nur noch Perczel. Und der ist bon garçon. Szabô allein gilt; er hat den Ruf und Ruhm, den alle Spötter haben, nicht vor Gott, aber doch in der Gesellschaft und zumal in der unsrigen. Und weil ich nun 'mal von der Gesellschaft spreche, so laß mich auch gleich von unserem Leben sprechen, das halt kein Leben sein kann wie bei Vefour oder

Very. So viel steht leider fest. Es hilft aber nichts, Fränzl, und auf ein bischen Einsamkeit und Langeweile wirst Du Dich schon gefaßt machen müssen. Ich kann's nicht aus der Welt schaffen."

„Und sollst Du auch nicht, Petöfy. Es ist mir so recht, wie's ist. Daß ich Dir's nur gestehe, mich erquickt diese Stille geradezu."

„Gewiß, so lange Dir noch der Lärm der großen Stadt im Ohre klingt. Aber ist der erst 'mal verklungen, ganz verklungen, so verlangst Du auch wieder darnach. Gieb Acht, ich weiß das. Und so hab ich mir's denn überlegt, wie wir's machen wollen, um die große Leere nicht aufkommen zu lassen oder sie doch wenigstens hinauszuschieben. Denn zuletzt kommt sie doch. Und nun höre. Mit unserem Schloß hier bist Du so gut wie fertig und wenn nicht heute, so doch morgen. Man kann eben nicht immer auf den See sehen, so schön er ist, und außer dieser Terrasse, die Dir den Blick in den Park und die niedergehende Sonne gönnt — sieh' nur, wie sie da zwischen den Cypressen hängt — hast Du nichts hier als den alten Thurm und die Bibliothek und die Bildergalerie. Vielleicht noch das Billard. Spielst Du?"

„Nein.“

„Also Beweis mehr, wie nöthig uns ein Programm ist.“

„So gieb es.“

„Ich denke mir also, wir haben ein gemeinschaftliches Frühstück ein= für allemal und Du plauderst mir dabei vor, was Du die Stunden vorher geträumt hast. Gute Träume kommen einem Sensationskapitel am nächsten; übrigens brauchen sie nicht wahr zu sein, nur hübsch und unterhaltlich. Und dann entlass' ich Dich in Gnaden, und Du bist frei bis zu Tisch. Aber so leicht das klingt, so schwer wiegt es, denn es ist eine lange, lange Zeit, und unser Besuch heute hat uns nur zufällig mit einer Ausnahme debütiren lassen. Also frei bis zu Tisch, bis Sechs. Dann speisen wir, und gleich darnach beginnt unser eigentlicher Tag, oder sag' ich lieber der meinige. Nach Tisch haben wir dann noch eine Fahrt, etwa wie heute früh, und unterwegs erzählst Du mir dies und das und giebst mir eine Quintessenz aus der Plauderecke der Zeitung.“

„Auch vom Theater?“

„Ei, gewiß. Das ist ja gerade das Beste, Fränzl, das ist die Hauptsach'. Es war mir

schon recht heute, daß der Geck von Devaviany meiner lieben kleinen Gräfin die Ehre gegönnt und über seine neuesten Coulissenconnaissancen — denn er wechselt jede dritte Woche — geschwiegen hat, aber wenn wir unter uns sind, Fränzl, und in dem Korbwägelchen über die Wiese fliegen, ei, dann will ich auch hören, was mir Spaß macht, von dem Speidel und dem Spitzer und dem Herrn von Dingelstedt und dem Herrn von Laube. Versteht sich. Und will auch hören, ob uns der Strakosch wieder ein neu Genie präparirt, oder ob uns der Herr von Wilbrandt eine neue römische Kaiserin appetitlich zurecht macht. Ja, Fränzl, davon will ich hören. Und dann nehmen wir unsern Thee, wär's auch nur, weil ich die kleine blaue Flamme so gerne seh', viel lieber als die bei Schwester Judith, und nach dem Thee, nun, da spielen wir ein Schach oder noch lieber ein Piquet. Aber Du darfst nicht betrügen und nicht vierzehn Buben ansagen, wenn Du sie nicht hast. Und wenn dann Vollmond ist oder auch nur die Sichel über der Terrasse steht, dann laß ich den Hanka kommen und den Toldy, — denn wenn wir sie Beide haben, dann überbieten sie sich und will jeder der Erste sein, — und dann haben wir einen

Czardas und sehen zu, wie sich das junge Volk im Kreise dreht."

„Und ich tanze mit."

„Tanzt Gräfin mit," lachte der Graf. „O gewiß, das paßt. Und der Andras weiß sich zu schicken. Ist Magyar."

„Und bei solchem Leben, Petöfy, willst Du mir noch von Einsamkeit und Langeweile sprechen? Das ist ja wie aus dem Märchen."

„Ja, Fränzl, wie aus dem Märchen. Freilich. Aber ein Märchenleben ist kein Leben. Es fehlt was darin."

„Und das wäre?"

„Die Menschen."

„Ich entbehre sie nicht."

„Jetzt nicht, heute nicht. Aber es wechselt Alles. Und ein Tag ist kurz und ein Tag ist lang."



(Fortsetzung im dritten Bande.)

Inhalt des zweiten Bandes.

W. Moeser Hofbuchdruckerei, Berlin, Stallschreiberstr. 34. 35.

